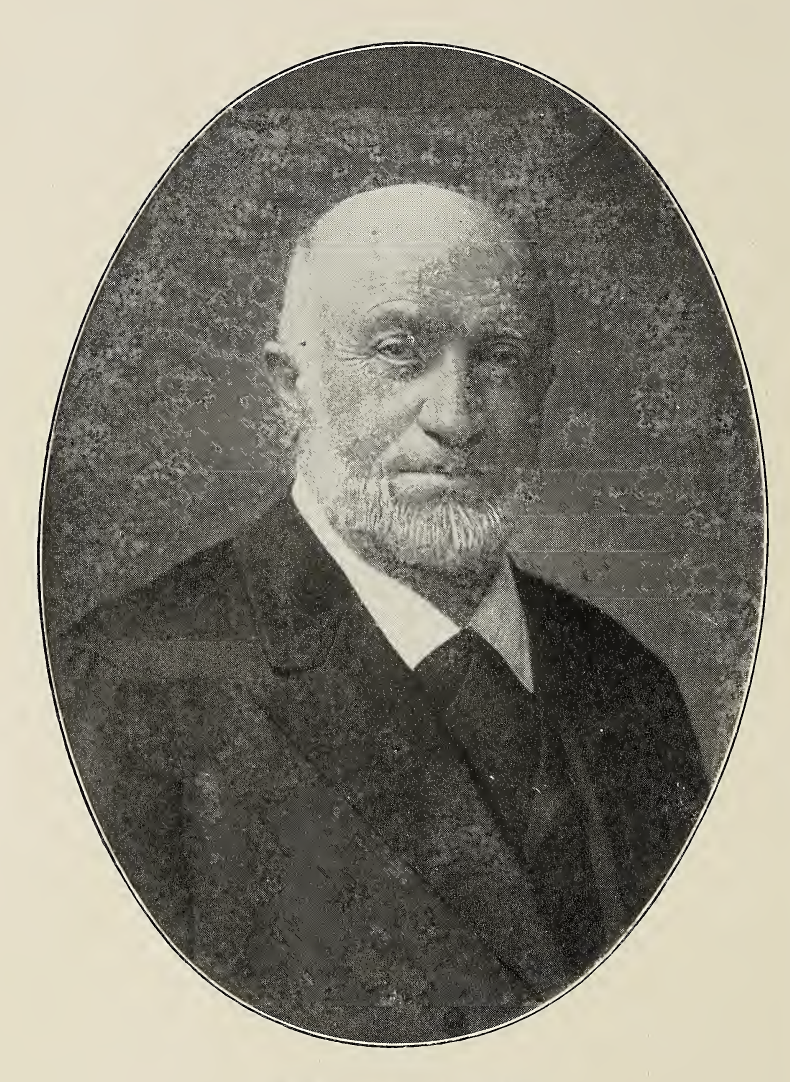
60 Jahre in der Mission unter den Falaschas in Abessinien.





Johann Martin Flad
geboren 7. Januar 1831, gestorben 1. April 1915.

60 Jahre in der Mission unter den Falaschas in Abessinien.

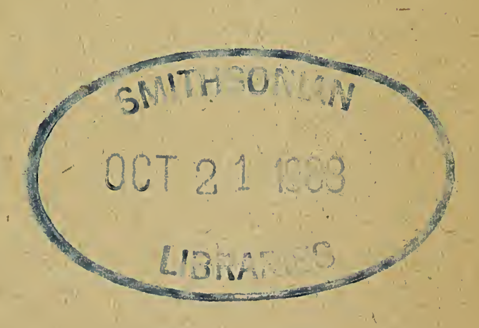
Selbstbiographie des Missionars

Johann Martin Flad.

Mit Einleitung und Schlußwort von
seinem Sohn Pastor Friedrich Flad.

Motto:
„Mohrenland wird seine Hände
ausstrecken zu Gott."
Psalm 68, 32





1. Auflage (1. bis 5. Tausend)

Brunnen-Verlag Gießen und Basel 1922.

Die vorliegende erste Auflage dieses Buches erschien im September 1922 und wurde bei der von Münchow'schen Universitätsdruckerei Otto Kindt Wwe. in Gießen gedruckt :: ::

Für meine Enkel.

Den Enkeln und Enkelinnen Flad,
Krüsmann-Flad und Knellessen-Flad

gewidmet.

Vorwort.

Mein Vater, Missionar J. M. Flad, hinterließ mir die von ihm selbst in seinem 75. Lebensjahr gemachten Aufzeichnungen über sein ereignisreiches Leben. Außer seinem bis zuletzt guten Gedächtnis dienten ihm bei dieser Arbeit seine Tagebücher über seine Reisen in Afrika. Ich habe an seiner Erzählung sehr wenig geändert, da und dort gekürzt, mir aber erlaubt, längere Berichte über den Fortgang seines Werkes in Abessinien zusammenzuziehen.

In einer von mir verfaßten Einleitung habe ich versucht, dem Leser einen kurzen Überblick zu geben über Land und Leute, über die Geschichte dieses eigentümlichen Bergvolkes, über die evangelischen Missionsbestrebungen dort und über die Falaschas, die braunen Juden Abessiniens. Mein Vater wollte eben nur seine Erlebnisse schildern.

Die Aufzeichnungen meines Vaters schließen mit der Schilderung der letzten Missionskonferenz, die er im Jahre 1894 mit seinen eingeborenen Missionaren in Monkullo am Roten Meere hielt. Er hat danach noch 41 Jahre gelebt und unaufhörlich für sein Lebenswerk, die Falascha-Mission, gesorgt und gewirkt. Da über diesen langen Abschnitt keine Aufzeichnungen von seiner eigenen Hand vorlagen, mußte ich selber noch ein kurzes Schlußwort hinzufügen.

Es war erst nach wiederholten Bitten seiner Kinder, daß unser Vater sich entschloß, die nun veröffentlichten Aufzeichnungen zu machen. Er schrieb dann in kurzer Zeit frisch weg mit dem Gedanken, er erzähle es seinen Enkeln, und hat auch selbst mit seiner kräftigen, schönen Schrift die Aufschrift darüber gesetzt: „Für meine Enkel.“ Den Enkeln Flads sei denn dieses Lebensbild geweiht. Möge es ihnen und vielen andern zum Segen werden!

„Sonneck“, la Chiésaz, bei Vevey, Schweiz.

Friedrich Flad, Pastor.

Einleitung.

Im Süden von Ägypten, östlich des Sudans, erhebt sich das Alpenland Äthiopien, auch Habesch oder Abessinien genannt. Es ist eines der merkwürdigsten Gebiete des Erdbodens. Ohne vermittelnde Übergänge stehen in diesem Berglande Hochgebirge, Hochebene und Tiefland nebeneinander. Im Osten erhebt sich, aus der zum Teil unter dem Meeresspiegel liegenden Danakilwüste, ein beinahe 1000 km langer Gebirgszug mauerartig empor bis zu 4000 m Höhe und noch höher. Das Innere des Landes ist erfüllt von Hochebenen in 2000 bis 3000 m Durchschnittshöhe. Diesen Hochebenen sind Gipfel und Randgebirge aufgesetzt, deren höchster über 4600 m hoch ist. Vulkanische Spaltungen und Einbrüche, und Wasserläufe, die viele hundert Meter tief eingeschnitten sind, haben den Hochebenen im Inneren reiche Gliederung gegeben. Einzelne Teile sind inselartig auf allen Seiten abgetrennt, und bilden die sogenannten Ambas. Diese eigentümlichen Bergbildungen sind die natürlichen Festungen des Landes. Oft findet sich auf den Ambas Raum genug, um Äcker zu bebauen und Herden zu weiden, weshalb mancher Mönchsorden sich diese von der Natur in Abessinien gebotene Weltabgeschiedenheit einer Amba zum Wohnsitz erwählt hat.

Obwohl das Land in der heißen Zone liegt, zwischen 4. und 15. Grad nördlicher Breite, ist das Klima Abessiniens wegen seiner großen Erhebung über den Meeresspiegel angenehm gemäßigt. Nur im Tiefland, wo sich eine überaus üppige tropische Vegetation findet, ist es heiß und ungesund. Die Fieberdünste scheuchen den Eingeborenen hinauf auf das Hochland; dort wird die Sonnenglut durch frische Bergluft so gedämpft, daß Abessinien eines der herrlichsten Klimate der Welt besitzt, ähnlich dem von Quito. Im wesentlichen ist dort ein ewiger Frühling, und nicht mit Unrecht hat der Afrikareisende Gerhard Rolfs schon vor mehr

als 30 Jahren Abessinien als das schönste Sanatorium für die in den Tropen lebenden Europäer bezeichnet.

Sämtliche Getreidearten Europas können auf den Hochländern und bis zu einer Höhengrenze von 2500 m gebaut werden. Der Weinstock kommt zwischen 1430 bis 2150 m vor. Die Abessinier heißen diese Höhenlage das Woin Deka, d. h. das Weinhochland. Der Kaffeebaum hat in den zwei südabessinischen Landschaften Enerea und Kaffa seine Urheimat. Wahrscheinlich ist er von dort aus erst nach Arabien gekommen.

Während in den angrenzenden Ländern sandige Wüsten und steinige Steppen vorherrschen, ist Abessinien ein wasserreiches Land. Keiner seiner Flüsse jedoch ist schiffbar; wild, wie Bergbäche, rauschen sie davon. Von den nach Osten abfließenden Wasserläufen erreicht nur der Djuba den indischen Ozean. Der mächtige, nach Nordosten fließende Hawasch erstirbt in der Salzwüste der Danakil, nicht weit vom Meere. Alle westlichen und nordwestlichen Abflüsse tragen ihre Wasser dem Nil zu; sie führen mit sich die aufgelösten vulkanischen, fruchtbaren Erdablagerungen von den Bergen Abessiniens, welche der Nilstrom längs seinem Laufe seit Jahrtausenden absetzt, und dadurch Ägypten zu einem so reichen Lande macht.

Es gibt wohl auch kein anderes Land der Welt, das so reich ist an wilden und außerordentlichen Tieren. Der Elefant, das Rinozeros, die Giraffe, der Löwe, die Hyäne, der Leopard, die Zibetkatze sind hier zu Hause und, nicht zu vergessen, Scharen von Affen aller Art. Krokodile und Hippopotamus beleben See und Fluß, wie unzählige Vögel die Wälder.

Wer dieses Volk und seine Geschichte erfassen will, der muß sie von der Perspektive dieser gigantischen Felsenburg aus zu verstehen suchen. In der Tat war hier der Zufluchtsort orientalischen Christentums, als die mohammedanische Flut die Kirchen des Ostens mit solch erdrückender Wucht überwältigte, daß nur elende Überreste da und dort übrigblieben. Die Abessinier konnten mit Recht ausrufen: „Dies Haus der Freiheit hat uns Gott ge-

schaffen." In diesem abgeschiedenen Land, inselgleich in seiner Unabhängigkeit, abgeschnitten von allem Verkehr mit den östlichen Völkern, umgeben von Mohammedanern und Heiden, wurde ein christliches Reich begründet, das bis auf den heutigen Tag besteht. Wie alle Bergvölker lieben die Abessinier ihre Berge und haben unzählige Male ihre politische und religiöse Freiheit bis in unsre Tage herein mit Erfolg verteidigt. Eine ägyptische Armee, welche Ende der 70er Jahre das Harrar für den Khediven sichern sollte, wurde von den Abessiniern unter Ras Makonnen gänzlich aufgerieben. Kaum 10 Jahre später scharten sich die Kinder Habesch's wie ein Mann um ihren damaligen König Johannes, um die Mahdisten, welche sengend und brennend bis ins Zentrum Abessiniens vorgedrungen waren, herauszuwerfen. Die Letzten, welche die Entschlossenheit dieses alten Bergvolkes, sich seine Freiheit zu wahren, erfahren und mit einer schweren Niederlage büßen sollten, waren die Italiener. In der Schlacht bei Adua, am 1. März 1896, blieben von ihrem 21 000 Mann zählenden, modern ausgerüsteten Heer nur noch 2000 Mann übrig, die als Gefangene und Geiseln von Menelik in den Süden seines großen Reiches geschleppt wurden. Es war ihm gelungen, in kurzer Zeit eine Macht von 100 000 Mann aus allen Teilen seines Reiches zu sammeln und gegen den eingedrungenen Feind zu marschieren und ihn so zu schlagen, daß er sich zu einem Vertrage entschließen mußte, der die abessinischen Landesgrenzen sicherte.

Abessinien besteht aus drei Teilen. Tigre mit der Hauptstadt Adua bildet den an die italienische Kolonie Erithrea angrenzenden nördlichen Teil. Mittelabessinien besteht aus Amhara und Godscham, mit der Hauptstadt Gondar, nicht weit vom Zanasee. Im Süden dieses Teils befindet sich die Felsenfestung Magdala. Der südliche Teil Abessiniens ist das Königreich Schoa mit der jetzigen Hauptstadt des äthiopischen Reiches, Adis Abeba, die 2580 m über dem Meeresspiegel liegt. Menelik II., der selbst Schoaner war, hat sein Reich im Süden und Osten so stark ver-

größert, daß es heute etwa das Doppelte an Flächenraum darstellt als früher, und auch seine Einwohnerzahl sich verdoppelt hat. Die heutigen, durch Verträge mit den europäischen Großmächten gesicherten Grenzen umschließen einen Raum von etwa 800 000 qkm. (Deutschland in seiner früheren Größe umfaßte 540 000 qkm.) Nach zuverlässigen Schätzungen wohnen in diesem Lande 10 bis 12 Millionen Menschen. Die Bevölkerung des ehemaligen Abessiniens wurde auf nur 3 bis 4 Millionen geschätzt.

Die Abessinier sind ein Mischvolk; im Süden herrscht das hamitische Element, im Zentrum und im Norden das semitische vor. Im letzteren Teile wechselt die Hautfarbe von stark dunkel- bis zu hellbraun. Die Physiognomie und Schädelbildung ist sehr verschieden vom westafrikanischen Negertypus und ist hier entschieden kaukasisch. Die eigentlichen Abessinier haben edle Gesichtszüge und hohe Stirnen, welche auf ausgezeichnete Geistesgaben schließen lassen. Da erhebt sich die Frage nach der Herkunft dieses Volkes.

Schon zu den Zeiten Homers wird der Tatsache Erwähnung getan, daß die Äthiopier in zwei große Teile gespalten waren; die einen bewohnten den Teil westlich des arabischen Meeres (Rotes Meer), die andern östlich desselben (Odyss. I. 20—22). In Urzeiten war Abessinien eng verbunden mit Arabien, was durch ihre Sprache bewiesen ist. Der Wortschatz ist vorwiegend arabischen Ursprungs, die Grammatik noch mehr so. Die fremden Elemente in ihrem Lexikon sind afrikanisch, ein Beweis, daß hier eine Vermischung von den Kindern Hams mit denen Sems stattgefunden hat. Durch den starken arabischen Einschlag gehört das abessinische Volk zu den Nachkommen Abrahams.

Das alte Heidentum ist durch den Einfluß Abrahams und Moses unterdrückt worden. Der Glaube Abrahams an den einen, wahren Gott ist bei den Arabern nie ganz erloschen, und es ist wahrscheinlich, daß dieser Glaube den Äthiopiern schon in ältester Zeit eigen war, da sie ihre Abstammung von dieser großen Völkerfamilie beanspruchen. Im Laufe der Zeit kamen diese

Völker in direkte Fühlung mit dem Volke Israel. Wer war denn die Königin von Saba, welche vom Ende der Erde gereist kam, um die Weisheit Salomos zu hören? (I. Kön. 10.)

Die Abessinier beanspruchen sie für sich. Das alte Königreich Meroe, ein Teil Äthiopiens, könnte tatsächlich das alte Saba sein. Aber nun kommen die Araber und machen ebenso energisch geltend, die Königin von Saba sei ihre Königin gewesen. Sie behaupten, daß sie über die Sabäer im glücklichen Arabien herrschte. Die Abessinier heißen sie Makeda, die Araber Balkis. Beide Überlieferungen enthalten ein Stück Wahrheit, wenn wirklich dieses gewaltige alte Reich sich über die Länder auf beiden Seiten des Roten Meeres erstreckte, was durch neuere Inschriften nun bewiesen zu sein scheint.

Nach der abessinischen Sage machte die Königin von Saba die Reise nach Jerusalem „auf einem sehr großen und schönen Kamel", und dorthin begleitete sie die Tochter Hirams, des Königs von Tyrus, der die Königin von Saba während ihrer Reise beschützte. (Ps. 45.) Sie wurde sehr gastfreundlich vom König aufgenommen, hielt sich längere Zeit in Jerusalem auf und gab Salomo einen Sohn, den sie Menelik nannte, welcher Name bedeutet: „daß er ihm ähnlich sieht", weil man eine große Ähnlichkeit mit seinem Vater fand. Dieser Sohn Salomos, Menelik I., erhielt am Hofe in Jerusalem eine vorzügliche Erziehung und er soll, zum Manne herangewachsen, begleitet von 12 Priestern und einigen hundert Israeliten, in seine Heimat Äthiopien zurückgekehrt sein. Er trug mit sich, so sagt die Legende, als religiöses Kleinod die aus dem Tempel geraubte Bundeslade. Damals sei das abessinische Volk zur mosaischen Religion übergetreten. Diese Geschichte klingt wie ein Märchen, und doch, — der Prophet Zephania (3, 10) bezeugt, daß zu seiner Zeit (625 v. Chr.) es zerstreute Israeliten „jenseits der Flüsse Mohrenlands" gab.

Als Sanherib, der mächtige König von Assyrien, Jerusalem belagerte und den jüdischen König Hezekias und sein Volk in Angst und Not versetzte, „hörte er (Sanherib) von Tirhaka, dem

König der Mohren: siehe, er ist ausgezogen, mit dir zu streiten". Diese Nachricht veranlaßte ihn, in sein Land zurückzukehren. (2. Kön. 19, 7—9.) Was sollte das Eingreifen dieses unvermutet auftretenden Verbündeten des Königs von Juda veranlaßt haben? Die Annahme liegt nahe, daß es der gemeinsame Glaube war.

Auf diesen Gegenstand wird ein klares und bedeutsames Licht geworfen durch die liebliche Geschichte des Kämmerers aus dem Mohrenland, im 8. Kapitel der Apostelgeschichte. Er war der Schatzmeister der äthiopischen Königin Candace, und hatte eine beschwerliche Reise nach Jerusalem gemacht, um dort anzubeten, und er war ohne Zweifel auch zugleich der Überbringer von Geschenken für den Tempel in Jerusalem. Das alles geschah mit Einstimmung seiner königlichen Herrin. Es ist im Orient allgemeine Regel, daß der Sklave die Religion seines Herrn annimmt, und so haben wir denn genügenden Beweis, daß zur Zeit der Apostelgeschichte Abessinien von einer Königin regiert wurde, welche den mosaischen Glauben bekannte.

Im Zentrum Abessiniens leben die Falaschas, die braunen Juden Abessiniens, welche das alte Testament in äthiopischer Sprache besitzen und das Gesetz Mosis beobachten. Es ist nicht unmöglich, daß die Falaschas von Israeliten abstammen, welche hierher einwanderten und israelitische Frauen heirateten; wahrscheinlicher aber ist, daß sie Nachkommen von Proselyten sind, d. h. von solchen Abessiniern, welche die mosaische Religion angenommen hatten. Sie sind vermutlich der Rest einer viel zahlreicheren Bevölkerung dieses Glaubens, an welchem sie noch festhielten, als die Masse der Abessinier das Christentum annahm. Meinem Vater wurde auf der Feste Magdala von einem abessinischen Freund, dem gelehrten Sekretär des Königs Theodoros, Debtera Saneb, eine Stelle im Fetha Negest (der Chronik der Könige Abessiniens) gezeigt, die also lautete: „Zur Zeit als Frumentius das Christentum in Abessinien einführte, war die Hälfte der Einwohner Abessiniens Juden, die andere Schlangenanbeter."

In dem abessinischen Volke sehen wir also ein Volk vor uns, für welches in ganz besonderer Weise Moses der Zuchtmeister auf Christum gewesen ist. (Gal. 3, 24).

Wie einst die Proselyten des Tores, von denen wir in der Apostelgeschichte lesen, überall die fürs Evangelium am meisten Zugänglichen waren, so waren auch die Äthiopier innerlich vorbereitet, als der Kämmerer der Königin Candace, in seine Heimat zurückgekehrt, ihnen die erste Botschaft vom Heile in Christo brachte. Die Ausbreitung des Christentums in größerem Maße fand erst im 4. Jahrhundert statt.

Meropius, ein griechischer Philosoph und Christ, unternahm eine Forschungsreise nach der Ostküste Afrikas. Er litt Schiffbruch und wurde bei Adulis durch Heiden erschlagen, und seine Söhne, die Jünglinge Frumentius und Aedesius, als Sklaven nach Äthiopien verkauft. Dort gewannen sie das Vertrauen der Königin Witwe, welche für ihren Sohn die Regentschaft führte. Frumentius wurde der Erzieher des Prinzen, und als dieser volljährig wurde, erhielten die beiden Brüder die Erlaubnis, in ihre Heimat zurückzukehren. Aedesius wurde Presbyter der Kirche von Tyrus, während Frumentius den heil. Athanasius von Alexandrien aufsuchte, und ihm die Willigkeit der Abessinier, den christlichen Glauben anzunehmen, meldete. Athanasius weihte ihn zum Bischof und sandte ihn mit neun andern christlichen Lehrern nach Abessinien zurück, wo sie mit Hilfe des Königs das Christentum auf friedlichem Wege einführten. Eine große Arbeit ist damals vollbracht worden, über die wir allerdings wenig Angaben besitzen, deren Erfolg aber noch heute deutlich zu Tage tritt. Das ganze Volk wurde unterrichtet und getauft, die Heilige Schrift in die äthiopische Sprache übersetzt. Es gibt wohl kein anderes Land, in dem so viele Kirchen sind, wie in Abessinien.

Die abessinische Kirche blieb mit der koptischen in Ägypten eng verbunden. Erstere hat nur einen Bischof für dieses ganze, große Reich, und jedesmal, wenn dieser stirbt, so muß ein neuer vom Patriarchen in Abessinien geweiht werden, und immer ist es

ein Kopte. Dieser Bischof, Abuna genannt, der Allvater der Abessinier, ordiniert alle Priester und Diakonen fürs ganze Land. Eine wichtige Person in kirchlichen und religiösen Angelegenheiten ist der Etschegje, das Oberhaupt der Mönche.

Infolge der engen Verbindung dieser beiden afrikanischen Kirchen teilte die Tochterkirche alle Schicksale der Mutterkirche. Der Streit um die beiden Naturen in Christo wurde für beide ein Stein des Anstoßes. Die äthiopische Sprache war unfähig, den feinen Unterschied zwischen Person und Natur zu machen. Wer von zwei Naturen redet, macht sich verdächtig, zwei Personen in Christo zu sehen, und so die verderbliche Irrlehre zu verbreiten, welche den einen Christus teilt. Diese Furcht führte bei dem vierten allgemeinen Kirchenkonzil, dem von Chalcedon, im Jahre 451 n. Chr. zur Lostrennung der beiden afrikanischen Kirchen von der byzantinischen. Die Kopten und Abessinier sind bis heute Monophysiten.

Als Ägypten dann im Jahre 640 nach Chr. unter die Herrschaft des Kalifen Omar kam und dadurch von der übrigen Christenheit abgeschnitten wurde, begann auch für Abessinien eine vollkommene Vereinsamung. Jahrhunderte vergingen, und als die vergessene Kirche Abessiniens noch einmal ans Licht kam, fand sich's, daß sie genau an dem Punkte geblieben war, den sie sowohl in Lehre als in Gebräuchen einstens inne hatte.

Die Eigentümlichkeit des Orients ist die Beharrlichkeit und das Hängenbleiben an alten Gebräuchen und Überlieferungen. Nirgends findet sich das schärfer ausgeprägt, als in der abessinischen Kirche. Sie hat heute noch dieselbe äußere Form, wie zu den Zeiten des Kaisers Theodosius II. und des Konzils von Chalcedon. Die vielen Stürme, welche über sie hingebraust sind, hat sie mit einer standhaften Geduld ertragen und überdauert, welche die lebhafteste Bewunderung verdient. Das abessinische Volk mit seiner alten Kirche ist das einzige Volk, welches der Sturmflut mohammedanischer Eroberer zur Zeit der Ausbreitung

des Islams und unzählige Male nachher, bis auf den heutigen Tag Widerstand geleistet hat.

Im 16. Jahrhundert drangen die Jesuiten in Abessinien ein und es gelang ihnen, den damaligen König Susneus für ihre Sache zu gewinnen. Sein Abuna sprach darauf den Bannfluch über den König aus, sodaß die Bauern der großen Provinz Lasta die Waffen gegen Susneus erhoben. Es kam zum Bürgerkrieg. König Susneus ging zwar als Sieger aus der Schlacht hervor, aber als er am Abend über das Schlachtfeld ritt und die Leichen seiner braven Untertanen sah, die gefallen waren, um ihre religiöse Freiheit gegen die fremden Eindringlinge zu verteidigen, da erwachte sein Gewissen. Er entschloß sich, die alexandrinische Form der christlichen Religion wieder herzustellen und vertrieb folgenden Tages die Jesuiten. Entschlossener denn je und ablehnender als gegen irgendwelche andere christliche Gemeinschaft, hat sich die abessinische Kirche seit jenem blutigen Ereignis von der römischen Kirche abgewandt.

Da das Evangelium durch Markus, den Schüler des Petrus, nach Alexandrien gebracht wurde, und von dort später nach Abessinien eingeführt wurde, so ist es nicht zu verwundern, daß die kirchliche Ordnung hier mehr an die Wirksamkeit Petri, als Pauli erinnert. So wird z. B. in der großen Provinz Godscham der Sabbath neben dem Sonntag beobachtet, und in ganz Abessinien die Beschneidung und die Taufe vollzogen. In keinem Lande der Welt werden die Fasten so streng beobachtet und man wird da oft an die ernsten Ermahnungen Tertullians von Karthago erinnert. Die Lehre des Fegefeuers kennt die abessinische Kirche nicht. Im heil. Abendmahl wird der Kelch allen Gliedern der Kirche gegeben. Die Gebete sind erhaben, werden aber leider vom Volke nicht verstanden, da sie, wie auch die Schriftverlesung, in der alten klassischen Kirchensprache, dem äthiopischen, gehalten werden. Nach primitivem Kirchengebrauch sind die Kirchen ohne Sitze, so daß die Gemeinde während des Gottesdienstes stehen muß. Von Ägypten her hat sich in Abessinien

auch der Sinn fürs Mönchtum eingebürgert. Die Ordensregeln sind sehr streng. Das Land ist reich an Höhlen, und oft ziehen sich die Asketen dorthin zurück, mit der Absicht, nie wieder ans Tageslicht zu kommen; andere Mönche bringen solchen die spärliche Kost, bis der Tod sie erlöst.

Leider entspricht der sittliche und geistige Zustand des Volkes nicht diesem äußeren Schein der Frömmigkeit und der verhältnismäßig reingebliebenen Lehre der Landeskirche. Dieser Tiefstand wird erklärlich, wenn man die große Unwissenheit beobachtet, in der das Volk aufwächst. Es gibt keine Volksschulen; die Söhne der Reichen können in den Klöstern äthiopisch lesen lernen, aber ohne die Sprache zu verstehen. Auch von den Priestern wird nur verlangt, daß sie die äthiopische Bibel und Liturgie ableiern können.

Der Hauptgrund der Rückständigkeit dieses Volkes ist, daß es während vieler Jahrhunderte losgetrennt war von allen zivilisierten Ländern. Es kam nach dem Konzil von Chalcedon zum geistigen und intellektuellen Stillstand und daher Rückgang. Die Abessinier sind ein Bergvolk, haben wenig Bedürfnisse, leben in ganz einfachen Wohnungen, oftmals nur in Hütten, schlafen auf Kuhhäuten, kleiden sich sehr einfach, wenn auch durchaus anständig in ein langes Baumwollentuch, das hauptsächlich von den Falaschas gewoben wird.

Die Unsicherheit, und die seit Jahrhunderten dauernden Bürgerkriege haben eine Weiterentwicklung des Volkslebens zudem unmöglich gemacht.

Die Staatsverfassung des Kaiserreichs Abessinien erinnert sehr an mittelalterliche Verhältnisse in Europa; sie hat große Ähnlichkeit mit der des Karolingerreichs. Der Kaiser, Negus Negest, König der Könige genannt, ist der anerkannte Besitzer des Landes und seiner Bevölkerung. Er gibt die einzelnen Landesteile als Lehen an ihm ergebene Soldatenführer oder nahe Blutsverwandte. Eine beständige Gefahr sind die Blutsverwandten verdrängter Dynastien. Aufstände sind an der Tagesordnung.

Ehrgeizige Heerführer in entlegenen Gegenden suchen sich unabhängig zu machen, sobald die Zentralregierung aus irgend einem Grunde sich schwach zeigt. Die beständigen inneren Kriege führen zu unerwarteten Einquartierungen von Soldaten und zu Requisitionen. Kein Wunder, wenn dies Volk nie bodenständig wird. Die Abessinier sind keine Städtebauer, ihre Niederlassungen sind oft nicht viel mehr als Heerlager mit wechselnder Bevölkerung, groß und volkreich, wenn die Häuptlinge sich in ihnen versammeln, aber ebenso spurlos bis auf die geweihten Kirchen verschwindend, wenn ein Kriegszug, die Erschöpfung des Landes und seiner Bauern, Seuchen und Hungersnot oder auch nur eine Laune des Herrschers zum Wandern zwingt. Auch die Bauern wohnen im Lande zerstreut in ganz einfachen Hütten, in kleinen Dörfern und Weilern, bei ihren Äckern und Herden.

Solche Verhältnisse haben natürlich nicht zur Beförderung des Straßenbaus beigetragen. Seitdem die Portugiesen das Land verlassen haben, das war um 1660, ist wenig in dieser Richtung geschehen. In der nächsten Umgebung von Adis Abeba gibt es auf eine kurze Strecke Straßen, auch ist die Hauptstadt mit der Küste durch eine Bahn mit dem französischen Djibuti verbunden. Das weite Innere Abessiniens aber, der Westen und Norden des großen Reiches besitzt noch keine modernen Verkehrsmittel. Man stelle sich ein Gebiet so ausgedehnt wie von Triest nach dem Baltischen Meer, von dort nach Havre und weiter nach Marseille und weiter nach Triest vor, in welchem man beim Reisen auf schmale Saumpfade angewiesen ist, die nur für Maultiere und Fußgänger ausreichen. — — —

Vor etwa 250 Jahren machte der berühmte Orientalist Hiob Ludolf von Gotha Europa mit der äthiopischen Sprache und der abessinischen Kirche bekannt und richtete einen Aufruf an die christlichen Fürsten und Völker Europas, sich dieser verlassenen christlichen Kirche und dieses tapferen Volkes im fernen großen Weltteil Afrika anzunehmen. Dieser Ruf ist damals verhallt. Erst 130 Jahre später, zur Zeit der ersten evangelischen

Missionsunternehmungen, wandte sich die Aufmerksamkeit der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft dem abessinischen Volke zu.

Die Gründer der Basler Missionsgesellschaft und der englisch-kirchlichen (C. M. S.) waren in ihren ersten Unternehmungen von einem schönen Gedanken geleitet: die alten christlichen Kirchen und Völker des Orients, die Armenier, die Nestorianer, die Kopten, die Abessinier hoffte man durch Unterricht und durch Verbreitung der Bibel und anderer christlicher Literatur in verständlicher Sprache zu innerer geistiger Erneuerung zu einer Reformation zu führen. Dann sollten diese neubelebten Kirchen und Völker die erwünschten Missionare für die sie umgebende Mohammedanerwelt und die noch fernerliegenden Heidenvölker werden. Von solchen Gedanken und Hoffnungen beseelt zogen im Jahre 1826 die ersten evangelischen Sendboten, Sam. Gobat und Kugler nach Abessinien. Ihnen folgten später Krapf, Isenberg, Blumhardt, Mühleisen-Arnold, lauter fähige, junge Missionare im Dienst der englisch-kirchlichen Gesellschaft, die aber im Basler Missionshause ausgebildet worden waren. Sie hatten kaum Fuß gefaßt und sich die schwere abessinische Sprache angeeignet, als sie alle durch die Intriguen und auf Betreiben der französischen Jesuiten im Jahre 1838 ausgewiesen wurden. Doch hinterließen diese ersten evangelischen Missionare unauslöschliche Spuren ihrer Tätigkeit. Sie hatten gute Pionierarbeit getan. Ihnen, ganz sonders Isenberg und Krapf, verdanken wir eine gute Grammatik und Wörterbuch der amharischen Sprache, der Volkssprache, auch den Anfang zu einer Schul- und Volksliteratur.

Später wurde der romantische Plan einer Apostelstraße von Missionsstationen, beginnend in Jerusalem, über Philistea und Alexandrien bis an die Südgrenze Abessiniens, von Vater Spittler und seinen Freunden in Ausführung gebracht. Die Stationen sollten Stützpunkte für das Werk im Hochland Abessinien werden und trugen die Namen der Apostel. In Alexandrien war die Matthäusstation, in Kairo St. Markus, an den Nilkatarakten St. Petrus, am Zusammenfluß des weißen und blauen Nil in Kartum

St. Thomas und oben auf dem Hochland schloß die Kette mit der St. Paulus-Station.

Gobat hatte nie aufgehört, das geistliche Wohl Abessiniens auf betendem Herzen zu tragen und wartete, nachdem er zum anglikanischen Bischof von Jerusalem geweiht worden war, auf eine Gelegenheit, in Abessinien wieder Fuß zu fassen. Diese bot sich ihm, als er hörte, daß der Prinz Kasai den Thron Abessiniens bestiegen habe und sich unter dem Namen Theodoros II. zum Negus Negest habe krönen lassen. Gobat kannte Kasai und setzte auf diesen verständigen und für den Fortschritt zugänglichen jungen Fürsten große Hoffnungen. Seinem Freunde und früheren Mitarbeiter Dr. Krapf, der im Auftrage der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft nach Abessinien reiste, um nach dem 16 Jahre früher bei der Vertreibung zurückgelassenen Missionseigentum zu sehen, gab er Johann Martin Flad mit. Er war einer von den sechs Chrischona-Pilgermissionaren, die Gobat im Herbst 1854 von Spittler zur Wiederaufnahme der abessinischen Mission übergeben worden waren.

König Theodoros empfing Dr. Krapf und seinen jungen Begleiter, meinen Vater, freundlich und versprach, die Arbeitsbrüder willkommen zu heißen. Bischof Gobat hatte als genauer Kenner der abessinischen Verhältnisse und in kluger Voraussicht keinen der jungen Evangelisten ordiniert. Theodoros und sein Abuna wollten jede Trennung in der Landeskirche vermieden wissen. Die neuen Missionare sollten keine kirchlichen Funktionen vollziehen, und durch nichts den Verdacht erwecken, sie seien ins Land gekommen, um eine neue Kirche und Gemeinschaft zu gründen. Sie hatten eine Aufgabe ähnlich derjenigen der Brüdergemeinde-Sendboten in der Diaspora. Diese besuchen die Freunde der Brüdergemeinde, bilden Sozietäten (Gesellschaften) zur gemeinsamen Erbauung, aber die Glieder dieser Gesellschaften bleiben bei ihrer Landeskirche. Man hoffte so ähnlich auch in Abessinien eine Diaspora von erleuchteten Christen zu bilden, welche einen segensreichen Einfluß auf ihre Umgebung ausüben, und so

eine Erweckung in der abessinischen Kirche, unter Geistlichen und Laien, hervorrufen würden. Die Chrischona-Brüder waren vor ihrer Ausbildung als Evangelisten Handwerker gewesen, und sie sollten nun als einfache christliche Arbeiter ihr Brot verdienen, dem im Handwerk sehr rückständigen abessinischen Volk als lebendiges Beispiel dienen, tüchtige Arbeiter heranbilden und durch ihren Wandel und Zeugnis der Sache des Evangeliums dienen. Man war zur Hoffnung berechtigt, daß dieses neue Missionsunternehmen von Erfolg begleitet sein würde, besonders da König Theodoros den Chrischona-Brüdern Erlaubnis erteilte, die Bibel an Sonn- und Festtagen öffentlich vorzulesen, und auf ihrer schönen Missionsniederlassung Gaffat Versammlungen in amharischer Sprache zu halten.

Wie unerwartet auch dieser zweite Versuch, die abessinische Kirche zu evangelisieren, durch die politischen Ereignisse unter König Theodorus zu einem jähen Ende kam, erzählt mein Vater in seinen im Folgenden veröffentlichten Lebenserinnerungen selber. Ich muß aber hier schon auf die wunderbare Fügung Gottes hinweisen, daß mein Vater bald nach seinem Eintritt ins Land sein besonderes Interesse den Falaschas, den braunen Juden Abessiniens, zugewandt hatte. Ein Bericht, den mein Vater über diese eigenartigen Juden an seinen Vorsteher, den Bischof Gobat schon im Jahr 1858 gesandt hatte, wurde von dessen Privatkaplan an das Komitee der Londoner Juden-Missionsgesellschaft weiter geschickt. Dieses schickte im Jahre 1858 ihren Pioniermissionar Aron Stern, welcher zusammen mit meinem Vater die Falascha-Mission im Jahr 1859 begründete, ein Werk, dem mein Vater bis zu seinem Lebensende vorstand. Die Falascha-Mission wurde das Mittel, den Sauerteig des lauteren Evangeliums durch das lebendige Zeugnis eingeborener Arbeiter und durch Bibel- und Bücherverbreitung in jenes Land und Volk hineinzutragen. Wie das trotz unendlicher Schwierigkeiten ihm in seiner 60jährigen Tätigkeit für das Volk auf den Bergen Äthiopiens gelang, erzählt er selber.

Noch muß zum Verständnis der Falaschas einiges über diese außerordentlichen Juden Abessiniens gesagt werden. Mein Vater hat selbst kurz nach der Befreiung aus der Gefangenschaft ein kleines Büchlein über die Falaschas herausgegeben. Es hieß: Kurze Schilderung der bisher fast unbekannten abessinischen Juden (Falaschas). Das Büchlein ist längst vergriffen. Da mein Vater in den vorliegenden Lebenserinnerungen nur die Arbeit unter den Falaschas, aber nicht sie selbst schildert, seien noch folgende kurze Andeutungen über sie gemacht.

In den Provinzen um den Zanasee und auch sonst hin und her zerstreut über andere Teile Abessiniens gibt es noch etwa 150000 Falaschas. Der semitische Typus tritt bei ihnen noch deutlicher hervor, als bei den übrigen Abessiniern. Über ihren Ursprung sagen sie selber aus, daß sie die Nachkommen eben jener Juden seien, welche einstens mit Menelik I., dem Sohne der Königin von Saba und Salomos, nach Habesch kamen. Die Juden (Falaschas) haben in Abessinien bis ins Jahr 1000 n. Chr. einen starken Einfluß ausgeübt, denn ums Jahr 950 bildeten dieselben einen unabhängigen Staat im Hochgebirge Semien. Dank der vielen natürlichen Festungen, welche ihnen die zahlreichen Ambas boten, konnten sie sich gegen die wiederholten Anstrengungen der Christen, sie zu unterwerfen, wehren. Ihre Herrscher, Gideon und Judith, haben sich in der Geschichte Abessiniens einen unsterblichen Namen erworben als entschlossene Vertreter jener jüdischen Dynastie, die 300 Jahre lang von ihren unzugänglichen Burgen aus Schrecken und Blutvergießen über das Land verbreiteten. Ihr letzter Herrscher ließ sich durch den damaligen Abuna, Thekla Heimanoth, überreden, den Thron Abessiniens wieder der salomonischen Dynastie zurückzugeben. Darauf zogen sich die Juden in die Provinzen Quara und Dembea zurück, wo sie heute noch in großer Anzahl leben. Seit jener Zeit tragen sie den Namen Falaschas, welches Vertriebene oder Verbannte bedeutet.

Die Falaschas haben mit der übrigen Judenschaft der Welt

wenig gemein. Jene gewaltige natürliche Festung, in welcher die Falaschas geradeso wie die abessinischen Christen in der Abgeschlossenheit von der übrigen Welt geblieben sind, hat uns dort oben eine ganz eigenartige, eine nahezu rein mosaische jüdische Rasse erhalten. Die Falaschas kennen das Hebräische nicht, welches doch sonst für die Juden die heilige Sprache par excellence ist. Die Falaschas wissen nichts vom Talmud, sind deshalb dem Einfluß des Rabbinismus nie unterworfen gewesen. Sie heißen ihre religiösen Führer „kahen", d. h. Priester, ihre Versammlungshäuser „mesgid", d. h. Ort der Verneigung. Diese sind zweiteilig, das „kedus kedusan", d. h. Allerheiligste und das „mekdes", d. h. Heilige. Das Allerheiligste ist nur den Priestern zugänglich und enthält als einzigen Gegenstand das „Orit", d. h. Gesetz. Zu ihrem Orit (Gesetz) gehören außer dem Pentateuch (den 5 Büchern Mosis) noch die Bücher Josua, Richter, Samuel und Ruth. Außerhalb des Mesgid (Versammlungshaus) befindet sich ein Altar aus Steinen, dessen Errichtung mit großer Feierlichkeit vollzogen wird, und auf dem die Priester Opfer darbringen. Hierin unterscheiden sich die Falaschas wesentlich von allen übrigen Juden. Die Vorschrift im Alten Testament, daß nur an dem von Gott erwählten Orte Opfer dargebracht werden dürfen, macht ihnen keine Gewissensunruhe. Sie behaupten ruhig, weil der Tempel zerstört sei, dürfen sie gleich den Kindern Israel in der Wüste an allen Orten, wo sie wohnen, dem Herrn eine Stätte heiligen und Ihm Opfer bringen. Unter den Opfern, welche sie darbringen, sind die meisten biblischen Ursprungs. Am Sabbath wird ein Brot- oder Speisopfer gehalten, es ist das Essen, welches von verschiedenen Familien in die Mesgid getragen, dort vom Priester gesegnet und dann unter alle Anwesenden, reich oder arm, verteilt wird. Außerdem werden beobachtet, das Neumonds-Festopfer, bestehend aus einem jungen Farren, das Brandopfer, Sündopfer, Reinigungsopfer etc., bestehend aus männlichen oder weiblichen Ziegen, das Osterlamm, das Ährenopfer am Erntefest, das Dankopfer für empfangene

Wohltaten. Dazu wird ein reiner Farren geschlachtet. Bei allen Opfern werden die von Mose gegebenen Vorschriften streng beobachtet, das Blut jedes Opfertiers aber in einer Schüssel aufgefangen und verbrannt. An nicht-biblischen Opfern haben die Falaschas Opfer für Kranke, Opfer bei einer Dürre, Opfer auf der Fruchttenne, Opfer im neugebauten Haus, Opfer für die Toten. Für jeden Verstorbenen werden am dritten und am siebenten Tag sowie am ersten Jahrestag Opfer gebracht, die in mehreren, oft bis zu 10 Farren bestehen. Da gibt es dann regelrechte Festgelage, da das Fleisch teils geröstet, teils gekocht verzehrt wird, und daran sich Leute aus der Verwandtschaft und andere beteiligen, auch Arme, Kranke und Aussätzige pflegen sich dabei einzustellen.

Die Reinigungs- und Speisegebote werden von den Falaschas sehr streng beobachtet. Aus Furcht, sich durch den Umgang mit Andersgläubigen zu verunreinigen, wohnen sie in eigenen Dörfern. Wenn sie um des Erwerbs willen genötigt sind, an einem andern Ort zu wohnen, so errichten sie ihre Hütten außerhalb. Männer und Frauen müssen aus mancherlei religiösen Gründen und Umständen sich oft baden, und um sich das zu erleichtern, bauen sie ihre Dörfer, wenn möglich, in die Nähe eines fließenden Wassers. Die Falaschas sind denn auch der reinlichste Teil der abessinischen Bevölkerung, und stellen ein gesundes, schönes, kräftiges Geschlecht dar.

Noch in einem anderen Punkt unterscheiden sie sich wesentlich von den meisten Juden der Welt, — — — die Falaschas treiben keinen Handel; sie sind die Zimmerleute, die Maurer, die Weber des Landes, und ihre Frauen machen die einfachen Töpferwaren, die auf allen Märkten feilgeboten werden.

Diesem interessanten und dem Evangelium zugänglichen Teile der abessinischen Bevölkerung wandte sich mein Vater mit ganzem Herzen zu, und durch die bekehrten Falaschas hat er wiederum auch die abessinischen Christen erreicht. Was die Arbeiter der ersten Stunde, Gobat, Isenberg, Krapf und andere gehofft hatten,

fand sich in der Falascha-Mission verwirklicht. Ein Kern lebendiger, evangelischer Christen besteht seitdem auf den Bergen Abessiniens.

Die Falascha-Mission ist ein erfreulicher Beweis, daß, wo geisterfüllte eingeborene Zeugen des Herrn für ein fernes Werk gewonnen sind, eine solche Mission lebensfähig und segensreich sich entwickeln wird, auch wenn sie der europäischen Leitung entbehren muß. Aus politischen Gründen und mehr noch wegen der religiösen Unduldsamkeit der abessinischen Kirchenbehörden konnte seit dem Jahr 1868 kein europäischer Missionar mehr im Lande sich niederlassen. Mit Gottes Hilfe konnte das Werk unter den Falschas dennoch durch eingeborene Missionare weitergeführt werden.

In der Falascha-Mission ist auch der alte Reichsgrundsatz Gottes, durch Gläubige aus Israel ihre Umgebung zu segnen, lieblich in Erfüllung gegangen. An den bekehrten Falaschas ist ist die Verheißung Gottes an Abraham wahr geworden: „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein."

Wie wunderbar Gott meinen Vater berufen, bewahrt, gebraucht und gesegnet hat, um „seines Gottes Handlanger" zu sein, wie er sich gerne nannte, erzählt er selber in der anschaulichen, frischen Art, die ihm eigen war.



1.

Elternhaus, Jugendzeit, Ruf in die Mission, Lehrzeit, Bekehrung.
1831 bis 1849.

Mein Vater und meine Mutter waren kirchlich fromme Leute. Nie wurde ein öffentlicher Gottesdienst versäumt. Jeden Morgen, jeden Abend wurde aus Starks Gebetbuch oder einem andern der Morgen- und Abendsegen gelesen; Sonntag abends eine Predigt, mit Gesang und Gebet vor und nachher. Meine Eltern waren ehrsame Bauersleute und zur Winterszeit beschäftigte sich mein Vater mit Weben. Ich bin am 7. Januar 1831 in Undingen auf der rauhen Alb in Württemberg geboren und wurde am folgenden Tag getauft und nach meinem Urgroßvater, dem Müllermarti, Johann Martin genannt.

Undingen, ein Ort von etwa 1000 Einwohnern, liegt zwischen zwei hohen Hügeln, dem Kirchberg und dem Weinstein und ist eine Viertelstunde lang. Die Kirche wurde im Jahr 1487 gebaut und 1811 neu hergestellt; sie war damals die schönste und größte auf der Alb. Der Ort ist sehr alt, denn er wird schon im Jahr 806 erwähnt; im Jahr 1089 gehörte Undingen zur Grafschaft Achalm, mit welcher es wohl an Württemberg gekommen sein wird.

Schon als Knabe hatte ich eine ungemeine Freude an Gottes schöner Natur; „die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündigt seiner Hände Werk“; davon bekam ich einen tiefen Eindruck, wenn mein Blick von den Hügeln, die meine Heimat umgaben, in die Ferne schweifte und mich die herrliche Aussicht auf den fernen Säntis und andere Schneeberge im Süden und auf den Schwarzwald im Westen in die Ferne zog. In meinen Knabenjahren gab es wiederholt Mißjahre, in denen die Landwirtschaft wenig abwarf. Da hatten meine Eltern mit

den acht Kindern oft Not, zumal da auf Haus und Gütern noch Schulden lagen. Oft hatte die Mutter nicht das nötige Geld, um das Salz zu kaufen. Beide Eltern waren fromm, fleißig, sparsam und gottesfürchtig und liebten sich zärtlich. Nie gabs einen Streit; denn wenn meine Mutter mit ihrem hitzigen, raschen Temperament dazu Veranlassung geben wollte, ging mein lieber Vater still an seine Arbeit. Er las fleißig in seiner Bibel und andern guten Büchern. Einmal sagte meine Mutter zu ihm, „geh doch auch wie andere zu den Männern", worauf er erwiderte: „Meine Bibel ist mir lieber, als das stundenlange dumme Geschwätz über Äcker, Wiesen, Pferde, Kühe und Menschen — Wahres und Nichtwahres". Seine Kindererziehung war eine musterhafte, er schlug selten; aber wenn es dazu kam, dann war's aus dem ff. Daß bei acht Geschwistern allerlei Reibereien vorkamen, ist selbstverständlich. Ein Blick des Vaters oder ein Pßt genügte uns Buben in Ordnung zu bringen. Wenn abends vom Kirchturm die Betglocke erklang, mußten wir Kinder beim ersten Schlag von der Gasse nach Hause eilen, um anwesend zu sein, wenn die Mutter, nachdem alle sich im Kreis aufgestellt hatten, betete:

„Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ,
Dieweil es Abend worden ist." usw.

Und zum Schluß noch das: „Unser Vater".

Der Urgroßvater Müllermarti.

Eine höchstinteressante, angesehene Persönlichkeit im Dorf war dieser teure Ehne (Großvater). Er konnte Wunderdinge erzählen aus dem vorigen Jahrhundert. Bis an seinen Tod trug er die Kleidung des vorigen 18. Jahrhunderts; schöne, im Winter mit Pelz besetzte Mütze, für den Kirchgang aber einen gewaltigen Dreispitzhut; brauner Rock, mit mächtigen Taschen auf beiden Seiten und vorne herunter talergroße Silberknöpfe; scharlachrote Tuchweste, ebenfalls mit Silberknöpfen; schwarze bis über die Kniee reichende Samthosen, unter dem Knie zu-

sammengefaßt und mit echt silberner Schnalle befestigt; schöne schwarze Strümpfe und ausgeschnittene Schuhe, jeder mit einer großen Silberschnalle versehen. Es kamen oft Herrschaften von auswärts, um diesen 99 jährigen Greis zu sehen und erzählen zu hören. Er starb wenige Wochen vor seinem 101. Geburtstag.

Mein Vater besuchte ihn jeden Sonntag vor der Kirche; jeden 2. Sonntag durfte ich ihn, an der Hand geführt, dorthin begleiten, wobei ich mich jedesmal auf zwei Dinge freute: den herzlichen Patsch (Händedruck) und das Milchbrot, das er aus dem Wandschrank holte und mir freundlich lächelnd gab. Von der Unterhaltung der beiden Männer weiß ich nichts mehr. Ich war noch zu jung, kaum vier Jahre alt. Eins erinnere ich mich aber noch, daß ich an seiner Beerdigung bitterlich weinte, wohl mehr aus dem Gefühl, daß ich nun Sonntags meinen Milchweck nicht mehr bekam. Da zu Hause oft Schmalhans Küchenmeister war, hielt ich große Stücke auf meinen Milchweck.

Als ich fünf Jahre alt war, sandte mich mein Vater in die Dorfschule. Ich habe ziemlich gut gelernt, und war immer einer der drei Ersten, bis ich an einem Montag, an dem die auswendig gelernten Lieder und Sprüche abgehört wurden, stecken blieb. Da setzte mich der Lehrer auf den letzten Platz. Die Scham und der Spott meiner Mitschüler wirkte besser, als wenn er mich grün und blau geklopft hätte, was er auch gut verstand. Er konnte unbarmherzig dreinschlagen, ja blutig schlagen; aber gelernt hat man was bei ihm und ihn gefürchtet wie einen Mamelucken.

Wichtige Begegnung.

Es war in meinem zehnten Lebensjahr, als ich von meinem Vater mit einem Auftrag in das nächstliegende Dorf, Willmendingen, geschickt wurde. Auf dem Rückweg begegnete mir eine städtisch gekleidete Frau, die mich freundlich grüßte. Sie frug mich: „Junge, weißt du was von den Heiden, betest du auch für sie?“ Nachdem sie mir die Not der Heiden ans Herz gelegt, gab

sie mir ein Traktätchen, dessen Überschrift lautete: „Klagelied der Heiden an ihre weißen Brüder und Schwestern".

„Drüben überm großen Meer rufen schwarze Heiden,
Schickt uns doch Apostel her, daß sie uns recht weiden;
Denn wir irren hin und her, haben schlechte Hirten,
Welche uns mit falscher Lehr jämmerlich bewirten." usw.

Als ich das Lied gelesen, faßte ich den Entschluß: „wenn ich groß bin, werde ich Missionar, gehe zu den Heiden und bringe ihnen den Heiland". Als ich nach Hause kam, ging ich rasch zu meiner Mutter, die eben am Kochherd stand und das Mittagessen kochte. „Mutter," sagte ich, „wenn ich groß bin, werde ich Missionar und predige den Heiden das Evangelium". Voller Erstaunen sagte sie: „Bue, was fällt dir ein!" Ich las ihr nun das Klagelied der Heiden vor und schloß mit der Bitte: „Nicht wahr, du erlaubst mir, Missionar zu werden?" „Ja gerne," sagte sie, „aber da müßtest du selbst erst ein anderer werden." Ich war nämlich ein froher, munterer, oft ausgelassener Junge. Singen war meine Lust, ja ich verstieg mich oft dazu, daß ich mich auf einen erhabenen Ort stellte und predigte oder Sonntags, wenn alles zur Kirche war, den Pfarrer und mit meinen Geschwistern und etlichen Nachbarskindern Kirche spielte. Da hab ich den in der Kirche nachgeahmt, bis mir solches von meiner Mutter verboten wurde. Mein Vater bemerkte lächelnd: „Laß doch den Kindern ihre Freude, es ist besser, als daß sie Unarten treiben." In jenen Jahren erfuhr ich meine erste Gebetserhörung und weiß den Ort noch. Der armen Heiden gedachte ich auch in meinen Gebeten. Besonders tiefen Eindruck machte auf mich der ganz unerwartet schnelle Tod meines inniggeliebten Vaters. Er starb 1842 nach fünftägiger Lungenentzündung im Alter von nur 45 Jahren. Ich war damals elf Jahre alt und wurde ein stiller eingekehrter Junge. Wiederholt durfte ich wunderbare Lebenserrettungen erfahren. Einmal setzte mir der Versucher, der Mörder von Anfang, so mächtig zu, daß, wenn ich nicht davon gerannt wäre, ich ein jugend-

licher Verbrecher geworden wäre. Die Versuchungen des finsteren Reiches waren oft derart, daß ich heute als 75 jähriger Greis staunen muß, wie Gottes Gnade und Barmherzigkeit mich bewahrte und errettete. Ihm sei ewig Dank und Anbetung dafür.

Der Konfirmandenunterricht machte tiefen Eindruck auf mich. Wir mußten dreimal in der Woche bei jeglicher Witterung nach dem $^1/_2$ Stunde entfernten Genkingen, und empfingen mit den dortigen Konfirmanden den Unterricht. Einige trieben unterwegs allerlei Unarten. Ich mahnte oft; mußte aber, als einer, der besser sein wollte, zuerst es schmerzlich büßen, bis sich noch etliche mir anschlossen und wir uns verbanden, an keinem Unfug teilzunehmen. Als ich später, es war in meinem 60. Jahr, in meinen Geburtsort kam, erkundigte ich mich nach jenen ausgelassenen Buben. Bei allen drei ist's schlecht hinausgelaufen. Da wurde mir der Vers wichtig: Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.

Tiefen Eindruck machte auf mich der mir vom Herrn Pfarrer gegebene Konfirmationsdenkspruch: „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, ergreife das ewige Leben, dazu du auch berufen bist und bekannt hast ein gut Bekenntnis vor vielen Zeugen". 1. Timoth. 6, 12. Ich machte an diesem Tage innerlich den Bund mit meinem Gott, den Kampf des Glaubens zu kämpfen, und Missionar zu werden. Doch, bis dahin gab's noch Probejahre.

Am Landbau hatte ich wenig Interesse und Freude, so daß mir meine Mutter einmal zurief: „Bub, ich wollte, du wärst, wo der Pfeffer wächst". Als ich 1866 zum letzten Male meine Mutter besuchte, erinnerte ich sie daran mit der Bemerkung, „dein Wunsch ist wörtlich in Erfüllung gegangen; denn in Abessien habe ich in meinem Garten eine Pfefferpflanze". Die Mutter, damals hoch betagt, lachte und sagte: „Verzeih, bös war's nicht gemeint. Niemals hätte ich es für möglich gehalten, daß eines meiner Kinder von Gott in die Mission gerufen

würde. Gott gebe dir Gnade, viele Mohren zum Heiland zu führen."

Hier möchte ich beifügen, daß nach mir aus dem kleinen Ort Undingen, angeregt durch mein Beispiel, noch fünf tüchtige Missionare hervorgingen.

Da die Vermögensverhältnisse der verwitweten Mutter es nicht gestatteten, mich wie meinen ältesten Bruder in ein Lehrerseminar zu schicken, brachte sie mich nach meiner Konfirmation in die Lehre zu einem Sattlermeister in Erpfingen, nur eine Stunde entfernt von Undingen. Drei Jahre Lehrzeit und 60 fl. = 102 Mk. Lehrgeld wurden bedungen. Infolge guten Betragens und Fleißes schenkte mir mein Lehrmeister ein halbes Jahr. Im Frühjahr 1848 machte ich mein Gesellenstück in Reutlingen, das so gut ausfiel, daß der Zunftobmann erklärte, man könnte es ebensogut für ein Meisterstück gelten lassen.

Mein Lehrmeister war ein tüchtiger Sattler, aber ein eitler, hochmütiger, unsittlicher Mann. Er kam beinahe jeden Sonntag abend angeheitert nach Hause, wo er dann fluchte wie ein Heide. Lug und Betrug gehöre zum Handwerk, meinte er. Es war ein verderblicher Einfluß für meine junge Seele. Seine Frau war eine edle, stille Dulderin, gottesfürchtig, liebreich und mütterlich gegen mich. Auf ihre Veranlassung mußte ich jeden Morgen und Abend aus Kapfs Gebetbuch den Morgen- und Abendsegen lesen und das Vaterunser beten, was ich mit Inbrunst tat, und zur Ehre Gottes sei's bekannt, Er umgab mich wie eine Schutzmauer. Sonntag abends lasen wir eine Predigt, bis der Herr des Hauses kam. Es wurde gewöhnlich 10 oder 11 Uhr. Da gab's oft schauerliche Szenen. Einmal mußte sich die Frau zwischen 10 und 11 Uhr nachts aus dem Hause flüchten. Sie wurde später zur Hintertür hereingelassen und am folgenden Morgen hat sie dem Herrn Gemahl vor mir den Pelz so gründlich gewaschen, daß er bei ihr und mir Abbitte tat, und versprach, es solle nie wieder vorkommen. Die Frau hatte großes Vertrauen zu mir, klagte mir oft ihre Not, ließ

mich viel Liebe genießen und bat zur Zeit, als ich auf St. Chrischona war, um meine Fürbitte. Nachdem sie noch viel Schweres mit ihrem Manne erlebt, starb sie, wie man sagte, an gebrochenem Herzen. Nach ihrem Tode ging es mit ihm rasch abwärts und zuletzt wurde er auf Gemeindekosten nach Amerika spediert. „Die Sünde ist der Leute Verderben".

Ich stand in jenen $2^1/_2$ Jahren in großer Gefahr und habe es nur Gottes Güte zu verdanken, daß ich vor Sünden und Schanden bewahrt blieb. Gott gab mir einen inneren Abscheu vor dem Leben des Mannes, der fürs Handwerk mein Lehrmeister war. Oft stand ich damals um Mitternacht auf, kniete vor meinem Bett und betete um Erlösung von allen Sünden; aber ich lebte dahin, ohne der Vergebung gewiß zu sein, und ohne Jesum im Herzen wohnen zu haben. Im Frühjahr 1848 war meine Lehrzeit vollendet und ich kehrte ins Elternhaus zurück, es war am 25. März, an welchem Tage es hieß, „die Franzosen kommen". Ich wollte und sollte zur weiteren Ausbildung in die Fremde, allein meine Mutter erklärte, in solcher Revolutionszeit lasse sie kein Kind in die Welt hinausziehen. Meine Mutter, meine Schwester Marie und mein Bruder Georg waren seit dem Tode des Vaters erweckt und gingen in die Versammlung. Ihr Einfluß, ihr Vorbild, ihre Gebete brachten mich unter die Arbeit des Geistes Gottes, was auch zu meiner Erweckung führte. Meine Schwester Marie überredete mich, mit ihr an einem Sonntag abend nach Genkingen zu gehen, wo ein Bruder Michael Krebs eine Stunde hielt. Ich ging nach heftigem innerem Kampf mit, und setzte mich hinter den Ofen. Das Singen, Beten, Reden machte auf mich solch tiefen Eindruck, daß ich weinen mußte. Eine Stimme sagte mir, „du mußt ein anderer Mensch werden, oder du gehst verloren". „So schön wirst du im Himmel singen hören und du wirst in der Hölle sein". Ich übergab mich Gott, und jener Ort hinter dem Ofen im Haus des Bürgermeisters von Genkingen, war meine Geburtsstätte. Von Stund an brach ich meine Beziehungen mit

meiner weltlichen Kameradschaft ab, schloß mich an die Stundenleute an und ertrug den Spott meiner bisherigen Freunde.

Laßt sie spotten, laßt sie lachen,
Gott mein Heil, wird in Eil
Sie zu Schanden machen.

Nach viel innerem Kampf und Buße fand ich Frieden in der Vergebung durch Jesu Blut. Wie wohl war mir, ja wie selig war ich dazumal! Ich hatte gefunden, was ich lange entbehrt und gesucht hatte: Frieden mit Gott. Doch ohne viel Kampf ging es auch jetzt nicht ab; denn nun hatte ich es mit der Welt in mir zu tun. Meinen beiden älteren Geschwistern und meinem Großonkel habe ich für viel geistliche Hilfe zu danken.

Dieser Großonkel, bei uns der Matthäusvetter genannt, war von Profession Schmied. Vom Scheitel bis zur Fußsohle war er ein lebendiger Christ. Es war einem wohl in seiner Nähe und er verstand es auch, junge Leute für Jesum zu gewinnen. Wie viele Missionsanekdoten, die er im Calwer Missionsblatt gelesen, erzählte er uns. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie er eines Tages (ich war damals 13 Jahre alt) folgendes zu mir sagte: „Wenn ich so jung wie du wäre, würde ich nach der Konfirmation ein Handwerk lernen und dann nach Jerusalem reisen. Von Station zu Station würde ich mir das Reisegeld verdienen, und denke dir, im Johanniter-Hospiz in Jerusalem bekommen alle Handwerksburschen 14 Tage lang freie Kost und Wohnung. Jetzt wird von einer englischen Missionsgesellschaft auf dem Berge Zion eine Kirche gebaut, es ist die erste protestantische Kirche in Jerusalem. Ich würde mir all die heiligen Orte ansehen, und nach und nach wieder Geld verdienen zur Rückreise. Jetzt kommt der Herr Jesus bald, um sein 1000jähriges Friedensreich in Jerusalem aufzurichten. Das Judenvolk bekehrt sich zu ihm und dem Mohammedanismus wird, wenn er sich nicht auch zu Christo bekehrt, der Garaus gemacht.

Palästina ist das Erbland der Juden. Sie kommen alle wieder dorthin und während der antichristlichen Zeit bekehren sie sich zu Christo. Im 1000 jährigen Reich, auf das alle Gläubigen warten, gibt's nur bekehrte Leute; überhaupt, merke dir das, unbekehrte Leute kommen nicht ins Himmelreich." — Was würde dieser liebe Großonkel gesagt haben, wenn ihm damals jemand gesagt hätte: „Dieser Knabe Martin wird im Jahre 1854 Weihnachten in Jerusalem feiern, und im Jahre 1858 in der Christuskirche auf dem Berge Zion getraut werden".

Eine unbeschreibliche Freude hatte der Großonkel, als ich mich für den Missionsdienst entschied. In seinem Hause war die Pietisten-Versammlung, er sang vor und war mit Stundenhälter. Er redete wenig, aber was er sagte, hatte Saft und Kraft. Meiner Mutter ging er, nach dem allzufrühen Tode meines Vaters, in jeder Beziehung ratend, helfend, tröstend zur Hand, und war das Werkzeug zu ihrer Bekehrung. Seine Frau, die Ursulabase genannt, war eine tief gegründete und erleuchtete Christin, die mit allen hervorragenden Brüdern der Umgegend in Berührung und vertraulichem Verkehr stand. Sie hatte viel Schweres durchgemacht, von 18 Kindern blieb ihr nur ein Sohn am Leben. Bei ihr hieß es in Wahrheit: „geriebene Kräuter duften wohl". Sie war mit Gottes Wegen und Führungen zufrieden, und führte nachher auch als Witwe einen vertrauten Umgang mit Gott und Gotteskindern. Zweimal durfte ich sie zu auswärtigen Stunden (Pietisten-Versammlung) begleiten. Wenn es ihre Umstände erlaubten, ging sie jedes Jahr nach Korntal, um dort am Gründonnerstag das heilige Abendmahl zu nehmen, und dann Karfreitag und Ostern in der Gemeinde mitzufeiern. Die weite Reise hin und zurück wurde zu Fuß gemacht. Sie hatte, wenn sie zurück kam, jedesmal viel zu erzählen aus den Predigten und Stunden, denen sie in Korntal angewohnt hatte, so daß auch andere Brosamen von Korntal bekamen. Gerne füge ich noch ein Abendgebet bei, das ich von diesem Großonkel und seiner Frau Ursula lernte:

Blutiger Schmerzensmann, nimm dich unser an;
Wenn wir uns jetzt schlafen legen,
So sprich du den Abendsegen
Gebenedeit vom Thron, deinem Schmerzenslohn.

Jesu, zieh mein Herz zu dir himmelwärts,
Daß ich möge alles fliehen,
Was mich kann von dir abziehen,
Zieh mich himmelwärts, Jesu an dein Herz.

O wie freu ich mich, Jesu, ganz auf dich;
Denn ich bin mit dir vermählet,
Und zu deiner Zahl gezählet.
O wie freu ich mich, Jesu, ganz auf dich.

Etliche Monate nach meiner Erweckung regte sich in mir wieder der Gedanke, Missionar zu werden. Durch Gottes besondere Führung meldete ich mich nach St. Chrischona, bekam aber die Antwort, ich sei noch zu jung (ich war kam 18 Jahre alt). Doch wurde ich aufgefordert, mich später wieder zu melden, und von Zeit zu Zeit zu schreiben. Meine Mutter hatte ihre Einwilligung gegeben, aber, wie sie mir später gestand, dabei gehofft, es werde nichts daraus werden.

II.

Wanderschaft, Chrischona, Pfingstwaide, Jerusalem (1849—1854).

Am Ostermontag 1849 verließ ich mein elterliches Haus und ging mit dem Felleisen auf dem Rücken auf die Wanderschaft. Meine Mutter sah mit Bangigkeit meiner Zukunft entgegen; sie war besorgt, ich würde bald in die Welt und weltliche Kameradschaft hineingezogen werden, den guten Grund, und meinen Heiland verlieren. Sie und viele andere gaben mir manch wohlgemeinte ernste Ratschläge mit auf die Wanderschaft. Mein Reisegeld nähte die sorgliche Mutter, aus Furcht, es könnte

mir gestohlen werden, in das Hosenfutter ein; ich hatte nur so viel in der Tasche, als ich für die nächsten 8 Tage brauchte. Mir ihre Hand zum Abschied reichend, sagte sie: „Hüte dich vor jeder Sünde, vergiß nie, morgens und abends zu beten, lese oft in deinem neuen Testament und habe Gott vor Augen und im Herzen. Ich werde dich auf betendem Herzen tragen".

Mein Reisebegleiter war ein Schneiderlein, ein echter Fechtbruder. Es war gut für mich, daß er schon am nächsten Tag in Krauchenwies Arbeit fand. Schweren Herzens pilgerte ich von da allein weiter. Meine Straße führte mich durch einen Wald. Ich ging seitwärts, legte mein Felleisen auf die Erde, kniete nieder, und betete aus Inbrunst des Herzens zu meinem Vater im Himmel, befahl und übergab mich seinem Schutz und bat um seine Leitung und Versorgung. Dann holte ich mein Neues Testament heraus und las den 121. Psalm, der von da an immer mein Reisepsalm blieb. Getrosten Herzens wanderte ich dann weiter durch Oberschwaben, an den Bodensee, bestieg dort ein Dampfschiff und fuhr nach Rorschach. Hier in der freien Schweiz wurden sämtliche Handwerksburschen zur Polizei geführt und mußten Reisegeld und Reisepaß vorzeigen. Wer mit ersterem nicht genügend versehen war, wurde mit dem nächsten Schiff nach Deutschland zurückgeschickt. Ich sollte auch zurück, als ich aber dem Polizeikommissar sagte: „Lieber Herr, meine Mutter hat mir das Reisegeld in mein Hosenfutter eingenäht", betastete er dasselbe und sagte: „Sie haben eine vortreffliche Mutter. Lassen Sie das Geld nur immer da drinnen und gut Glück zur Weiterreise!" Es machte dem Herrn großen Spaß.

Eine neue Welt hatte sich mir eröffnet: Friedrichshafen mit dem schönen königlichen Schloß, die Seegegend, das schwäbische Meer, die erste Fahrt auf einem Dampfschiff; dann die wunderschöne Schweiz mit ihren herrlichen Bergen, Städten und Dörfern, alles war so reich, so schön, so einzigartig, daß ich anbetend weiterpilgerte. Einige alte Fechtbrüder wollten mich Unerfahrenen ins Schlepptau nehmen; ich lehnte ab und zog

allein meine Straße weiter nach St. Gallen und von da nach Winterthur, wo ich gerade 8 Tage nach meiner Abreise von zu Hause bei Sattlermeister Forrer an dem Oberen Tor in Arbeit trat. So schön das Wandern gewesen, so war ich doch recht froh und Gott dankbar, daß ich Arbeit gefunden hatte, denn Arbeit allein macht das Leben süß. Nun ging eine neue Schule für mich an. Es stellte sich bald heraus, wie wenig ich in meiner Lehre auf meinem Bauerndörfle gelernt hatte. Hier gab's feine städtische Arbeit, in die ich mich zuerst einarbeiten mußte. Ein Jahr verbrachte ich hier bei rechtschaffenen, fleißigen, sparsamen geordneten, kirchlich frommen Leuten. Ich ließ mich in keine Kameradschaft hineinziehen, ging regelmäßig Sonntags in die Kirche, und nachmittags hinaus in Gottes schöne freie Natur, wo ich in dem Schatten eines Baumes mein Neues Testament las und gesegnete Stunden verbrachte. Ich suchte vergeblich nach einem Jünglingsverein oder Gemeinschaft. Frau Forrer hatte Wohlgefallen an meinem stillen eingezogenen Leben, und versorgte mich mit guten Büchern aus ihrer Bibliothek. Von Herrn Forrer hatte ich manchen Spott zu ertragen. Als ich meine Berufung nach St. Chrischona erhalten hatte, wurde er so gehässig gegen mich, daß ich zur selben Stunde, in der er einen neuen Arbeiter eingestellt hatte, sein Haus verlassen mußte. Es war ein Samstag. Seine Frau bat, er möchte mir doch erlauben, noch über Sonntag zu bleiben, sie habe ihr Gastzimmer gerichtet. „Nein", sagte er, „dieser Fromme muß heute noch aus meinem Haus". Da erfuhr ich die Wahrheit jenes Wortes des Heilandes: „Ihr müßt gehasset werden von jedermann um meines Namens willen".

Ich reiste über Zürich, Baden, Brugg nach Basel zu Herrn Spittler und tags darauf am 16. März 1850 trat ich auf St. Chrischona als Zögling ein. Vier Zöglinge und zwei Lehrer, Herr Kaplan Schlienz und Herr Hausvater Schneller fand ich als Turmbewohner der Chrischona-Kirche. Ein Kätzchen und zwei Ziegen waren auch noch vorhanden. Von letzteren ver-

unglückte eine bald darauf. Sie graste auf der Mauer, fiel hinunter und wurde von dem Strick, mit dem sie angebunden war, erdrosselt. Welch ein Unglück für die arme Pilgermission! Es gab für mich nun eine Schule großer Verleugnung. In Winterthur stand ich nämlich in sehr guter Kost, auf St. Chrischona hieß es dazumal:

Zur Notdurft Brot und Wasser satt,
Geduld zur Lagerstatt.

Alles wurde vorgemessen und vorgewogen. Man kam hungrig zu Tisch und ging ungesättigt vom Tisch. Um so fleißiger wurde das Gebetskämmerlein oben im Turm benutzt. Die scharfe Bergluft, das Wachstum der Jünglinge machten ihre Ansprüche; um das Hungern leichter zu ertragen, kauften wir uns endlich Hungerriemen, die von Zeit zu Zeit fester um den Leib gezogen wurden. Der gute Hausvater wollte uns eben so schnell wie möglich zum harten, verleugnungsvollen, allem entsagenden Leben erziehen. Viele der aufgenommenen Zöglinge verließen nach wenigen Wochen wieder die Kirche auf dem Berg. Das Leben war ihnen zu hart und die Hungerkuren zu grausam. Es ging durch allerlei Kampf, ja sogar eine Revolution gegen den Hausvater. Dann wurde es besser und menschlicher, so daß, als ich 1853 auf die Pfingstwaide gesandt wurde, die Zahl der Zöglinge schon 36 betrug. Die älteren Brüder, die ich antraf, wurden im Frühjahr 1852 als Pastoren nach Texas gesandt und hierzu von Herrn Dekan Schäfer in Lörach ordiniert. Die Anstalt ist beständig gewachsen; jetzt hat man dort Pferde, Kühe in Fülle, gute Hausmannskost und gründlichen Unterricht. Das Senfkorn, das der selige Papa Spittler auf dem Berge in dem verfallenen Chrischona-Kirchlein gepflanzt hat, ist zum Baum geworden, dessen Äste alle 5 Weltteile erreicht haben.

Im Jahr 1852 war Herr Bischof Gobat aus Jerusalem in Basel. Herr Spittler veranlaßte ihn, etliche Chrischonabrüder zu übernehmen und auf seine Privatkosten nach Abessinien zu senden, um dort durch Bibelverbreitung, Predigt und Schularbeit

belebend auf die abessinische tote Kirche einzuwirken. Vier aus unserer Zahl wurden hierfür bestimmt und sollten im Herbst 1853 nach Jerusalem reisen, um dort noch ein Jahr Amharisch und Arabisch zu studieren. Den Anfangsunterricht im Amharischen gab uns Herr Missionar Isenberg, der zu diesem Zweck nach Riehen kam, wo er uns wöchentlich drei halbe Tage unterrichtete.

Im Herbst 1853 wurde ich nun vorerst auf die Pfingstwaide am Bodensee gesandt, um dort in der Diasporaarbeit tätig zu sein. Ich stand unter Herrn Stadtpfarrer Leube in Friedrichshafen, der mir das Reisegeld gab, Kost und Wohnung hatte ich auf der Pfingstwaide selber, Gehalt aber hatte ich keinen. Meine Arbeit galt den unter den Katholiken zerstreut wohnenden evangelischen Bauern, Zollbeamten, Grenzaufsehern, sowie den Bahnwärtern an der Linie Friedrichshafen-Bieberach. Jeden Sonntag hatte ich einen Gottesdienst zu halten, jedoch an verschiedenen Orten, so daß ich nur alle 4 Wochen an denselben Ort kam. An den Werktagen hatte ich den Kindern Religionsunterricht zu geben; Donnerstag abends eine Bibelstunde in Ravensburg zu halten, und dem Weg entlang den Kindern der Bahnwärter Religionsunterricht zu erteilen, und überall die zerstreut wohnenden Evangelischen zu besuchen. Ich lernte in jenen Jahren viele liebe Brüder und Schwestern kennen, besonders in Wilhelmsdorf, Lindau und Ravensburg.

In dem schönen Reuthe bei Lindau, das wie in einem Paradiesgarten liegt, lebte das alte kinderlose Ehepaar Männer. Die wollten mich zu sich nehmen, mir um ein geringes Geld ihr Anwesen überlassen, damit ich nach des betagten Bruder Männers Tode die Versammlung in seinem Hause, wo sich alle Gläubigen der Umgebung versammelten, fortführen sollte. Das Anerbieten war für mich jungen Mann sehr verlockend; doch wollte ich nur, wenn die Brüder in Wilhelmsdorf damit einverstanden waren, es annehmen. Als ich den Brüdern, Pfarrer Layer, Vorsteher Thum und Hausvater Stanger die Sache vorlegte, rieten sie mir

entschieden ab, und mahnten, ich solle meiner Bestimmung nach Abessinien treu bleiben. Der eine sagte: „Werde nicht wie Isaschar, ein beinerner Esel, der sich zwischen die Grenzen lagerte, da er sah, daß die Ruhe gut war". Der andere sagte: „Der Teufel hat bei dir ein offenes Ringlein gefunden und hat jetzt ein Häcklein hineingeschoben", und der dritte meinte, es wäre ein eigener Weg, da droben in Reuthe würde ich verbauern. Die Bestimmung des Komitees sei von Gott, das Anerbieten in Reuthe, so verlockend es auch sei, komme von Menschen, ich solle entschieden ablehnen. Ich folgte und kam innerlich wieder zur Ruhe. Die Brüder aber, als sie viele Jahre später von meiner grausamen Gefangenschaft hörten, machten sich bittere Vorwürfe. Als ich sie 1868 besuchte (nach der Gefangenschaft), war eine ihrer ersten Fragen: „Hast's uns auch vergeben?" — Es war von Gott, und ich möchte allen jungen Leuten den Rat geben, in solchen entscheidungsvollen Angelegenheiten sich dem Rat älterer, erfahrener Brüder zu unterstellen. Wenn ich heute auf jene Zeit zurück blicke, so bin ich voll Dank für alles, was mir durch die Verbindung mit so bewährten Brüdern zu meiner innerlichen Förderung geboten wurde, und daß sie mich jungen unerfahrenen Menschen mit soviel Liebe und Geduld getragen haben. Ich bereitete mich gewissenhaft auf die Sonntags-Bibelstunden und den Religionsunterricht vor, und ging meine Wege nach Langenargen, Kreßbronn, Fischbach, Ravensburg meist betend. Ich war nur 23 Jahre alt und nach meinem geistigen Geburtstag kaum 5. Habe noch Mitleid mit den Zollbeamten, Grenzaufsehern und anderen, die ich angepredigt habe. Immer hatte ich die Angst, ich bleibe stecken, oder ich genüge nicht; wenn mir dann hie und da eine Anerkennung zuteil wurde, kamen mir aber bald hochmütige Gedanken, wozu ich von jugendauf geneigt war. An Dämpfern ließ es Gott nicht fehlen; sie trieben mich ins Gebet und zu meinem unentbehrlichen Heiland. Es war eine schwere, verleugnungsvolle Stelle; große Anforderungen wurden an mich gestellt, mancherlei Ver-

suchungen traten an mich heran und es galt harte Strapazen zu überstehen, eine gute Vorschule für Abessinien. Gelegentlich konnte ich auch etwas unter den Katholiken arbeiten durch Unterredungen und Verbreitung von Traktaten. Das hat mich aber einmal beinahe ins Gefängnis gebracht. Auf Kanzeln und im Beichtstuhl wurde vor mir gewarnt, einer Katholikin wurde das Neue Testament, das ich ihr geschenkt hatte, in der Kirche in Tettnang von dem Priester weggenommen, und sie mit Bußübungen bestraft. Eine Zeitlang gingen mir alle Katholiken aus dem Wege und bekreuzten sich, wenn ihr Weg sie an unserem Hause vorbeiführte. Mir taten die armen unwissenden Katholiken, denen nicht einmal erlaubt war, das Neue Testament zu lesen, von Herzen leid. Bei meinem Abschied von Herrn Stadtpfarrer Leube äußerte er sich befriedigt mit meinen Leistungen und Aufführung. Er fügte hinzu: „Meine guten Wünsche und Gebete werden Sie begleiten, und wenn Sie in Abessinien nicht bleiben können, so wenden sie sich nur an mich; ich werde Ihnen gerne in Württemberg eine Stelle finden.

An einem schönen Oktobersonntag des Jahres 1854 strömten aus allen Himmelsrichtungen liebe Freunde dem Chrischonaberg zu; dann und wann konnte man auch ein Gefährt mit fröhlichen Insassen sehen. Was gab es denn heute besonderes in dem Bergkirchlein? Es war die Verabschiedung des Hausvaters Schneller und seiner Frau und der sechs nach Abessinien bestimmten Brüder. Herr Dekan Ledderhose von Brombach, Herr Kaplan Schlienz, Herr Schneller, Bruder Bender und meine Wenigkeit hielten Ansprachen. Es war eine lange gesegnete Abschiedsfeier. Am anderen Morgen vor Tagesanbruch fuhr ein mit zwei starken Pferden bespannter Wagen, mit großen und kleinen Reisekoffern gefüllt, auf denen die acht reisenden Missionsleute saßen, begleitet von Fräulein Spittler und Herrn Jäger vom Klösterle in Riehen nach St. Ludwig im Elsaß. Der Morgenstern glänzte gar freundlich über uns und auf Vorschlag

von Fräulein Spittler stimmten wir miteinander an: Wie schön leucht' uns der Morgenstern! In St. Ludwig verabschiedeten sich unsere treuen Freunde. Nun gings nach Frankreich. Um 9 Uhr gelangten wir mit der Bahn in Mühlhausen an, wo wir im Hause eines Doktors ein Tröpfchen Wein und ein Gutzle bekamen. Darauf bestiegen wir um 10 Uhr den Postwagen, der von vier Pferden gezogen wurde und nun fuhren wir Tag und Nacht in einem Zug über Belfort, Besançon, Dijon, Chalon usw. Dann mit dem Dampfschiff auf dem schönen Rhonefluß bis Lyon. Nach sechsstündiger Fahrt im Postkarren bekam jeder eine Tasse Kaffee und ein Brötchen und nach weiterer 24 stündiger Fahrt ein Mittagessen. In Lyon gerieten wir in eine wahre Räuberhöhle, wo wir für elende Unterkunft tüchtig zahlen mußten. Am dritten Reisetag kamen wir todmüde in Marseille an. Ein Herr Kaufmann Bauer empfing uns an der Bahn und brachte uns in ein Hotel am Hafen. Er sagte: „Das Segelschiff, mit dem Sie fahren sollten, hat noch keine Fracht, es kann noch 10—14 Tage dauern, ehe es befrachtet ist; ich rate Ihnen, morgen das Dampfschiff zu benutzen; es kommt Sie billiger, als hier aufs ungewisse im Hotel zu sitzen und die Befrachtung des Seglers abzuwarten. Unser guter Führer war nicht dazu zu bestimmen. Drei volle Wochen dauerte unsere Wartezeit, die Hotelrechnung für 8 Personen stieg so hoch, daß wir alle dafür mit dem Dampfschiffe hätten reisen können und noch übrig geblieben wäre. Volle vier Wochen brauchten wir mit dem Segelschiff bis nach Jaffa. Im Bauch des Schiffes auf Stockfischballen hatten wir sechs unser Heim und Lager. Die Fahrt war stürmisch und lehrreich. Bald nachdem wir den Hafen Marseille verlassen hatten, machten wir allesamt Bekanntschaft mit der Seekrankheit. Welche Stickluft und auf Stockfischen! War gut, daß wir dieselben nicht essen mußten! In Alexandrien lagen wir etliche Tage im Hafen, was wir gerne benutzten, um an Land zu gehen und uns zum erstenmal das Treiben einer orientalischen Hafenstadt anzusehen. Wir kamen gleich in Not mit unseren Pässen;

denn niemand wollte wissen, ob wir Süddeutsche unter österreichischem, preußischem oder gar französischem Schutze stehen. Es gab des Laufens durch das Araberviertel viel, bis endlich der preußische Generalkonsul unseren Pässen sein Siegel aufdrücken ließ. Endlich ging auch unser Segelschiff weiter und wir erreichten nach 4—5 Tagen das Ziel unserer Seereise, Jaffa. Es war in voller Wahrheit eine Pilgermissionsfahrt gewesen.

Gar freundlich nahmen uns Herr und Frau Kruse, Missionar der C. M. S. (englisch-kirchlichem Missions-Gesellschaft) in ihrem Hause auf. Wir sechs schliefen in Herrn Kruses Missionskirche auf unseren Matratzen, die ich für die Reise in Marseille aus Welschkornblättern angefertigt hatte. Anderen Tages gings auf Pferden und Eseln weiter, zunächst bis Ramleh. In Herrn Sandrezky, Missionar der C. M. S., hatten wir einen prächtigen gewandten Führer. In Ramleh wurde in dem gepflasterten Saale eines Klosters übernachtet. Wir bewunderten dort die schönen mit Riesen-Kaktushecken umgebenen Gärten. Die Felachen, die verschleierten Weiber, die orientalische Bauart, die Minarette mit ihren Muezinen, die öffentlichen Gebetsübungen der Mohammedaner, die große Sandfläche zwischen Jaffa und Ramleh, alles war so neu und eigenartig. Nach Ramleh ritten wir auf ausgewaschenen, steilen, felsigen, schmalen Pfaden übers Gebirg Juda, bis wir etwa um 5 Uhr die Gottfrieds-Höhe vor Jerusalem erreichten. Welch ein Anblick! Vor uns lag tatsächlich die Stadt, da unser Herr gekreuzigt war! In den Strahlen der untergehenden Sonne lag vor uns das ganze wunderbare Panorama. Jerusalem, dahinter der Ölberg, weiter zurück das Gebirge Moab, zur Seite Nebi Samuel und die ganze Umgebung bis nach Bethlehem. Ich wäre am liebsten von meinem Eselein gestiegen, um niederzufallen und anzubeten. Was mein Großonkel, der nun nicht mehr lebte, zu mir als 13jährigen Knaben gesagt, war für mich buchstäblich erfüllt, eine Reise nach Jerusalem. Herr Pastor Valentiner sowie Herr und Frau Bischof

Gobat empfingen uns hier und ersterer begleitete uns in das Brüderhaus, wo die Brüder Metzler und Schäfer unserer harrten.

Mein Aufenthalt in El Kedus (Der heiligen Stadt) währte nur 10 Tage. In dieser kurzen Zeit sah ich aber viel Unheiliges und viele Unheilige. Ich besuchte natürlich die wichtigsten Orte: Grabeskirche, Gethsemane, Ölberg, Bethanien, Bethlehem, Artas, die Wasserbehälter Salomos. Wichtig war für mich aber besonders, daß ich bekannt wurde mit der kleinen deutschen Gemeinde, den Missionaren der C. M. S., der London Jews Society, den Chrischonabrüdern Schick, Baldensberger, Palmer, Müller und nicht zum mindesten mit den Kaiserswerthern Diakonissinnen.

III.

Meine erste Reise nach Abessinien in Begleitung des ehrwürdigen Herrn Dr. Krapf.

1854 bis 1855.

Wenige Tage nach unserer Ankunft in Jerusalem kamen die Missionare der C. M. S., Dr. L. Krapf und Daimler an. Ersterer beabsichtigte, seine Reise nach Mombasa in Ostafrika über Abessinien zu machen, um nachzusehen, was aus den Missionshäusern seiner Gesellschaft und der Pionierarbeit ihrer Missionare Gobat, Isenberg, Blumhardt, Mühleisen und Krapf geworden war. Nach Beschluß von Herrn Bischof Gobat sollte ich Herrn Dr. Krapf auf seiner Reise nach Abessinien begleiten, worüber ich hocherfreut und Gott und Menschen dankbar war.

Am 10. Dezember 1854 verließen wir Jerusalem. Es war ein unfreundlicher, regnerischer Tag. Wieder übernachteten wir im lateinischen Kloster in Ramleh. In Jaffa, das wir am folgenden Tag erreichten, nahm uns wieder Herr Kruse gastfreundlich in sein Haus auf, von wo wir tags darauf mit einem französischen Dampfschiff nach Alexandrien fuhren. Damals existierte in der ganzen Stadt Alexandrien nur ein einziger Omnibus.

Wir stiegen ein, um ins Hotel Oriental zu fahren, stiegen aber bald wieder aus, da wir der schlechten höckerigen Wege halber nie wußten, ob der Omnibus nicht umkippen würde. Wir zogen vor, hinter demselben den Weg durch schmutzige Viertel der Stadt zurückzulegen. Eine Nacht verbrachten wir in diesem Hotel, dessen Besitzer ein Württemberger war, der spätere Besitzer des ersten Hotels in Kairo, Shepherd's Hotel genannt. Dann bat uns Mr. R. Fleming, ein reicher frommer schottischer Kaufmann, seine Gäste zu sein. Nach etlichen Tagen ging die Reise durch das wundervolle reiche Unterägypten nach Kairo. Wir wurden dort von Herrn Missionar Lieder und seiner gelehrten Frau gegen Entschädigung in ihrem großen Hause im Koptenviertel aufgenommen. Es dauerte etliche Wochen, bis wir uns für die große Reise ausgerüstet und verproviantiert hatten. Daneben hatte ich Zeit, mit Daimler und Madrakal die Pyramiden zu besteigen und andere Sehenswürdigkeiten, wie die Zitadellen und Mameluckengräber u. a. zu besuchen. Ich hatte auch Gelegenheit, mit dem koptischen Patriarchen Aba Kyrilos bekannt zu werden und einmal nachts den koptischen Gottesdienst mitzumachen. Da ging es sehr laut, andachtslos zu und Predigt gab es keine. Es tat mir im Herzen weh, diesen Lippendienst zu sehen. Es scheint ihnen nur die christliche Form übrig geblieben zu sein und jenes Prophetenwort bewahrheitet: „Dies Volk ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir". Um so mehr freute ich mich zu erfahren, daß Herr Lieder etwa mit einem Dutzend Kopten Bibelstunde hielt. In der Freizeit studierte ich amharisch, arabisch und englisch, wobei mir Herr Madrakal behilflich war.

Dieser Madrakal war ein junger Abessinier aus Adoa, der 4 Jahre im C. M. S. College in Malta studiert hatte. Krapf sollte ihn in seine Heimat zurücknehmen. Er war in meinem Alter, fromm, aber ohne innerliches Leben. Da er durch den Umgang mit Engländern eher verwöhnt war, machte er große Ansprüche und hatte doch keine Mittel, sie zu befriedigen. Nun

sandte man ihn ohne jegliche Unterstützung in seine Heimat zurück, wahrscheinlich weil er zu faul war, zu studieren.

Von Kairo machten wir die Reise nach Suez in 3 Tagen. Wir ritten auf Eseln, unser Gepäck trugen Kamele. Daimler ging ins englische Hotel; Dr. Krapf, Madrakal und ich kampierten mit unseren Kamelsleuten und Eselstreibern unter freiem Himmel. Glücklicherweise fanden wir bald ein Segelschiff, mit dem wir am 20. Januar 1855 von Suez unsere Reise nach Djidda antraten.

Unser Koch und Diener, den wir aus Jerusalem mitgebracht hatten, war ein Schoaner namens Wolde Gabriel. Er erzählte mir eines Tages seine Geschichte, die ich gerne hier wiedergebe. Er war in der Stadt Machfud von christlichen Eltern geboren und begleitete, als er etwa 12 Jahre alt war, einen Schoaner Priester als Diener nach Gondar, der damaligen Hauptstadt Abessiniens. Nachdem der Priester seine Geschäfte erledigt, entschloß er sich, eine Pilgerreise nach Jerusalem zu machen. Er nahm Wolde Gabriel und einen anderen Knaben aus der Provinz Schoa mit sich und versprach ihnen, sie nach Jerusalem mitzunehmen. Eine Reise nach Jerusalem gilt bei den Abessiniern als größtes Verdienst vor Gott. Unterwegs starb der andere Knabe. In Djidda sandte der Priester Wolde Gabriel eines morgens an den Brunnen, um Wasser zu holen. Als er zurück kam, war der Priester verschwunden, und der Hauseigentümer erklärte: „du bist nun mein Sklave, ich habe dich von deinem Herrn, dem Priester gekauft". Daraus sieht man, welch gewissenlose Leute manche abessinische Priester sind; kein Wunder, daß sie in Abessinien sprüchwörtlich sind: „Die Priester sind unter allem Volk die schlechtesten". Wolde Gabriel wurde nun von seinem neuen Herrn gewaltsam zum Mohammedaner gemacht, von diesem aber ein Jahr später nach Mekka, und von dort nach Medina verkauft. Nach etlicher Zeit begab sich sein neuer Herr nach Djidda; dort lernte er diesmal einen mohammedanischen Kaufmann kennen, der ihm riet, er solle sich

auf sein Schiff flüchten, er nehme ihn dann unentgeltlich mit nach Suez. Wolde Gabriel folgte, aber in Suez angelangt, verkaufte ihn der Schiffseigentümer an einen reichen Mohammedaner in Kairo. Sein neuer Herr war ein wohlwollender Mann, sandte ihn in eine Schule, wo er arabisch und den Koran lernte. Bei diesem neuen Herrn hatte er es auch sonst gut, aber es war ihm, dem geborenen abessinischen Christen, ein Greuel Mohammedaner sein zu müssen, und machte ihm viel Gewissensnot. Eines Tages begegnete er auf der Straße in Kairo einem abessinischen Priester, den er anredete und dem er seine Geschichte erzählte. Dieser vermeldete sie dem koptischen Patriarchen, der mit Hilfe des englischen Konsuls und der ägyptischen Regierung Wolde Gabriel von der Sklaverei befreite. Er wurde nun von dem Patriarchen in die christliche Kirche aufgenommen und, um ihn allen mohammedanischen Nachstellungen zu entziehen, nach Jerusalem gesandt. Das Leben der abessinischen Mönche im dortigen Kloster, wo er untergebracht war, gefiel ihm nicht; seit jener Priester ihn an einen Mohammedaner verkauft, traute er keinem mehr; daher verließ er das Kloster nach wenigen Tagen, und trat als Knecht und Koch in die Dienste des englischen Juden-Missionars Nicolaison. Hier wurde Gabriel mit der Bibel und der protestantischen Kirche bekannt, die er beide lieb gewann, dabei aber ein treuer Diener und guter Koch blieb. Sein sehnlicher Wunsch, wieder in seine abessinische Heimat zurückkehren zu können, veranlaßte ihn, als er hörte, Dr. Krapf reise nach Abessinien, seinem bisherigen Herrn, dem Missionar Nicolaison eines Tages zu erklären, er wolle mit Krapf gehen, um seine Verwandten, von denen er seit 15 Jahren nichts mehr wußte, aufzusuchen. Er konnte fließend arabisch und amharisch lesen, las auch täglich und fleißig in seiner Bibel und Mohammedanern gegenüber trat er immer als mutiger Verteidiger des christlichen Glaubens auf. Er ließ sich aber auch mit römischen, griechischen und abessinischen Christen in Dispute ein, und blieb, da er bibelbeschlagen war, immer Sieger auf dem

Felde. Er hat uns während der ganzen Zeit treu und uneigennützig gedient und war durchaus zuverlässig. Während der Schiffsreise war es seine größte Lust, religiöse Gespräche mit den Mohammedanern zu führen, und ihnen zu beweisen, daß Jesus größer sei als Mohammed, den er keck einen Betrüger nannte. Wäre er nicht als unser Koch und Diener unter unserem Schutz gestanden, ich glaube, etliche der fanatischen Mohammedaner auf dem Boote hätten ihn ins Meer geworfen. Leider mußten wir ihn in Adoa krank zurücklassen; er wollte aber von da später in seine Heimat nach Schoa, der südlichsten Provinz Abessiniens reisen.

Am 21. Januar 1855, einen Tag nach unserer Abreise von Suez, gingen wir an der arabischen Küste in dem kleinen Seehafen Tor vor Anker. Dort lebten 10—12 der griechischen Kirche angehörende Familien in äußerst ärmlichen Verhältnissen. Sie wurden von den Priestern des Klosters Sinai besucht, lebten von Handel und Fischfang, waren in religiöser Beziehung sehr unwissend und abergläubisch, hielten aber inmitten der fanatischen Moslims zäh an ihrer christlichen Religion fest. Außer den Mönchen auf Sinai waren diese wenigen Fischerfamilien die einzigen christlichen Überreste, die in Arabien geduldet wurden.

Bei unserer Weiterfahrt zerbrach uns der Sturm am 1. Februar, als wir schon Djidda vor uns sahen, den Mastbaum, wodurch wir in großer Gefahr schwebten, Schiffbruch zu leiden. Djidda ist die Hafenstadt für alle Mekkapilger und hat bedeutenden Handel. Die Bewohner Djiddas sind natürlich sehr fanatische Mohammedaner. Wir und Gabriel konnten nur unter Bedeckung des englischen Kawassen (Polizeisoldat) in die Stadt gehen, um unsere Einkünfte für die Weiterreise zu besorgen.

Herr Col, der englische Vizekonsul, seiner Religion nach ein Hindu, war äußerst liebenswürdig und sorgte aufs beste für uns. Es war Dr. Krapf vergönnt, mit ihm über das Eine, was not tut, zu reden. Er hatte ein offenes Herz fürs Gute und Edle, aber den Edelsten unter allen, Jesum den Sünderheiland,

kannte er noch nicht. Wieviel hat man zu beten, daß auch solch edeln Menschen das Licht aufgehe und sie Jesum finden. Durch die prompte Verwendung dieses freundlichen Hindus bekamen wir rasch ein Boot nach Massaua, so daß wir schon am 3. Februar unsere Reise nach der afrikanischen Küste fortsetzen konnten.

Unser neues Schiff war dem früheren ganz ähnlich. Unter dem Sitz des Steuermanns und Kapitäns hatten wir einen abgeschlossenen Raum mit einer Türe und vielen Luftlöchern; er war aber so niedrig, daß keiner von uns aufrecht stehen konnte. Nachts plagten uns die Ratten; wir bekamen nicht eher Ruhe vor ihnen, bis ich ihnen zerklopften Zwieback zwischen die Dielen im Unterraum des Schiffes warf. Von da an gings, doch mußten wir wegen dieser abscheulichen Tiere die ganze Nacht die Laterne brennen lassen.

An Bord unseres Bootes waren sehr viele Mekka-Pilger, eine recht unangenehme Reisegesellschaft. Unser eifriger Wolde Gabriel führte täglich religiöse Gespräche mit ihnen. Er hatte den Mohammedanismus ja genau kennen gelernt, und konnte ihnen in krassen Bildern ihr ungöttliches Wesen vorhalten. Da er unter unserem Schutze stand, hatte er nichts zu fürchten, aber oft hatte ich den Eindruck, er freue sich, an ihnen Rache zu üben.

Bei dieser Überfahrt durften wir zweimal gnädige Bewahrungen unseres Lebens erfahren. „Seine Barmherzigkeit währet für und für, über die, so ihn fürchten, und auf seine Güte hoffen."

Am 12. Februar überfiel uns ein von Westen kommender gewaltiger Sturm. Es gelang unserem freundlichen Kapitän mit großer Mühe, unser Boot in die Bucht Birket an die arabische Küste wieder zurück zu bringen; mehrere Anker wurden ausgeworfen und während 4 Tagen sahen wir keine Sonne. Mehr als einmal fürchteten wir, der alte Seediener zerberste in Trümmer und wir fänden unser Grab im Roten Meer. Hätten wir wirklich in dieser Bucht Schiffbruch erlitten, und wären den Arsir-

Arabern in die Hände gefallen, so hätten sie uns Christenhunde, wenn nicht getötet, sicherlich in die Sklaverei verkauft. Unser Proviant litt schwer unter dem strömenden Regen. Am 4. Tage legte sich der Sturm, so daß wir tags darauf unsere Reise zurück nach der afrikanischen Küste fortsetzen konnten. Es war sehr heiß und schwül, und oh, dieses Ungeziefer! Die Mekka-Pilger, so wie der Steuermann und Kapitän, lausten täglich ihre Kleider über unserer Kajüte, und sie töteten die Tierlein nicht einmal, sondern warfen sie nur ein bißchen abseits, und so geschah es, daß da zwischen den Bodenbrettern große Ritzen waren, zu gewissen Zeiten die Läuse buchstäblich auf uns herab regneten. So was will auch durchgemacht sein! Dr. Krapf protestierte, aber lachend sagte der Kapitän, es sind ja unschuldige Tierlein, lassen sie's leben!

In der Nacht vom 17. auf 18. Februar brach auf dem Deck, gerade über uns, durch das umgefallene Öllicht des Steuermanns Feuer aus. Durch Gottes gnädige Fügung erfaßte es das Kleid, mit dem sich der Kapitän zugedeckt hatte, weckte ihn auf, so daß er 2 Uhr nachts durch den Ruf Feuer alles alarmierte. Wenige Minuten später, so hätte das Feuer die Pulversäcke, die am Schiff festgebunden waren, erfaßt und wir wären samt dem Schiff in die Luft geflogen.

Wie froh und dankbar waren wir, als wir am 20. Februar die unsaubere Gesellschaft verlassen, und an der afrikanischen Küste in Massaua landen konnten. Oh wie heiß! 35 Grad Celsius im Schatten. Massaua, eine der Küste vorgelagerte kleine Insel, war damals ohne jegliche Vegetation, eine armselige Stadt. Später, unter der Verwaltung meines Schweizer Freundes Munzinger Bey, wurde es eine schöne Stadt mit blühendem Handel. Er verband die Insel durch einen Damm mit dem Festlande und baute eine Wasserleitung.

Herr Baroni, Sekretär des abwesenden englischen Konsuls Plowden, nahm uns freundlich auf und verschaffte uns ein Tokul, eine runde Hütte mit konischem Strohdach.

Am 26. Februar kam Herr Plowden an, der dafür sorgte, daß wir schon am 6. März unsere Reise nach Abessinien antreten konnten. Bis Harkiko gings im Boot, von da auf Maultieren weiter ins Innere.

Herr Plowden brachte uns die Nachricht, daß König Theodoros den katholischen Bischof Jaikob ausgewiesen habe, aber sonst gegen alle Europäer freundlich gesinnt sei. Dieser katholische Bischof hatte vor Jahren die Vertreibung der protestantischen Missionare betrieben, und jetzt, wo er ausgewiesen war, betraten protestantische Missionare das Land.

Von Harkiko führte unser Weg zunächst dem Meer entlang, bis wir am 2. Tage in ein Tal in westlicher Richtüng einbogen. Es gab nur sehr spärliche Vegetation, aber wir fanden doch genügend Wasser. Je mehr wir landeinwärts kamen, fanden wir afrikanische Vegetation und sahen auch bald Scharen von Affen und allerlei sonstigen Tieren. Unser Weg ging rasch höher und höher, und die Temperatur wurde milder und erträglicher.

Am 10. März erreichten wir den zirka 1350 Meter hohen Berg Schumfeito. Die Kamele kehrten nun zurück und unser Gepäck wurde auf Ochsen den Berg hinauf nach Hallai gebracht. Unsere Reit-Maultiere erkletterten den hohen Berg in 4 Stunden; es ging oft so steil empor, daß wir uns mit beiden Händen an der Mähne des Maultiers festhalten mußten, um nicht über den Rücken abzurutschen.

In Hallai betraten wir nun das erste abessinische Dorf. Aito Habtai, ein Freund des englischen Konsuls Plowden, an den wir einen Brief hatten, nahm uns freundlich auf. Dr. Krapf hatte viele Besuche und reichlich Gelegenheit, das Evangelium zu verkünden; auch Anhänger der Katholiken kamen und disputierten viel über Marien- und Heiligenkultus, was diesen Leuten die Hauptsache am Christentum zu sein schien. Ich wohnte auch einer Beerdigung bei. Des lauten Weinens, Klagens, Schreiens, Staub auf die Häupter Werfens, mit Steinen sich Stirn und Schläfen blutig reiben, war kein Ende. Die Priester sangen

und predigten in Äthiopisch, das niemand verstand. Kein Wort Gottes, kein Wort des Trostes. Welch ein Christentum! Leider konnte ich ihnen nichts sagen, da ich noch zu wenig des Amharischen mächtig war. Eines Tages kamen auch ein paar Dutzend Soldaten und führten vor uns mit Speer und Schwert einen wilden Tanz auf, um von uns Geld zu erpressen. Es waren der Bettler täglich viele, denn das Betteln ist hierzulande keine Schande, und der Europäer gilt bei ihnen für unerschöpflich reich. Frauen und Kinder flohen vor uns, wie in Europa die Kinder vor einem Mohren fliehen.

Am 20. März kam der Engländer Koffin, der schon 40 Jahre in Abessinien wohnte und beinahe zum Abessinier geworden war, auf seiner Reise nach Massaua zu uns. Er brachte uns die Nachricht, der neue Herrscher sei auf dem Marktplatz in Adoa als König Theodoros proklamiert worden, die Heerstraße sei jetzt sicher. Auf diese Nachricht hin reisten wir am 22. März von Hallai ab. Aito Habtai begleitete uns mit etlichen bewaffneten Männern bis zum Dorfe des Räuberhauptmanns Basch Lebach. Das war ein unheimlicher Kerl, der uns sicherlich ausgeraubt hätte, wenn ihm nicht das Empfehlungsschreiben des englischen Konsuls Furcht eingeflößt hätte. Unfreundlich wies er uns eine schmutzige Ecke im Stall neben den Pferden zum Übernachten an. Er schien sich auch nicht rühren zu lassen, als wir ihm etliche Geschenke in Taler gaben, und wir fühlten, daß wir des Schutzes Gottes besonders bedurften. Nachts 10 Uhr kamen 2 Reiter angesprengt, die lange mit unserem unheimlichen Gastgeber verhandelten. Als sie weg waren, kam Basch Lebach und erklärte, in 2 Stunden müßten wir abreisen. Wir brachen um Mitternacht bei Mondschein auf. Vor uns Basch Lebach mit etlichen Lanzenträgern, er hoch zu Roß; hinter uns wieder eine Schar Lanzenträger. Wir ritten ununterbrochen bis zum anderen Morgen um 10 Uhr durch eine undurchdringliche Wildnis, Caranna genannt. An ein Entrinnen war nicht zu denken.

Jenseits der Wildnis erreichten wir den Fluß Belesa, wo uns der grimmige Basch Lebach verließ und wir müde und hungrig im Schatten hoher Bäume Mittag machten. Kaum hatte er uns verlassen, so erschien eine Schar Soldaten mit ihrem Anführer. Mit etlichen Scheren, Schnupftabak und einem Schächtelchen Zündhölzchen wurden wir unsere ungebetenen lästigen Gäste los. Nachdem wir uns gestärkt, und Gott für seinen Schutz bis dahin gedankt, setzten wir unsere Reise durch fruchtbares, wasserreiches Hügelland, dessen zahlreiche Ortschaften von Wohlstand zeugen, fort und erreichten am 26. März 3 Uhr mittags Adoa, die Hauptstadt des Königreichs Tigre.

Wir wurden im Hause des Konsuls Plowden von dessen Diener freundlich aufgenommen und versorgt. Madrakals Mutter kam bald nach unserer Ankunft, um ihren Sohn zu begrüßen; es war, als wäre er von den Toten erstanden. Nun verließ er uns, und wohnte bei seiner Mutter, einer Witwe. Es stellten sich viele Verwandte ein, die aber bald enttäuschte Gesichter machten, als sie hörten, er habe weder Gold noch Silber mitgebracht.

Es besuchten uns auch alte Bekannte von Missionar Isenberg und Gobat, welche Isenbergs Rückkehr wünschten, weil sie bei ihm als Abschreiber und Arbeiter guten Verdienst gehabt hatten. Das Missionshaus der C. M. S. sahen wir von ferne. Es war von dem Alaka einer Kirche und einer Anzahl Priester bewohnt, aber alles war echt abessinisch verkommen und schmutzig. Ob die vielen Bibeln und Bibelteile und christliche Schriften, welche durch jene ersten evangelischen Missionare unter dem Volk verbreitet worden waren, Segen gestiftet hatten, konnten wir nicht erfahren. Wir hatten aber genügend Ursache, uns über die Tätigkeit jener früheren Missionare zu freuen, indem wir beobachteten, daß die Eingeborenen nur Gutes von ihnen sagten und bedauerten, daß sie durch die Intrigen der Katholiken vertrieben worden waren. Der Gerechten Gedächtnis bleibt im Segen.

Adoa, die einstige Residenzstadt des Detschatsch Ubie, machte einen recht ärmlichen Eindruck. Die Häuser sind meist rund aus Stein mit konischen Strohdächern, die Wege alle eng, steinig, schmutzig und krumm. Zwischen Stadt und Fluß befindet sich ein weiter ebener Platz, auf dem wöchentlich Markt abgehalten wird, zu dem die Tigreaner von weit herkommen. Das Tigre ist ein vom Amharischen etwas verschiedener Dialekt der abessinischen Sprache. Die meisten Männer verstanden Amharisch.

Eines Tages machten wir eine Fußtour nach den 2—3 Stunden entfernten Maigogo, wo wir den Aito Workie, einen geborenen Armenier, besuchten. Ich zog mir dadurch ein Fieber zu, an dem ich etliche Tage schwer litt.

Aito Workie schien ein vermögender Mann zu sein, der, nachdem er als Gold- und Silberarbeiter sich etwas erspart hatte, nun auf seinem Gute lebte. Seine beiden Söhne, Gabru und Mertscha ließ er in der Missionsschule des Herrn Dr. Wilson in Bombay erziehen. Sie kamen von dort mit dem Auftrage zurück, in ihrer Heimat Schulen zu gründen und das Wort Gottes zu verbreiten. Sie eröffneten dann wirklich eine Schule mit 70 Knaben, aber, als die Unterstützung aus Bombay ausblieb, hörte die Schule auch auf und die beiden jungen Männer, die fließend Englisch redeten, traten in die Dienste des englischen Konsuls und des abessinischen Königs. Mertscha wurde zweimal von König Johannes, dem Nachfolger des Theodoros, mit diplomatischen Aufträgen an den Vizekönig von Ägypten gesandt. Von den Bibeln und Testamenten, die sie einstens aus Indien zum Zweck der Verbreitung mitbekommen hatten, fand ich im Jahr 1866 noch etliche 100 im Konsulate in Massaua liegen. Ich ließ sie durch Diener auf Maultieren an Ras Heilu (Gouverneur) in Hamasin schicken, der sie unter seinem Volk verbreitete und mir dafür dankte. Durch eine dieser Bibeln, kam Debtera Wolde Selassie und eine Anzahl junger Männer die ich im Jahre 1874 in Massaua kennen und lieben lernte, zum lebendigen Glauben. Wolde Selassie war einige Jahre auf

St. Chrischona und half Dr. Krapf bei der Revision der amharischen Bibel. Leider kam er bald nach seiner Rückkunft in seine Heimat mit etlichen schwedischen Missionaren bei einem Überfall ums Leben.

Am 2. April verließen wir Adoa und erreichten nach 4 stündigem Ritt die alte Kaiserstadt Axum. Aito Agau Deras, ein reicher Kaufmann, der die Europäer, oder wohl richtiger gesagt, deren Geschenke liebte, nahm uns freundlich auf. Er kannte Gobat persönlich und freute sich von ihm zu hören. Als wir ihm den Zweck unserer Reise mitteilten, äußerte er, an den Abessiniern sei nichts zu missionieren, sie seien alle getauft und glauben an die Dreieinigkeit, das genüge zum Seligwerden. Nachmittags sahen wir uns die Stadt an, besonders die Kirche Debra Zion und eine Anzahl Obelisken. Nach Meinung aller Abessinier soll sich im Allerheiligsten der Kirche die Bundeslade befinden. Menilek I., Salomos Sohn, habe sie seinem Vater gestohlen und nach Abessinien gebracht. Abuna Salama, das damalige Oberhaupt der abessinischen Kirche, den ich später kennen lernte, versicherte mir, er habe das Allerheiligste betreten, was ja nur dem Landesbischof möglich ist, da jeder andere beim Betreten von Gott getötet werde; — er habe nichts darin gesehen als Staub und Schmutz, aber man müsse die Abessinier bei ihrem Glauben lassen; man würde ihn steinigen, wenn er sagen würde, die Bundeslade sei nicht darin. Von den Obelisken standen noch einige, die meisten waren umgefallen und die Hieroglyphen darauf sehr verwittert. Der höchste Obelisk war zirka 20 Meter hoch. In einiger Entfernung stand ein alter Sycomorenbaum, dessen Stamm ich mit meinen ausgestreckten Armen zehnmal klafterte. Was könnte der erzählen, wenn er reden könnte! Wir sahen auch viele Priester, die selbstgerecht und hochmütig, kalt und gleichgültig für religiöse Gespräche waren. Das arme Volk! Jahraus, jahrein hören sie kein Wort Gottes, dünken sich aber doch die besten Christen zu sein um ihrer vielen Fasten willen. Herr! sende Arbeiter in die Ernte

und öffne das Land deinem seligmachenden Evangelium! Am folgenden Tag, den 3. April, setzten wir unsere Reise nach Gondar weiter. Unser Weg, den wir auf Maultieren reitend, zurücklegten, während unser Gepäck von Trägern befördert wurde, führte uns durch die fruchtbare Provinz Schuerre. Doch kamen wir, trotzdem wir die Heerstraße benutzten, durch kein Dorf, und mußten im Freien übernachten, genossen dabei umso mehr den herrlichen südlichen Sternenhimmel. Wie gut ließ sich's da beten und sich dem Schutze Gottes befehlen. Zwei Tage lang ging's durch Wälder und Wildnisse, bergauf, bergab. Die Tier- und Vogelwelt, die wir beobachten konnten, war sehr mannigfach, vom zierlichen Kolibri bis zum Geier und Adler, einen solchen in seiner natürlichen Größe und im Freien zu sehen, war ein überraschender Anblick; ich gestehe, ich erschrak, und ging gern, ohne sie zu stören, meines Weges weiter.

Am 6. April erreichten wir den Fluß Taccasie, der zwischen himmelhohen Bergen in einem tiefen Tale sich dahinzieht. Der Taccasie ist 100 Meter breit, zur Regenzeit wegen seiner wilden Wassermassen unpassierbar und fließt als Atbara bei Berber in den Nil. Das Tal ist furchtbar heiß und ungesund. Wir verweilten nur solange, bis unsere Leute das einfache, armselige Mittagessen zubereitet und unsere Reittiere etwas geruht hatten und gefüttert waren. Unsere Abessinier warfen faustgroße Kieselsteine in die Glut eines großen Feuers, holten sie nach einiger Zeit wieder heraus, wickelten einen dünnen Teig von mit Wasser angemachtem Weizenmehl darum, warfens wieder in die Glut, und nach einer Viertelstunde waren die Brote fertig gebacken, dann wurde es mit flüssiger Rinderbutter und einer Menge rotem Pfeffer verzehrt.

Am 12. April kamen wir nach anstrengender Reise nach Tarras Saber Kedus Georgis, das auf der Hochebene des Lamalmo liegt. Hier soll der heilige Georg ein großes feindliches Heer besiegt haben, weshalb Ort und Kirche für heilig gelten. Kein Soldat betritt den Ort.

Abends erreichten wir das Dorf Degu, in dem der Gouverneur der Provinz Wogera, Aito Taschu, wohnte. Er hatte gerade einen Aderasch, d. h. ein großes Eß- und Trinkgelage, wozu alle Beamte, Freunde und Priester geladen worden waren. Er empfing uns roh und unfreundlich, und schien angetrunken zu sein. Alles, was er bei uns entdeckte, hätte er uns am liebsten gleich abgenommen. Als Nachtquartier ließ er uns eine elende Hütte anweisen, gab uns aber nichts zu essen. Am folgenden Morgen sandte er uns Botschaft, wir seien seine Gefangenen; er nehme uns mit zum König. Wir gaben ihm die Pistolen, um die er schon am Abend zuvor gebettelt hatte; darauf erlaubte er uns, abzureisen. Kaum waren wir eine Viertelstunde von dem schmutzigen verkommenen Ort entfernt, da sandte er uns Soldaten nach, die uns festhielten. Schon in der Frühe hatte Dr. Krapf einen unserer Knechte instruiert, im Fall wir als Gefangene behalten würden, sich ins königliche Lager zu begeben und dort es dem Mr. John Bell, dem Adjudanten des Königs zu melden. Nach einer halben Stunde kam unser finsterer Diebsgeselle, und machte uns den Vorschlag, mit ihm zum König zu reisen, der Weg, den er uns führe, sei näher als über Gondar. Das war richtig, aber in solcher Gesellschaft wollten wir nicht reisen, und bestanden auf unserem Entschluß, über Gondar zu reisen, was er endlich unwillig gewährte. Wir dankten Gott, als wir endlich diesen unheimlichen Mann los waren.

Die Hochebene Wogera ist fruchtbar und wasserreich. Schade, daß so wenig Land angebaut ist. Das Klima ist gesund, kühl, ja oft sogar so kalt, daß es zu Reif und Eis kommt. Daher der abessinische Vers:

Wogera Egsiabher sei fatara
Ka biet betegaba tisu
Detsch betewot'a nefaasu
Ehel betebella fassu
Wogera Egsiabher sei fatara.

Das heißt:

Also hat Gott Wogera geschaffen:
Geht man ins Haus, so hat man Rauch.
Geht man hinaus, so hat man Wind.
Ißt man etwas, so hat man Blähungen.
Also hat Gott Wogera geschaffen.

Ehe wir diese Hochebene verließen, um ins Tal des Flusses Angreb hinab zu steigen, genossen wir noch ein Weilchen das wundervolle Panorama, welches sich um uns ausbreitete. Da das abessinische Hochland sich beinahe das ganze Jahr durch herrliche Klarheit auszeichnet, konnte man in allen Richtungen bis auf hundert Stunden Wegs die Landschaften dieses wunderbaren Alpenlandes überblicken. Im Norden breiteten sich vor uns aus die Provinzen Sanifankera und Sakalt, im Westen der wie Kristall glänzende Zanasee, die Provinzen Dembea, Dagusa, Tschelga und Tankel und im Süden die Provinzen Begemeder, Metscha, Alefa, Agaw-Meder und Gotscham. Ich war ganz überwältigt von diesem wundervollen Rundblick. Was könnte nicht eine geordnete Regierung aus solch schönem, fruchtbarem und gesundem Alpenland schaffen! Wie war es aber verarmt durch die fortwährenden Bürgerkriege und das damit verbundene Rauben, Morden und Brennen!

Den Fluß Angreb konnten wir auf einer steinernen Brücke überschreiten, wie mir gesagt wurde, der einzigen, die das flußreiche Abessinien damals besaß. König Fasiledes ließ sie durch die Portugiesen erbauen. Er war der Sohn des in der abessinischen Geschichte berühmten Susneus, der von 1632—1665 in Gondar über ganz Abessinien regierte. Dort fanden wir auch noch schöne Ruinen des Schlosses, welches derselbe König durch die Portugiesen erbauen ließ. Die Jesuiten, welche mit den Portugiesen ins Land gekommen waren, wollten den Abessiniern den römischen Glauben aufzwingen; dadurch kam es zu einem Bürgerkrieg, in dem sich ein großer Teil der Abessinier gegen ihren den Jesuiten nachgiebigen König Fasiledes wand-

ten, worauf Fasiledes sich genötigt sah, alle Jesuiten auszuweisen. Es blieben viele Handwerker im Lande zurück, deren Nachkommen man heute noch leicht erkennt.

Wir erreichten am 13. April abends spät Gondar, diese in der abessinischen Geschichte so bedeutsame Stadt. Da uns der koptische Patriarch in Kairo eine Kiste mit seinem Porträt für den Abuna (Landesbischof) mitgegeben hatte, stiegen wir in Abun-Biet, d. h. Karawanserei des Abuna ab. Erst schien es, als wollten uns die Diener des Abuna keine Unterkunft geben, bis endlich Hatschecher, ein Kopte und Verwandter des Abuna, kam und das Nötige für uns besorgte. Ich freute mich, bei dieser Gelegenheit beobachten zu können, daß ich im Amharischen Fortschritte gemacht hatte. Ich verstand das meiste; das verdankte ich guten Teils unseren abessinischen Knechten, die auf der Reise mir gutwillig zuhörten, auch bei meinen Versuchen, ihnen das Evangelium in kurzen Sätzen zu predigen.

Gondar hatte damals etwa 14 000 Einwohner, darunter 2000 Mohammedaner und 1000 Falascha, d. h. abessinische Juden. Die Wege durch die Stadt standen denen der Stadt Adua nicht nach; sie waren ebenso schlecht, krumm, steinig und schmutzig. Jedes Haus war von einer hohen Mauer umgeben, an der nur ein kleines Tor angebracht war, hinter dem immer der Torhüter saß. Klopfte man an dem Tor, so rief der Torhüter: „Wer ist da?" Man konnte dann noch minutenlang warten, ehe die Türe geöffnet wurde, auch wenn man bekannt war. Vielleicht wies einen der Torhüter ab, indem er von innen rief, „der Herr schläft", oder „der Herr ißt", dann konnte man weiter gehen, bis man einen neuen Versuch machte.

Wir hatten uns für die Weiterreise mit Lebensmitteln zu versorgen. Mit Hilfe unseres freundlichen Gastgebers Hatschecher ging es schnell vor sich, so daß wir schon am 16. April unsere Reise nach Debra Tabor, wo sich König Theodoros auf seinem Kriegszug gegen die Wollo Galla und Schoaner rüstete.

Unsere Reise ging jetzt in südlicher Richtung durch frucht-

bare Ebenen, auf denen große Viehherden weideten; wir kamen den Zanasee entlang über Efag Bata; dann durch eine weite Ebene an dem Amora Gedal, einem hohen Felsen, auf dem Adler hausten, vorbei ins Gebirge Begmeder. Am 18. April übernachteten wir in einem kleinen Dorfe. Unser Gastgeber war ein alter frommer Abessinier; als der hörte, wir kämen von Jerusalem, gürtete er sein Kleid um sich, brachte Wasser und ein Becken, und hub an, uns die Füße zu waschen. Kaum war er damit fertig, da trank er einen Teil dieses Wassers, und gab seiner Frau und den anderen Hausgenossen den Rest desselben zu trinken; es möchte vom Staube Jerusalems noch etwas an unseren Füßen geblieben sein, und das mache rein von Sünden!" Dr. Krapf rief ihnen zu: „Lieben Leute höret, was St. Johannes schreibt: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden". Mit manchen anderen freundlichen Worten verkündigte er diesen armen Leuten die Vergebung der Sünden durch den Glauben an Jesu Opfer auf Golgatha. Wie unwissend sind doch diese abessinischen Christen, und wie irregeführt! Ein Bewußtsein ihrer Sündhaftigkeit haben sie wohl, aber niemand sagt ihnen, wo und wie sie Vergebung und Frieden finden können. Ihre Priester sagen ihnen nur von Fasten, Kasteiungen, Anrufen der Maria und der Heiligen, Kirchenküssen usw. Es gibt sehr viele Kirchen in Abessinien. In Gondar allein zählten wir 33. In die Kirche gehen heißt in Abessinien, die Kirche küssen. Man küßt die Türpfosten, oder die Bilder, auch den Fußboden, betet ein Vaterunser, wenn man es gelernt hat; im anderen Falle seufzt man nur ein: „Herr, erbarme Dich!" Die Predigt kennt man in der abessinischen Kirche nicht. Ihre Priester sind „faule Bäuche, Hunde, die nicht bellen".

Am 19. April reisten wir an der Stadt Debra Tabor vorbei, und erreichten gegen Abend das königliche Lager auf der Djan Meda (Königsebene). Wir wurden von dem Abuna Salama freundlich aufgenommen; er hieß uns auf einer ausgebreiteten

Kuhhaut sitzen, ließ uns Brot und Wein vorsetzen, und während wir unseren Hunger stillten, las er die Briefe Bischof Gobats und des Patriarchen Kyrilos. Abuna Salama hatte schon früher Dr. Krapf bei Herrn Missionar Lieder in Kairo kennen gelernt. Er gab uns recht offen zunächst einen Einblick in die allgemeine Lage der Dinge in Abessinien und spendete dabei dem neuen König Theodoros großes Lob. Er sei ein Herz und eine Seele mit ihm, beschütze die Landeskirche, besuche sie selbst regelmäßig, komme zum Abendmahl und lebe nur mit einer Frau, und habe die Katholiken und den Jaikob (Jesuitenpater), der sich Bischof nenne, ausgewiesen. Theodoros trage sich mit dem Plan, das alte große äthiopische Reich wieder aufzurichten, und sei eben im Begriff, die Wologala, die Schoaner und sämtliche Gallavölker im Süden sich zu unterwerfen.

Abuna Salama sagte, der König werde nichts dagegen haben, wenn Bischof Gobat christliche Handwerksleute sende, aber ja keine Priester! Er versprach, Gobats Brief dem König mitzuteilen und ihm die Sache zu empfehlen; dabei fügte Abuna Salama hinzu: „Die katholischen Missionare ließ ich aus dem Lande ausweisen, weil sie gegen mich und unsere Landeskirche agierten, und mein Volk und Kirche dem Papst zu unterstellen trachteten. Solange ich lebe, sollen sie nicht wieder nach Abessinien zurückkommen. Die Protestanten stehen uns bedeutend näher und nützen durch Verbreitung der Heiligen Schrift und Jugendunterricht".

Abends besuchte uns der Engländer Mr. Bell. Früher Schiffsoffizier, dann Adjutant und Generalissimus des Königs Theodoros, genoß er dessen ganzes Vertrauen und besaß große Ländereien, von denen sich seine abessinische Frau und Kinder ernährten. Seine Frau war aus einer abessinischen Adelsfamilie und wurde ihm von Ras Ali gegeben. Mr. Bell erzählte uns viel von seinen abessinischen Abenteuern und war begierig, das Neueste aus Europa zu erfahren.

Am Tage unserer Ankunft feierten die Abessinier das Fest

des Erzengels Michael, den König Theodoros als seinen Schutzpatron dadurch ehrte, daß er mit eigener Hand viele Almosen an Alte, Kranke, Aussätzige, Krüppel, Blinde, Lahme usw. verteilte. Er habe, sagte uns Mr. Bell, 3000 Taler verteilt und einer Anzahl Aussätzigen Pferde geschenkt. Diese berittenen Aussätzigen durchziehen dann auf ihren Pferden oft zu 10—20 das ganze Land und erbetteln sich ihren Unterhalt.

Am folgenden Tag, den 20. April um 8 Uhr morgens, führte uns Bischof Salama in eigener Person zu König Theodoros. Das schöne königliche Zelt war freilich bereits abgeschlagen, und sein ganzes Heer schon in Bewegung. Die Audienz fand im Freien statt. Der Abuna saß auf einem abessinischen Ruhebett, Alga genannt, der König auf einem Teppich am Boden und für uns wurde auch ein Teppich ausgebreitet, auf dem wir zum Sitzen eingeladen wurden. Seine Majestät war von einem Paar Dutzend Würdenträgern umgeben, die alle in Seide und Samt gekleidet waren und reichen Gold- und Silberschmuck trugen. Zur Rechten des Königs stand Liquamaquas (Generalissimus), Bell, mit silberbeschlagenem Schild, Revolver und Schwert. Mit Ausnahme des Abuna waren alle barhaupt und barfuß. Ein sonderbarer Anblick! Seine Majestät trug eine goldene Krone auf dem Haupt, hatte zwei Pistolen in seinem Gürtel, eine feine Toga als Überwurf und festanliegende weiße Beinkleider. Nach der Begrüßung übergaben wir dem König unsere Geschenke, die ihn sehr zu freuen schienen. Hierauf las der Abuna die beiden Briefe vor, und nun wandte sich der König an uns und frug: „Ist Gobat wohl? Sein Brief gefällt mir und ich wünsche, daß er mir die Leute, von denen er schreibt, sende. Ich werde sie gut belohnen. In Glaubenssachen mische ich mich nicht, ich tue, was mir mein Vater, der Abuna sagt," und indem er zum Abuna hinüberblickte, schloß er: „Ich bin König und du bist der Abuna". Dann kam des Königs Gegengeschenk, bestehend aus 2 Reitmaultieren, 2 Ochsen zum Schlachten, Wein und Brot und einem abessinischen Soldaten, der uns als Führer und Quartier-

macher bis an die abessinisch-ägyptische Grenze zurückbegleiten sollte. Diesem Soldaten lag auch die Pflicht ob, für unser tägliches Essen und Trinken Sorge zu tragen. Nun verabschiedete sich der König, bestieg sein Maultier und reiste mit seinem Gefolge dem Heere nach.

König Theodoros war damals etwa 35 Jahre alt, von brauner Hautfarbe und mittlerer Größe. Er behandelte uns freundlich und leutselig, man sagte uns aber, er sei gegen seine Gegner furchtbar hart und grausam. Er konnte lesen, aber nicht schreiben. Er tat alles mit größter Ruhe und Umsicht, sein klarer Verstand zeigte sich in seinem schnellen Urteil, seinen gemessenen kurzen, aber treffenden Reden und Antworten. Mr. Bell sagte uns, daß König Theodoros ein Freund der Europäer sei und sich gerne von europäischer Kultur und anderem erzählen lasse.

Wie alle abessinischen Herrscher, besorgte auch Theodoros richterliche Angelegenheiten in eigener Person. Wir hörten schon um 2 Uhr nachts die Rufe Dschanhoi, Dschanhoi! d. h. Majestät, Majestät! Jeder brachte sein Anliegen oder Klage vor, und der König erteilte durch seinen Af Negus (Mund des Königs) Richterspruch oder Antwort. Dieses währte bis 6 Uhr morgens.

Über die Herkunft des Königs Theodoros erfuhren wir, daß er ein naher Verwandter des Dedschadsch Comfu sei, seine Mutter soll arm gewesen sein und mit Kosso (abess. Bandwurmmittel) gehandelt haben. Er selbst behauptete, wie alle abessinischen Könige, seine Ahnen seien David, Salomo und Menilek I., Salomos Sohn von der Königin Saba.

Abuna Salama übergab uns, kurz nachdem der König abgezogen war, einen Brief an Bischof Gobat; darauf verabschiedete auch er uns und zog dem Könige nach, und wir traten sofort unsere Rückreise nach Gondar an.

Wir begegneten einem Deutschen namens Zander, einem Dessauer, der aus politischen Gründen seine Heimat verließ und nun schon viele Jahre in Abessinien gelebt und sich durch seine

mechanischen Kenntnisse bei Ras Ubie und König Theodoros beliebt gemacht hatte.

Wir besuchten auf dieser Rückreise die Ufer des Zanasees und kosteten dessen gutes Wasser. Der See ist etwa 30—40 Stunden lang und 10—15 Stunden breit. Er hat viele bewohnte Inseln und ist an Fischen und Nilpferden reich. Die Woito, ein Stamm, der an den Ufern wohnt, macht Jagd auf die Nilpferde, von deren Fleisch sie sich nähren und Haut und Zähne sehr gut verkaufen. Die Abessinier selber essen kein Nilpferdfleisch. Diese Woito lassen sich, wie uns gesagt wurde, gerne taufen, leben aber in großer Unwissenheit wie Heiden weiter.

Am 24. April erreichten wir Gondar wieder, wo uns der Kantiba (Stadthalter) in der Nähe des Marktplatzes ein Haus anwies. Wir waren beide von den Strapazen der Reise müde und fieberisch und froh, einige Tage vor unserer Weiterreise etwas zu ruhen. Es fehlte übrigens nicht an allerlei Besuchen, auch Priester kamen und etliche Kamanten, denen Dr. Krapf das Eine, das not tut, sagen konnte. Schade, daß wir nicht einige 100 amharische Bibeln und Neue Testamente zum Verteilen bei uns hatten, es hätte an dankbaren Abnehmern nicht gefehlt. Für die Weiterreise mußte nun der nötige Proviant eingekauft und verpackt werden. Ein großes Fest für unsere Leute wurde der Tag, an dem einer der Ochsen, die uns der König geschenkt hatte, geschlachtet wurde. Nicht nur unsere Knechte, sondern noch viele andere taten sich gütlich mit Brundo (rohes Fleisch). Dieses gilt bei den Abessiniern für einen großen Leckerbissen, das sie mit einer reichlichen Beigabe von rotem Pfeffer massenweis verzehren können. Der größte Teil des Fleisches wurde aber in lange dünne Streifen geschnitten und an der Sonne getrocknet. Diese „Quanta", so nennen die Abessinier die getrockneten Fleischstreifen, kamen uns bei der Rückreise sehr zu statten, denn oft war Schmalhans Küchenmeister, bis wir Sennar erreicht hatten.

Am 29. April kam der englische Konsul Plowden in Gondar an. Er ermutigte Dr. Krapf, seine Reise nach Ostafrika zu

Lande fortzusetzen und dabei das Hawasch- und Nilgebiet zu erforschen. Dieser jedoch hatte allen Mut hiezu verloren, und es fehlten ihm augenblicklich auch die nötigen Reisemittel. Konsul Plowden verabschiedete sich von uns und zog landeinwärts, da er König Theodoros auf dessen Kriegszug in den Süden zu begleiten gedachte.

Am 3. Mai reisten wir von Gondar ab, und da wir den Rückweg durch den ägyptischen Sudan machen wollten, führte uns unser Weg in südwestlicher Richtung zuerst durch die reiche Provinz Dembea. Wir sahen viel gutbebautes Land mit zahllosen schönen Viehherden. In einem Falaschadorf hatte Dr. Krapf Gelegenheit, mit deren Priestern zu reden. Die Falaschas sind die Juden Abessiniens. Abends erreichten wir das Dorf Botsch, wo uns Aito Engeda, der Gouverneur von Dembea, gastfreundlich aufnahm und bewirtete. Da er nichts Besseres hatte, wies er uns seinen Pferdestall als Nachtquartier an. Das hinderte aber nicht, daß wir abends Besuch bekamen von einigen Priestern, mit denen Dr. Krapf lange religiöse Gespräche hatte. Wie freut man sich doch, wenn man Zeugnis ablegen darf, und herzlich dankten wir Gott vor dem Schlafengehen noch für diese schöne Gelegenheit.

Vor unserer Abreise am folgenden Tage machte unser Gastwirt uns bekannt mit Alaka Selat, einem ehrwürdig aussehenden alten christlichen Priester. Er hatte Gobat in Gondar kennen gelernt, und freute sich, daß wir in seinem Auftrag wieder ins Land gekommen waren. Dr. Krapf hatte mit ihm und den vielen Priestern in seinem Gefolge eine lange religiöse Unterredung. Wir bedauerten nur, daß wir diesem Alaka und seinen Begleitern nicht jedem ein Neues Testament geben konnten. Den Abessiniern fehlt Kenntnis des Wortes Gottes und Erkenntnis des eigenen sündigen Herzens. Unsern Gastwirt beglückten wir bei unserem Abschied mit einem Rasiermesser und seine Frau mit einem kleinen Spiegel.

Im Dorfe Gunter, das wir abends erreichten, wollte uns

zuerst niemand beherbergen, und doch ist dasselbe beinahe ausschließlich von Priestern und Debteras bewohnt, deren Hauptanliegen zu sein scheint, die Abgaben für die Debteras in Gondar einzutreiben. Endlich kam ein freundlich aussehender Debtera und lud uns ein, mit ihm in sein Haus zu kommen, wo er und seine fleißige Frau gut für uns sorgte. Er war für das Evangelium offen, und Dr. Krapf konnte viel mit ihm über Religion reden. Am folgenden Morgen strömte das ganze Dorf zusammen, um die weißen Wundermänner zu sehen. Sie hatten tatsächlich noch nie zuvor einen Europäer gesehen. Dr. Krapf benutzte die Gelegenheit, um sie einzuladen, zu Jesu zu kommen, der Sünder selig mache. Apg. 4, 12.

Wir betraten nun die Provinz Tschelga und passierten schon am 5. Mai morgens 9 Uhr den Fluß Quank, an dessen westlichem Ufer wir Braunkohlen entdeckten. Unser Weg führte uns rasch aufwärts bis zu einer Höhe von zirka 2300 Meter, wo wir im Dorfe Imanuel übernachteten. Dann ging's wieder hinab ins Tiefland. Vor uns breitete sich ein herrliches Gebirgspanorama aus, links die Kette des Tangeb und rechts eine Reihe jener merkwürdigen abessinischen Felsformationen, die wie gewaltige Würfel sich über die übrige Gebirgswelt erheben. Man heißt sie Ambas und sind dieselben natürliche Befestigungen. Nebeneinander sahen wir da die Wuha-Amba, Entschet-Amba und Zar-Amba. Letztere Festung sollte ich später genauer kennen lernen, als ich im Jahre 1867 nach meiner Rückkunft aus England dorthin gebracht und bewacht wurde. Diese ganze Gegend ist von dem heidnischen Stamm der Kamanten bewohnt.

Der Abstieg in das Tal des Bel-Wuha ging auf schlechten, felsigen, halsbrecherischen Wegen und zunehmender großer Hitze. Wir übernachteten in dem elenden Dorfe Sebaski und am folgenden Morgen ging's wieder hoch bergan, bis wir das Dorf Engediba erreichten, wo wir bei einem freundlichen alten Dorfbeamten gut aufgenommen wurden. Wie freute er sich über das Rasiermesser und die Nadeln, die wir ihm als Geschenk über-

reichten. Wir schauten noch ein Weilchen herab auf das weit vor uns sich ausdehnende, üppig bewaldete Tiefland, die Heimat der Löwen, Leoparden, Elefanten und anderer Tiere, besonders aber auch vieler giftiger Schlangen. Nachdem wir noch einen ganzen Tag durch unbewohnte Wildnisse und Wälder gereist waren und von der furchtbaren Hitze gelitten hatten, erreichten wir am Abend des 8. Mai den wichtigen Markt Wöchne. Im Sommer ist dies ein sehr bedeutender Handelsplatz, da alle abessinische Ein- und Ausfuhr nach dem Blauen Nil und dem ägyptischen Sudan über Wöchne geht. Baumwolle, Kaffee, Häute, Elfenbein, Gold, Glasperlen, farbige Baumwollstoffe, Seidenstoffe und nicht zum wenigsten Sklaven, sind Ein- und Ausfuhrartikel. Besonders zahlreich ist auch aus Abessinien die Ausfuhr von Pferden, Maultieren und Rindvieh, sowie Honig und Wachs, die nach Matammah an der abessinisch-ägyptischen Grenze verkauft werden. In der Regenzeit ist das Klima Wöchnes sehr ungesund und krassiert das Gallenfieber, das meistens tödlich verläuft. Deshalb verläßt jedermann in dieser Jahreszeit Wöchne und flüchtet auf die Berge. Den 9. Mai machten wir Ruhetag und wollten neuen Mundvorrat beschaffen, es war aber wenig zu bekommen. Am folgenden Morgen verließen wir Wöchne und passierten bald den Fluß Abai, der ein breites Bett und auf beiden Seiten steil ansteigende Ufer mit fast undurchdringlichem Buschwerk und Bäumen hat. Noch an demselben Tag kamen wir an dem Fluß Gendoa, an dessen Ufern wir ruhten und kochen ließen. Es gab Quanta und Reis. Auch die Maultiere und Esel wollten gefüttert sein. Gegen Abend bot sich uns ein malerisches Bild dar, eine Karawane von 300 Kamelen und 100—200 Eseln zogen an uns vorbei. Sie waren alle beladen mit Baumwolle. Sie kamen von Metama und gingen nach dem oben erwähnten Wöchne. Unsere eigenen Reittiere mußten wir genau zusammenhalten, denn unsere Führer wußten, daß an dieser Furt sich abends öfters Löwen einstellten. Als die Nacht anbrach, machten wir um unser Lager große Feuer,

dennoch schlich sich um Mitternacht ein wildes Tier heran, das jedoch auf einen Schuß aus meiner Flinte das Weite suchte.

Als wir am folgenden Tag unsere Reise fortsetzten, gerieten wir bald in ein schweres Gewitter, das uns gründlich durchnäßte. Immer weiter reitend passierten wir mehrere Flüsse, sahen ganze Herden von Büffeln, Antilopen, Perlhühnern. Von letzteren erlegte ich mehrere, so daß wir und unsere Knechte ein reichliches Mittag- und Abendessen hatten. Das war allerdings sehr erwünscht, denn unser Mundvorrat ging bedenklich zur Neige. Abends erreichten wir ein Mohammedaner-Dorf, wo uns als Herberge ein Viehstall angeboten wurde, der freilich weder gegen Wind noch Regen schützte. Wir trösteten uns mit Terstegen:

Ein Pilger muß sich schicken, sich dulden und sich bücken,
Den kurzen Pilgertag.

Am 12. Mai zogen wir in den großen Markt- und Grenzort Metama, ägyptisch Galabat, ein, dessen Bewohner Tokruri und Mohammedaner sind.

Scheich Ibraim, an den wir von König Theodoros empfohlen waren, nahm uns freundlich auf und ließ uns ein reinliches Haus anweisen. Scheich Ibraim zahlte Tribut nach Ägypten und Abessinien. Durch den Markt und Zoll hatte er große Einnahmen. Allerlei Völker und Rassen sind auf dem Marktplatz zu sehen, pechschwarze Schankalla, gelbe Türken und weiße Europäer. Ich besuchte auch den öffentlichen Sklavenmarkt. Entsetzlicher Anblick! Etwa 800 Männer, Frauen und Kinder lagen wie Vieh auf der bloßen Erde herum, wurden von den Käufern überall betastet und untersucht, bis endlich der Kaufpreis festgemacht und bezahlt war; dann nahm der Käufer seine Ware mit. Frau und Mann, Eltern und Kinder, Brüder und Schwestern wurden voneinander auf Nimmerwiedersehen getrennt. Es gab herzzerreißende Szenen; ich mußte davoneilen, denn ich konnte den Jammer dieser Ärmsten nicht länger mit ansehen. Arme Hamiten! Der Mohammedaner ist der Über-

zeugung, er könne ohne Sklaven und Sklavinnen nicht leben. Sie versehen die Dienste der Knechte und Mägde und sind billiger als diese. Manche bekommen es ja gut, wenn sie in die rechten Hände kommen, aber ihr Los ist trotzdem ein bedauernswürdiges.

Metama hatte damals 1500—2000 Einwohner, meist Leute, die aus Darfur eingewandert waren. An den Ufern des Baches, der durch Metama fließt, standen prachtvolle schattige Tamarinden, Ebenholz, Akazien und andere Bäume, die eine schöne Zierde des Ortes sind. Zur Weiterreise durch den Sudan mußten wir nun unsere Esel verkaufen und Kamele mieten.

Abends, während ich zum Abendgebet kniete, wurde ich zweimal von einem Skorpion gehauen, was mir rasende Schmerzen verursachte. Unsere Knechte machten mit dem Rasiermesser einen langen Schnitt über den Stich des Skorpions, saugten das Gift heraus, worauf Dr. Krapf ein Ipecacuana-Pflaster auflegte, das sichtlich gut tat.

Am 16. Mai in der Frühe traten wir, trotz einer für mich schmerzvollen und schlaflosen Nacht, die Weiterreise an. Es ging jetzt durch wasserarmes Land. In den vielen Ortschaften, die wir passierten, mußten die Leute auf Ochsen in Wasserschläuchen das nötige Wasser aus dem 3—4 Stunden entfernten Atbara holen. Wir übernachteten bei Mohammedanern in Eteb und konnten von da an beobachten, daß die Sudanbewohner viel gastfreundlicher waren als die Abessinier; in jedem Orte befand sich ein Fremdenhaus. Der Reisende wurde vom Fremdendiener empfangen, der ihm sogleich Kaffee und Wasser brachte und später auch das Nachtessen.

In Doka, wo wir am 18. Mai eintrafen, empfing uns der Regierungsschreiber und Kamelverwalter Mualem-Saad, ein Kopte. Nach monatelanger schlechter abessinischer Kost fühlten wir uns wie ins Schlaraffenland versetzt, als wir zum Abendessen gut und schmackhaft zubereiteten Reis, Fleisch und Gemüse bekamen, was wir Ausgehungerten uns tüchtig schmecken ließen, zur großen Freude unseres freundlichen Gastgebers. Die-

ser lebte wie ein Patriarch inmitten seines Volkes, schien großes Vertrauen zu genießen, war sehr reich und zum Erstaunen freigebig gegen Mohammedaner und Christen. Von Doka aus machten wir dem Flusse Atbara einen Besuch, der zur Zeit in seinem 2—300 Meter breiten Bett wenig Wasser hatte. Um so mehr wimmelte es von Krokodilen. Gerne hätten wir durch ein Bad uns des abessinischen Schmutzes entledigt. Unser Führer ließ es aber nicht zu aus Furcht vor den Krokodilen.

Kaschif Muhamed Kurd el Kuttli, der ägyptische Gouverneur, bat uns mit Mualem Saad zu Gast. Es wurde ein feines türkisches Essen mit 7 Gängen serviert. Die Suppe wurde mit hölzernen Löffeln, alles andere mit Adamsgabeln gegessen. Er interessierte sich sehr für unsere Reise durch Habesch, erkundigte sich genau und angelegentlich über den neuen König, seine Regierung, sein Militär und schließlich sagte er: „Es ist schade, daß im Lande der Mekada (Ungläubigen) kein Tertib (Ordnung) ist". Er hatte recht. Das Geschenk, welches wir ihm geben wollten, lehnte er ab. Er schien ein wohlwollender, gottesfürchtiger Türke zu sein. Der Kaschif und Mualem Saad versorgten uns reichlich mit Lebensmitteln für die Weiterreise, auch gab uns der Kaschif zwei Soldaten als Beschützer mit. In El-Gedaref, dem eigentlichen Sitz der Regierung, wurden wir dann im Hause eines Sohnes des Mualem Saad gastlich aufgenommen und für die Weiterreise mit Lebensmitteln reichlich versorgt. Es gab sogar gebratene Tauben, Datteln, Zwiebeln usw. usw. Derselbe Mann begleitete uns mit seinen Leuten zu Pferd und Kamel und fiel uns beim Abschiednehmen um den Hals und küßte uns. Auf seine Bitte versprachen wir ihm, von Kairo aus für ihn und seine Leute arabische Bibeln und Traktate zu senden. Unsere abessinischen Knechte konnten ihre Verwunderung über solche Gastfreundschaft nicht genug Ausdruck geben. Sie sagten: „diese Leute sind Könige und Christen in der Tat und nicht mit dem Munde allein". Infolge heftigen Regens, der uns noch an jenem Tage überraschte, wurden wir durch und durch

naß, da wir ohne jeglichen Schutz waren. Die sengende Sonnenhitze trocknete uns aber die Kleider auf dem Leibe.

Im Dorfe Beela kampierten wir auf einem freien Platz. Am Morgen stellte es sich heraus, daß der Ledersack, in welchem unsere Kochgeschirre usw. aufbewahrt wurden, fehlte und doch hatte ich ihn in der Nacht neben meinem Lager hingelegt. Wir hatten Diebe im Verdacht. Bald stellte sich's heraus, daß der Dieb ein vierfüßiger war. Eine vom Nachbarort kommende Frau brachte unsere eisenblecherne Suppenschüssel. Man lief an den Ort, wo man zerstreut Messer, Löffel, Gabeln, Teller, Kaffeebüchse usw. zusammenlesen konnte. Der Ledersack und zwei abessinische Amule (Salzstücke, das kleine Geld der Abessinier) waren nicht mehr zu finden. Es war klar, daß als wir schliefen, eine Hyäne den Ledersack aus unserem Lager geholt und ihn verspeist hatte. Wie froh und dankbar waren wir, das Geschirr wieder zu finden, denn in dieser afrikanischen Barbarei war nichts zu ersetzen.

Beela liegt am Fuß eines Felsenhügels. Die Bewohner sind gutmütige Mohammedaner. Am Fuße des naheliegenden Berges fanden wir gutes Wasser, an dem wir uns labten und mit dem wir unsere Wasserschläuche für die Weiterreise füllen ließen. Die Dorfbewohner besorgten das gerne und brachten uns sogar Milch, die aber einen solchen Beigeschmack hatte, daß wir beide sie nicht genießen konnten. Die Leute hatten noch nie Europäer gesehen. Als ich ein Zündhölzchen anzündete und das Büchschen wieder in die Tasche steckte, gab's eine allgemeine Verwunderung, daß ich Feuer in der Tasche tragen könne, ohne zu verbrennen. Sie hatten noch nie ein Zündhölzchen gesehen.

Von Beela aus führte unser Weg durch eine dornenvolle Wildnis, wo mir einer meiner Rockflügel zerfetzte und zum Teil hängen blieb. Ich hatte nämlich ein Perlhuhn geschossen, blieb aber, als ich es holen wollte, in den Dornen hängen, daß ich wohl oder übel ihnen einen Teil meines Röckchens lassen mußte; sonst hätten sie mich niemals mehr losgelassen. Meine Reise-

hosen hatten auf beiden Knien Löcher bekommen. Ich schnitt unten so viel ab, daß ich die Löcher flicken konnte. Nachdem wir den Fluß Rahat überschritten hatten, ging's weiter in undurchdringliche Wälder, durch die nur ein schmaler Fußpfad für Karawanen führte. Wir sahen Spuren einer großen Elefantenherde und auch Löwenspuren. Nachdem wir gekocht und gegessen hatten, ging's weiter. Da unsere Kamelsleute bis Nachts 11 Uhr reisen wollten, machten wir um 5 Uhr Halt und wollten Kaffee kochen lassen. Aber kaum waren die Kamele abgeladen, da zeigte sich ein Löwe. Schnell wurden die Kamele wieder geladen und weiter ging's. Der König der Wüste gab uns noch eine gute Strecke im Gebüsch das Geleit, er durfte uns aber kein Leid antun. Der Hüter Israels wachte über uns; aber bange war es uns doch und noch mehr unseren Kamelstreibern, die nachher sagten: „Euer Gott ist größer und stärker als unser Allah Mohammeds". Mit Einbruch der Nacht überfielen uns drei heftige Gewitter. Es war, als säßen wir in einem Feuermeer, Blitz auf Blitz, gewaltige Donner rollten über uns hin, die Erde erbebte, die Schleusen des Himmels taten sich auf und ergossen ihre mächtigen Wassermassen über uns. Als es vorbei war, hatten wir einen klaren Sternenhimmel über uns. Unsere Kamelsleute fanden Holz, aus einem Kamelssattel zog ich trockenes Stroh und bald brannte oder besser gesagt, rauchte ein Feuer; es wurde Kaffee gebraut, und o, wie gut mundete er uns, auch ohne Zucker und Milch. Wie dankbar waren wir dafür und durften die Wahrheit jenes Wortes buchstäblich erfahren: „Ich will dir dein Brot und dein Wasser segnen". Aber eine schreckliche Nacht folgte, durchnäßt bis auf die Haut, lagen wir auf durchweichter Erde, buchstäblich im Wasser. Glücklich, wer beten und mit Gott reden kann. Wir wurden gestärkt und getröstet, so daß wir bei Tagesanbruch die Reise frisch wieder aufnehmen konnten. Die liebe Sonne trocknete bald unsere Kleider. Wir befanden uns auf einer unübersehbaren, baumlosen Ebene. Wir passierten mittags den Fluß Dender, in dem das ganze Jahr

Wasser fließt und in dem es von Krokodilen wimmelt. Der Fluß ist 30 Meter breit und hat bis zu 15 Meter hohe Ufer.

Am 27. Mai übernachteten wir in einem der vielen an diesem Fluß liegenden Dörfer. Wir hatten, ehe wir den Flußlauf erreichten, den Weg verloren, bis uns Gott einen Araber zusandte, der uns auf den richtigen Weg leitete. Wir waren unter sengender Sonnenglut den ganzen Tag gereist und wie froh waren wir, als wir mit Einbruch der Nacht unser Dörflein Daud erreichten, wo wir in einer Hütte, in der schon viele Soldaten zusammen mit ihren Weibern sich niedergelassen hatten, einen dürftigen Unterschlupf fanden. In einer Ecke lagen wir auf unserem Gepäck, Gott dankend, daß der furchtbare Regen, der draußen niederging, nicht wie in den letzten Nächten auf uns herabströmte. Da all unser Mundvorrat zu Ende war, hatten wir den ganzen Tag nichts genossen als schwarzen Kaffee. Freund Krapf legte sich erschöpft, einen Kamelsattel unter seinem Haupte, nieder und sagte: „Ich fühle mich so schwach, daß ich den Morgen nicht erleben werde. Wenn ich heute nacht sterbe, so bist du so gut und läßt mir ein tiefes Grab machen, damit mich die Hyänen nicht herausholen". Bald schlief er ein. Nachdem der Regen vorüber, machte ich Licht und unser Knecht Feuer. Wir hatten noch etwas Kaffeemehl. Ich durchsuchte alle unsere Ledersäcke und o, welche Freude und welcher Dank! In einem fand ich etliche Hände voll Brosamen. So gut es in der Nacht bei dem geringen Licht ging, las ich Stroh und Kamelshaare heraus, tat es in unsere Suppenschüssel, etwas Salz und Pfeffer daran und goß Wasser zu. Gekocht wär es besser gewesen, aber wo Holz hernehmen? Als der Kaffee fertig, winkte ich Freund Krapf und sagte: „wollen zu Nacht essen". „Ja lieber Bruder, hast denn was zu essen?" „Ja freilich!" „Was denn?" „Eine gute Suppe, nur ist sie kalt". Wir dankten, wir aßen, wir tranken Kaffee dazu und wurden satt und wenn auch nicht 12 Körbe Brocken überblieben, war doch noch so viel da, daß unsere zwei abessinischen Knechte auch zu essen hatten.

Als wir Gott herzlich gedankt, sagte Freund Krapf: „Solch gute Suppe habe ich in meinem Leben noch nie gegessen, auch der Königin Victoria kann es heute Abend nicht besser geschmeckt haben als dem Dr. Krapf in dieser afrikanischen Wildnis; Gott hat uns unser Brot und Wasser gesegnet".

Am 28. Mai erreichten wir das Dorf Abbas am blauen Nil, den die Araber hier Baher-el-Asrak, die Abessinier Abai, die Wüstenbewohner in dieser Gegend Adeg nennen. Der Ratsschreiber, ein Kopte namens Girgis, nahm uns gastlich in sein Haus auf. Wie dankbar wir waren, läßt sich nicht in Worte fassen. In wie viel Not hatte nicht der gnädige Gott über uns Flügel gebreitet! Mit unserem liebreichen Gastwirt hatte Dr. Krapf abends ein religiöses Gespräch, für das er sehr empfänglich zu sein schien. Diese Kopten befinden sich in einer geistigen Wüste, und doch würden sie eher sterben, als ihren christlichen Glauben verleugnen.

Nach einer erquicklichen Nachtruhe setzten wir am folgenden Morgen, den 29. Mai, die Reise am östlichen Ufer des Nils in südlicher Richtung weiter. Welch eine Labsal war für uns das kostbare Wasser des Nils! Nun konnten wir uns auch von all dem Wüstensand gründlich reinigen, baden konnte man freilich wegen der vielen Krokodile nicht. Wir erreichten bald die Fähre gegenüber der Stadt Sennar. Ein Flintenschuß gab das Signal hinüber, uns ein Boot zu senden. Nach einer Stunde kam dasselbe an und brachte uns hinüber nach Sennar, wo der koptische Komos (Dekan) uns gastfreundlich in seine eigene Wohnung aufnahm und, nach koptischer Art, uns bis zu unserer Weiterreise trefflich bewirtete. Da der Mann nicht reich zu sein schien, vergüteten wir ihm seine Auslagen. Die koptische Gemeinde in Sennar bestand aus 50 Seelen, die eine eigene Kirche hatten. Sämtliche Kopten im Sennargebiet standen unter der geistlichen Pflege des Komos. Abends kamen sämtliche männliche Kopten, um uns zu begrüßen; Dr. Krapf hatte eine lange Unterredung mit ihnen über den Heilsweg. Ich war stum-

mer Zuhörer, da ich nicht genügend arabisch verstand. Ein Reisender hier zu Lande sollte Englisch, Französisch, Arabisch, Amharisch verstehen und reden.

Sennar hatte damals 15—20 000 Einwohner, von denen außer den wenigen Kopten alle übrigen Mohammedaner waren. Steine gibt es dort keine, die Häuser waren mit aus Erde und Lehm bereiteten und an der Sonne getrockneten Backsteinen gebaut, meist zweistöckig mit hohen, luftigen Zimmern. Das ist der großen Hitze wegen notwendig, zeigte doch unser Thermometer 37 C. im Schatten. Nachts schlief alles unter freiem Himmel.

Folgenden Tages besuchten wir den Gouverneur von Sennar, der als Türke uns freundlich empfing. Er unterhielt sich mit Dr. Krapf lange Zeit über den Zweck unserer Reise und die damaligen Zustände Abessiniens und gab uns interessante Nachrichten aus Europa; wir hatten ja, seitdem wir Massaua verlassen, nichts mehr von Europa erfahren. Er sagte uns, es gingen zu dieser Jahreszeit keine Boote nach Kartum und müßten wir die Reise über Land machen. Betrübend war für uns, abends zu sehen, daß die Kopten dem Branntweintrinken und Spiel ergeben sind. Allabendlich versammelten sie sich beim Komos, spielten Schach und tranken Branntwein dazu. Am zweiten Abend nahm ich dem Komos die Schnapsflasche und das Schachbrett weg, gab ihm das arabische Neue Testament und sagte: „besser hier lesen, als trinken und spielen". „Naam, ja hawagi" (Wahrheit, o Herr), antwortete er und fügte sich. Auch bei den Mohammedanern soll das Schnapstrinken allgemein sein. Sie sagen, es sei ein Präservativ gegen das Fieber; sie trinken nur abends vor dem Schlafengehen. Betrunkene sahen wir allerdings keine.

Sennar war ein bedeutender Sklavenmarkt, die Karawanen gingen von dort aus mit lebendiger und anderer Ware nach allen Himmelsrichtungen.

Am Sonntag, den 1. Juni, begaben wir uns mit unserem

freundlichen Gastgeber, der uns eingeladen hatte, in die koptische Kirche. Es war eine kleine dunkle Kirche, an deren Wänden manche Marien- und Heiligenbilder hingen. Der Gottesdienst war nur liturgisch und zwar in altkoptischer Sprache, die außer dem Komos Niemand verstand. Es wurden auch etliche Abschnitte aus dem Neuen Testament in koptisch und arabisch vorgelesen, aber so rasch heruntergeraspelt, daß die zahlreichen Anwesenden nichts davon verstanden haben. Viel Sichverneigen, Weihrauch räuchern gegen den Hochaltar, aber keine Predigt, ähnlich wie in Habesch. Ich frug einen koptischen Schreiber, warum sie ihren Gottesdienst nicht in der allen verständlichen Sprache hielten zum Frommen der Anwesenden? Seine lakonische Antwort war: „So ist's unsere Gewohnheit, Gott versteht alle Sprachen, macht nichts, wenn wir's auch nicht verstehen." Der Komos hatte nur eine ziemlich zerrissene Bibel in seiner Schule, in der Kirche eine koptische Liturgie, ein koptisches Neues Testament und ein arabisches Neues Testament; alles ziemlich verbraucht. Wir waren deshalb froh, aus Dankbarkeit für die genossene Gastfreundschaft, von Kairo aus eine Kiste arabischer Bibeln und Neue Testamente für die koptischen Gemeinden in Sennar, Wad-Medine und Assur zu schicken. Die Unwissenheit war bei diesen Kopten zum Erschrecken groß.

Am 2. Juni reisten wir in südwestlicher Richtung weiter. Dort zeigte sich ein hoher Berg, auf dem Überreste einer christlichen Kirche standen. Ohne Zweifel hatte sich das Christentum auf der durch den blauen und weißen Nil gebildeten Halbinsel verbreitet zur Zeit, als die abessinischen Kaiser bis Nubien regierten.

Unsere Reise ging nun dem Nil entlang auf ebenem Weg durch sandige, ausgetrocknete, weite Strecken, in denen eine furchtbare Hitze herrschte. Wir erreichten am 4. Juni die Stadt Wad-Medine, die größer und schöner war als Sennar. Der Regierungsschreiber Abd el Kedus (Sklave des Heiligen) nahm uns gastlich in sein Haus auf. Wo immer ein Kopte eine Regie-

rungsstelle bekommt, entsteht eine koptische Gemeinde. Er läßt seine Verwandten aus Ägypten nachkommen, diese treiben dann Handel und können sich leichter ernähren als in dem übervölkerten Ägypten. Auch die Kopten befaßten sich mit Sklavenhandel. Der abessinische Christ darf einen Sklaven wohl kaufen, er darf ihn aber nie wieder verkaufen. Das Wiederverkaufen besorgen dann die Kopten. Auch hier waren die Kopten dem Branntweintrunk ergeben, entschuldigten sich wie die andern, es sei ihr Schutzmittel gegen das Fieber. Dieses ist allerdings nach der Regenzeit im ganzen Sennargebiet vorherrschend. Die Kopten sind irdisch gesinnte Menschen, die keinen Sinn fürs Göttliche haben, nur für diese Welt denken, sorgen und leben. Sie verrichten mechanisch ihre vorgeschriebenen Gebete. Die Heiligen spielen eine um so größere Rolle; jede Kirche steht unter dem Schutz eines Heiligen, und jeder Kopte hat seinen Schutzpatron. Die Unwissenheit ist grenzenlos; dazu sind sie sittlich sehr verdorben. Ihre Priester haben wenig Kenntnisse. Sie sind verheiratet; stirbt aber die Frau, so muß er die Mönchskappe aufsetzen. Der Patriarch und die Bischöfe dürfen nicht heiraten. Diese kommen gewöhnlich aus den Klöstern St. Antonius und St. Paulus.

Unser Besuch bei dem Gouverneur, einem freundlichen Türken, bestätigte, daß es kein Boot nach Kartum gab; somit mußten wir bis Kartum Kamele mieten.

Bei sengender Sonnenglut reisten wir am Nachmittag des 6. Juni von Wad-Medine ab und übernachteten in Denga im Logierhaus. Ein koptischer Priester, der sich uns angeschlossen hatte, brachte uns in Verlegenheit. Er wollte den Leuten ein Schaf wegnehmen. Krapf verwies ihm das.

Während der folgenden Tage wehte der Samum. Wir brachen deshalb nachts 2 Uhr auf, aber schon um 10 Uhr mußten wir im Dorf Kamin Halt machen, der Sand war so heiß, daß die Kamele einfach nicht mehr laufen wollten. Zwei Tage sahen wir die Sonne nicht wegen des Flugsandes. Die er-

drückende Schwüle war qualvoll, der Schweiß lief in Strömen, und wir kamen nur langsam vorwärts. Der koptische Priester brachte uns wieder in Verlegenheit. Er schlug den Scheich (Dorfschulz) ins Gesicht und verlangte für uns ein Schaf. Wir gaben das Schaf zurück, und ich zeigte dem Priester meine Nilpferdpeitsche, die ich auf seinem Rücken spielen lassen würde, falls er uns nochmals in solche Verlegenheit bringen würde.

Bei unerwarteter Abkühlung hatten wir beide uns in der Nacht erkältet, und dankten Gott von Herzensgrund, daß wir Kartum am 11. Juni erreicht und bei Herrn Bender, dem österreichischen Vizekonsul, freundliche Aufnahme gefunden hatten. Welch wonniges Gefühl war es, wieder unter Deutschen zu sein, deutsche Küche zu genießen, ein Bad zu bekommen, um all den Wüstensand und Schmutz loszuwerden. Welch ein Segen und Wohltat ist doch das Wasser; man lernt es erst schätzen, wenn man es so lange in der Wüste entbehrt hat.

Kartum, das zwischen dem weißen und blauen Nil liegt, hatte damals 30 000 Einwohner, war Sitz des Sudangouverneurs, gewöhnlich war es ein hervorragender äpyptischer Beamter. Es gab eine ziemlich zahlreiche koptische Gemeinde; eine römisch-katholische Mission von Kartum trieb viel Handel mit Ägypten und Inner-Afrika, besonders den Gegenden am weißen Nil. Der Sklavenhandel blühte. Es gab ein englisches und österreichisches Konsulat, deren Vertreter Kaufleute waren. Wir hatten zuerst viele Besuche zu machen und zu empfangen, unter diesen auch den englischen Konsularagenten Patrick, der sich sehr interessierte, über unsere Reise zu hören, besonders für die Steinkohlen von Quank. Er erzählte uns viel von seinen Reisen und Abenteuern und Elefantenjagden am weißen Nil. Wir besuchten auch die österreichischen römisch-katholischen Missionare; es waren sehr gelehrte Herren, die Patres Kirchner und Goßner, die ein gesundes aus Steinen gebautes Haus bewohnten. Nebenan schöne Kirche und dahinter großer Baum- und Gemüsegarten. Sie hatten eine große Schule, in welcher

koptische Kinder und befreite Sklaven unterrichtet wurden. Zum Missionspersonal gehörten auch deutsche Gärtner, Schlosser, Maurer, Schreiner usw. Ihre äußerste Station am weißen Nil war Gondokoro; durch Fieber hatten sie aber viele Todesfälle.

Da Dr. Krapf von einem heftigen Fieber befallen wurde, drangen Mr. Patrick und Herr Bender auf baldige Abreise als bestes Mittel dagegen. Krapfs Zustand wurde mit jedem Tag bedenklicher; ich beeilte mich deshalb, den nötigen Proviant für die nubische Wüstenreise einzukaufen und mietete für 600 Piaster Herrn Patricks Barke bis Berber.

Am 19. Juni brachte ich Dr. Krapf auf einem Langohr zum Boot. Unsere europäischen Freunde, die uns während unseres Aufenthalts in Kartum viel Liebe und Gastfreundschaft erwiesen hatten, begleiteten uns. Gott sei ihnen Vergelter. Um 5 Uhr segelten wir von Kartum ab. Krapf war sterbensschwach und elend. „Unsere Hilfe steht bei dem Herrn.“ Beim Zusammenfluß der beiden Nilarme wurde Anker geworfen. Die Wasser sind, wie die Namen sagen, weiß und schwarzblau. Es ging nun in ruhiger, schöner Fahrt vom Strome getragen nilabwärts. Krapf fühlte sich besser, wurde fieberfrei und bekam wieder Appetit. Wir passierten die Mündung des Taccassie in den Nil, in welcher Gegend wir auf den vielen Sandinseln hunderte von Krokodilen sich sonnen sahen und erreichten am 25. Juni die Stadt Berber. Von hier aus gingen wegen der vielen Felsen im Nil keine Schiffe weiter mit Ausnahme der Monate September und Oktober. Hier sprach man die Berbersprache, aber verstand auch arabisch.

Herr Lafargue, ein reicher französischer Kaufmann, den wir gleich nach unserer Ankunft besuchten, war so freundlich, uns beim türkischen Mudir (Statthalter) einzuführen, der uns für die 18 tägige Reise nach Korosko Kamele besorgte. Es wurden 90 Piaster pro Kamel und 90 Piaster für den Führer ausbedungen; 90 Piaster waren etwa 20 Mark. Herr Lafargue, dessen Frau eine Galla war, hatte eine prachtvolle Wohnung

mit angrenzenden wundervollen Gärten. Auf unserer ganzen Reise sorgte Gott überall für gütige, freundliche, dienstfertige Leute. „Gott sinnt und sorgt aufs allerbest, wohl dem, der sich auf ihn verläßt, Halleluja!"

Für die 18tägige Wüstenreise mußte noch Proviant gekauft werden, sowie 12 Gerbie (Wasserschläuche). Als Krapf wieder vom Fieber befallen wurde, meinte er, in der Wüste sein Grab finden zu müssen. So gab er mir allerlei Aufträge für seine Missionsgesellschaft und Freunde in der Heimat und für mich selbst Ratschläge. Das stimmte mich natürlich sehr ernst und bewegte mein Herz. Nachdem ich jedoch gebetet hatte, bekam ich die innere Überzeugung, Krapf wird während der Wüstenreise gesund, und so wurde es. Fieberisch, schwach und mutlos verließ er Berber, und gesund und kräftig kam er in Korosko an. Ich legte mich zu Bett mit jenem Lied und Vers:

Unverzagt und ohne Grauen, soll ein Christ, wo er ist,
stets sich lassen schauen;
Wollt ihn auch der Tod aufreiben, soll der Mut dennoch
gut und fein stille bleiben.

Am 27. Juni traten wir unsere Wüstenreise an; es war eine kleine Karawane, bestehend aus nur 5 Kamelen, von denen eines das Wasser trug, Führer, 2 Kamelstreiber, unsere zwei abessinischen Knechte.

Mit Gott nur geht es glücklich fort,
Drum sei stets dieses unser Wort:
Das walte Gott!

Unsere Kamelstreiber riefen lange: „Ja Abd-el-Kader!" (Name ihres Wüstenheiligen).

Am 4. Juli verließen wir bei Abu Hamed den Nil und betraten die nubische Wüste; es war nun alles und überall felsig, sandig und leer. Ich sang betend auf meinem Kamel: „Jesu geh voran!" — Als es dunkel wurde, lagerten wir an

einem Felsenhügel, Mokrat genannt. Eine ausgebreitete abessinische Kuhhaut war auf dem Wüstensand unsere Lagerstatt. Wir hatten über uns den herrlichsten Sternenhimmel; doch mußten wir, um uns vor einem Mondstich zu schützen, unsern arabischen Sonnenschirm über unsere Häupter spannen. Die Eingeborenen bedecken sich den Kopf. — Ich verstand nun Psalm 121, „daß dich des Tages die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts". Hier zu Lande kann man einen Mondstich bekommen; er schien tatsächlich so hell, daß ich in meinem kleinen Neuen Testament lesen konnte.

Die einzige Abwechslung auf dieser unendlichen Sandfläche waren hier und da Felshügel und schwarz gebrannte Steine. Etwas Futter für unsere Kamele und Holz zum Kochen fand sich von Zeit zu Zeit. In Ermangelung von Holz mußten unsere Diener mit Kamelsmist kochen; ich war aber erstaunt über die Genügsamkeit unserer Kamelsleute und deren Kamele. Die sind in Wahrheit für die Wüste geschaffen. Am 4. Reisetag fanden unsere Kamelstreiber in den Bergen Wasser. Es war herzlich schlecht und unrein, immerhin besser als das, was schon 4 Tage in unseren Bocksschläuchen aufbewahrt war. Die Hitze war groß, die Luft trocken, wie aus einem Backofen kommend. Krapf fühlte sich nun fieberfrei und wurde zu meiner Freude von Tag zu Tag kräftiger. In Murrat, es war der 5. Tag, fanden wir Wasserbrunnen und grüne Bäume, aber, o weh! es war salzig und bitter. Für die Kamele ist auf der 8—10 tägigen Strecke dies die einzige Gelegenheit, Wasser zu bekommen, und sie tranken es. Wir reisten gewöhnlich von 3 Uhr nachmittags bis 8 abends; um 10 ging es weiter bis morgens 3, dann Ruhe bis 5 Uhr und nochmals weiter bis 10 Uhr. Dann war es sogar für die Kamele unmöglich, durch den glühenden Sand weiter zu kommen. Ohne irgendwelchen Schatten saßen wir dann in der Sonne und wurden gebraten. Fürwahr, die Nubier befinden sich hier schon im Vorhof der Hölle! Nachts sahen wir viele Irrlichter. Unsere Kamelsleute hielten sie für Seelen ab-

geschiedener Menschen. In dieser Gegend plagten uns auch die Mäuse. Tausende sprangen umher. Unsere Kamelstreiber töteten viele, rösteten sie am Feuer und verzehrten sie, wie unser einer einen Apfel. Sie versicherten mir, es sei ein Leckerbissen. Wohl bekomm's! Durch die ganze Wüste liegen alle zwei- bis dreihundert Schritt Kamelsgerippe; es sind die Wegweiser.

Die Nubier sind unwissende, fanatische, abergläubige Mohammedaner, die ein kümmerliches Dasein führen. Unzufriedene Europäer sollte man für ein Jahr nach Nubien senden; dann würden sie zufrieden und dankbar werden für alle leiblichen und geistigen Segnungen Europas. Die Berber oder Barbara, welche den Nilufern entlang wohnen, leben von Durrah und Datteln. Die Dattelpalme gedeiht hier gut; im Sudan findet man nur die Dompalme, deren Frucht ungenießbar und nutzlos ist.

Mit Dank und Freuden begrüßten wir am 18. Tag, nachdem wir Berber verlassen hatten, den Nil. Durch Gottes gütige Vorsehung stand bei unserer Ankunft in Korosko eine Barke für uns bereit, so daß wir schon 1 Stunde nach unserer Ankunft den Nil abwärts schwammen. Unweit der Insel Philae setzte uns das Boot ans Land. Die Katarakten verhindern die Boote, bis Assuan zu fahren. So zogen wir denn auf Eseln in Assuan ein. Assuan, das alte Syene, war die Südgrenze Ägyptens, es war Sitz der Regierung. Seit Menschengedenken hat es hier nicht mehr geregnet. Welch ein Staub in den Straßen der Stadt! Nur mit Hilfe der Sakies (Wasserräder) kann irgendwelche Vegetation hervorgebracht werden.

Am 17. Juli fuhren wir von Assuan ab. Uns war so wohl zumute auf dem Schiff nach den Strapazen der Wüstenreise. Psalm 103. Wir erholten uns zusehends und hatten Zeit, ein Wort Gottes miteinander zu lesen und zu betrachten und uns im Gebet zu sammeln und zu stärken.

Am 28. kamen wir in Bulak an, von wo wir per Esel nach Kairo weiterritten. Unterwegs besuchten wir die Ruinen

von Luxor, Karnak und Theben. „Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb' in Ewigkeit!"

Dr. Lieder nahm uns freundlich auf; leider mußte er schon am nächsten Tag abreisen, aber ein koptischer Koch versorgte uns täglich mit Essen. Nachdem wir 10 Tage geruht und viele Besuche gemacht hatten, reisten wir zusammen nach Alexandrien. Dr. Krapf war zu elend, um nach Ostafrika zu gehen. So entschloß er sich, nach Deutschland zurückzureisen; ich ging nach Jerusalem, um Bischof Gobat Bericht zu erstatten. So trennten sich unsere Wege. Dr. Krapf blieb mir zeitlebens ein väterlicher Freund. Er wurde mir in jeder Beziehung zum Segen. Durch ihn lernte ich auf dieser Reise Michael Hahn und die nach ihm genannten Gemeinschaften kennen, denen ich mich in Korntal später angeschlossen habe. Krapf war ein Gebetsmann.

Mit einem französischen Dampfer fuhr ich bei stürmischer Fahrt nach Jaffa, wo ich, da in Ägypten die Cholera herrschte, eine 8 tägige Quarantäne halten mußte. Eine österreichische Nonne aus Wien und ein polnischer Jude wurden mit mir in einem Boot mit gelber Flagge ins Quarantänegebäude gebracht, das 3/4 Stunde westlich von der Stadt am Meer gelegen war. Da die beiden, wie sie sagten, kein Geld hatten, bemerkte der Quarantänearzt sich zu mir wendend: „Herr Missionar, hier können Sie Missions- und christliche Liebesarbeit treiben. Ich gebe Ihnen einen großen Saal, mit Öffnungen nach dem Meer für 90 Piaster (ein Pfund). Nehmen Sie diese beiden Armen zu sich." Ich konnte nicht nein sagen. Der Nonne wies ich den besten Platz, den Divan vorn in der Ecke an, dem Juden die hinterste Ecke, mir selbst machte ich in der Mitte des Saales ein Lager zurecht. Ein jüdischer Restaurateur brachte uns gegen Bezahlung zweimal des Tages das Essen, für mich und die Nonne, die mein Gast war. — „Der Jude ist Ihr Bruder," sagte ich zum Restaurateur, „für den haben die Juden in Jaffa zu sorgen," was auch geschah. Ich las täglich morgens, mittags und abends laut in meiner Bibel, damit es meine Gäste hören soll-

ten, las auch dem Juden die Geschichten der Erzväter vor. „Weiß ich alles schon," sagte er. Als ich ihm aber die messianischen Weissagungen vorlas und erklärte, rief er ein über das andere Mal aus: „ich will nicht glauben an Jesus! Ich will nicht den Jesus!" Die Nonne, die sich die ersten zwei Tage sehr still benahm, aber für das Essen, das ich ihr reichte, dankbar war, bat um ein Buch zum Lesen. Sie las, beinahe ohne Unterbrechung, jeden Tag im Neuen Testament und im Gesangbuch der Brüdergemeinde. Endlich frug sie: „Wissen denn die Protestanten auch etwas von Jesus und der Jungfrau Maria? Wir wurden gelehrt, die Protestanten glauben nicht an Jesus, haben keinen Gott, kennen die Jungfrau nicht, sondern hassen sie". Das gab Veranlassung zu täglicher Belehrung und erbaulichen Gesprächen. Sehr dankbar schied sie von mir, als wir aus der Quarantäne entlassen wurden, und bei einer späteren Begegnung in Jerusalem konnte sie nicht Worte genug finden, mir ihren Dank auszusprechen und wünschte mir der heiligen Jungfrau Maria und ihres Sohnes Jesu Segen für all mein Leben, und einen guten Platz im Himmel für die viele Liebe, die ihr erwiesen worden. — —

Und der Jude? — Als ich einige Zeit nachher in Jerusalem an einem Sonntag Abend zur Bibelstunde ins Diakonissenhaus kam, bat mich Schwester Marie, zu einem Sterbenden hereinzukommen. Der im Sterben liegende war mein Jude aus der Quarantäne. Sobald er mich sah, schrie er: „und ich will nichts von Jesus. Ich — will — nichts — von — Jesus!" Wenige Augenblicke nachher starb er. Wie traurig! Was wird er beim Erwachen in der Ewigkeit, als er seinen Irrtum einsah und Jesum zur Rechten Gottes, wohl gedacht haben? Werden ihm da all die messianischen Schriftstellen, die ich ihm in der Quarantäne las und erklärte, und was er dort von Jesu gehört hatte, nicht in Erinnerung gekommen sein?

Mein lieber Freund Missionar Kruse besuchte mich zweimal in der Quarantäne; wir durften aber nur durch die Fenster-

öffnung miteinander reden. Als ich entlassen war, besorgte sein Diener Pferde nach Jerusalem, wo ich Ende August 1855 ankam.

Nun fing eine neue Schule für mich an. Ich wurde im Brüderhaus untergebracht, wo ich mit den andern für Abessinien bestimmten Brüdern arabisch und amharisch studierte. Wir litten alle an Wechselfieber. Die Ursache war das schlechte Wasser und zu ärmliche Kost. Es ging in jeder Beziehung unten durch.

Freund Krapf hatte mich der C. M. S. (Engl. Kirchl. Missionsgesellschaft) in London für Ostafrika warm empfohlen. Eines Tages eröffnete mir Bischof Gobat, daß obige Gesellschaft bei ihm angefragt habe, ob er mich an sie abtreten wolle. Sie wären bereit, mich in ihre Dienste zu nehmen und mich zu Missionar Rebmann im Rabaifimbia zu senden. Krapf hatte schon mit mir darüber geredet. Meine Antwort an Bischof Gobat lautete: „Wenn Sie die abessinische Mission beginnen, dann bleibe ich meinem Berufe getreu und gehe nach Abessinien, wenn Sie dieselbe nicht beginnen, so bin ich Ihnen dankbar, wenn Sie mich der C. M. S. empfehlen und abtreten.“ Bischof Gobat erwiderte: „Ich kann Ihnen aber Gehalt und Stellung, wie Sie Ihnen da angeboten wird, nie geben oder versprechen. Ich weiß jetzt noch nicht einmal, ob mir Gott durch meine englischen Freunde Geld genug geben wird, daß ich die 4 Brüder nach Abessinien schicken kann. Bei der C. M. S. winkt Ihnen eine schöne, hoffnungsvolle Zukunft und Versorgung und eine geregelte Missionstätigkeit. All das kann ich Ihnen nicht bieten.“ Ich entgegnete: „Der Gedanke an Gehalt, Stellung, Versorgung haben mich nicht in die Mission geführt; es war der Drang meines Herzens, den unwissenden Heiden das Evangelium zu predigen.“ — — Im Stillen kostete es mich doch einen heftigen Kampf; als ich aber die Armut Abessiniens erwählt hatte, wurde mein Herz stille. Jetzt hatte ich praktisch zu üben, was ich längst auswendig gelernt hatte:

Geht's der Natur entgegen, so geht's wie Gott es will.
Die Fleisch und Sinne pflegen, die kommen nicht zum Ziel.
Verlaßt die Kreatur und was euch sonst will binden,
Ja, laßt euch selbst dahinten; es geht durchs Sterben nur.

Ist unser Weg gleich enge, führt über steile Höhn,
Wo Disteln rings in Menge und scharfe Dornen stehn:
Es ist doch nur ein Weg. Laßt sein! Wir gehen weiter,
Wir folgen unsrem Leiter, und brechen durchs Geheg.

IV.

Missionserlebnisse in Abessinien von dem Jahr 1856 bis 1863.

Im Dezember 1855 traten die Brüder Bender, Mayer und Kienzlen mit mir die Reise nach Abessinien an. Unser Weg führte uns von Jerusalem über Jaffa und Alexandrien zuerst nach Kairo, von wo wir, nachdem wir uns für die Reise verproviantiert hatten, mit einem arabischen Boot nilaufwärts nach Korosko, dem Eingangspunkt in die nubische Wüste, fuhren.

Von Korosko bis Abuhamed hatten wir eine 9 tägige mühselige Wüstenreise auf Kamelen. Von da führte uns ein neuntägiger Marsch den Nil entlang nach Berber. Wir führten mit uns 19 Kamelslasten amharische und äthiopische Bibeln, Testamente und Psalter.

In Berber vertauschten wir das Schiff der Wüste wieder mit einem arabischen Boot, das uns über Kartum nach Abu Harras brachte.

Infolge längeren Aufenthalts in Abu Harras, veranlaßt durch die von der ägyptischen Regierung bereiteten Hindernisse, erkrankten die Brüder Bender und Kienzlen, und wir mußten sie, als wir endlich zur Weiterreise Erlaubnis hatten, krank auf dem Kamele mit uns führen. Dazu kam noch, daß die Cholera um uns her furchtbar wütete und endlich selbst unter unsern Kamelstreibern ausbrach, so daß mehrere von ihnen

samt unserem Führer auf dem Wege erkrankten und starben. Jedes Dorf, durch das unser Weg führte, hatte jeden Tag 15 bis 20 Tote. Auf der Strecke von Matammah bis Wöchne, $2^1/_2$ Tagereisen, sahen wir über 100 Menschenschädel längs der Straße liegen; es waren die Reste von Abessiniern, welche sich von Matammah in das Hochland hatten flüchten wollen, um dadurch der Cholera zu entgehen. Die Krankheit hatte sie ereilt und sie blieben krank am Wege liegen und wurden teils tot, teils lebendig von Hyänen, von denen jene Gegenden voll sind, aufgezehrt.

In dem Marktflecken Wöchne fanden wir bloß fünf abessinische Kaufleute. Die ganze Einwohnerschaft hatte sich vor der Cholera auf die hohen Berge geflüchtet. Wer ohne von ihr angesteckt zu sein, die Gebirge von sieben- bis zehntausend Fuß Höhe erreichte, hatte sein Leben gerettet.

Die beiden Brüder Bender und Kienzlen waren immer noch leidend. Cholerakranke jedoch hatten wir weder unter uns, noch unter unseren mitreisenden Abessiniern, die von Jerusalem in ihre Heimat zurückkehrten. Letztere schrieben wohl nicht mit Unrecht diese Bewahrung der Kraft des Wortes Gottes zu, das wir mit uns führten und dem bußfertigen Gebete, wodurch wir Gott inbrünstig um Verschonung anriefen (Ps. 91, 5—7).

Doch der Mangel an Nahrungsmitteln fing an bei uns groß zu werden. Für längere Zeit hatten wir nichts zu essen als in Salzwasser abgekochten Reis. Die Kaufleute in Wöchne verkauften uns gegen gute Bezahlung ein wenig Mehl, Butter und Honig. Als dies zu Ende war und wir nirgends mehr etwas kaufen konnten, gingen die Brüder Mayer und Kienzlen in die Dörfer auf dem Gebirge Kamatschalla, um sich Lebensmittel zu erbitten.

Da wir zum Weitertransporte unserer Bücher Tragtiere weder mieten noch kaufen konnten, so begab ich mich auf die Reise zum König. Nach acht anstrengenden Reisetagen durch die Provinzen Tschelga, Dembea und Woggera erreichte ich in Bacher Dar Kedus Georgis, dem Südende des Zanasees, das königliche

Lager. Durch die Vermittlung des dienstfertigen Herrn Bell erließ der König einen Befehl an seinen Gouverneur in Tschelga, die drei Brüder mit allen nötigen Lebensmitteln zu versorgen und sie samt ihrem Gepäck auf königliche Kosten zu ihm zu bringen.

Eine gnädige Bewahrung Gottes, dadurch mein Leben gerettet wurde, durfte ich schon damals erfahren.

Der König war immer äußerst freundlich gegen mich. So oft ich zu ihm gerufen wurde, hatte er ein paar Dutzend Fragen über die Zustände, Verhältnisse und die Lebensweise in Europa, nebst religiösen Fragen über Rechtfertigung, Fasten, Almosengeben usw., die ich ihm zu beantworten hatte.

Er saß gewöhnlich in höchst einfacher Kleidung auf einem Teppich am Boden, hatte nie eine Kopfbedeckung und nie Schuhe an den Füßen. Er war ein Mann mittlerer Größe, von kräftigem Körperbau und ziemlich schwarzer Hautfarbe. In dem Ausdruck seines Gesichtes lag etwas Halbwildes, Unaufrichtiges und Verschmitztes. Seine Augen waren feurig, die Nase stark gebogen. Sein Haar hing in drei Zöpfen herab. Wenn er böse war, wurde sein Gesicht noch schwärzer, als es gewöhnlich war. Es wurde mir immer in seiner Nähe unheimlich zumute.

Seine Beschäftigung war täglich: Anhörung von Dutzenden von Bittstellern und Personen, die eine Klage vorzubringen hatten. An Gerichtstagen fastete er, bis er seine Arbeit beendet hatte. Jede Gerichtssache wurde von dem König selbst angehört und entschieden. Verbrecher wurden nach Verhör sogleich zum Tode verurteilt und die Exekution an ihnen vollzogen. Mörder durften ihr Leben durch Zahlung einer gewissen Summe an die Verwandten des Ermordeten freikaufen.

Eine weitere Beschäftigung des Königs war Anhörung zahlloser Boten, denen er selbst Antwort an ihre Herren, seine Beamten im ganzen Lande erteilte, was schriftlich oder mündlich geschah. Der König konnte nicht schreiben, sondern diktierte bloß

seinen Schreibern. Der erste Schreiber des Königs ist der Träger des königlichen Staatssiegels, das jedem Brief aufgedrückt wird. Der König besaß aber eine solche Geistesgegenwart, daß er zu gleicher Zeit oft zwei bis drei verschiedene Briefe diktierte. Die armen Schreiber mußten indessen ihre Gedanken sehr zusammennehmen; der geringste Fehler wurde meistens von ihm sehr hart mit Prügeln oder der großen Geißel bestraft. Er ließ bei allen seinen Beamten und Soldaten Versehen und Fehler nie ungestraft. Seiner Minister, Generäle und Offiziere Vergehen wurden gerade so bestraft, wie das Vergehen der Gemeinen. Oft ließ er einen oder mehrere seiner Beamten, falls sie seine Befehle nicht pünktlich vollzogen hatten, mit Stöcken durchprügeln oder mit der großen Peitsche durchhauen, bis ihr Rücken zerfleischt war, so daß sie oft Monate lang brauchten, bis sie sich wieder erholt hatten, zu welcher Erholung er aber fast immer den Betreffenden die beste Kost gab.

Die Beschäftigung des Bischofs Abuna Salama war Einweihung von Priestern. Dieselben müssen bei dem Kaplan des Bischofs ein Examen bestehen, das in Hersagung einiger Teile aus der Liturgie, Absingung einiger Psalmen und Lesen einiger Abschnitte aus dem äthiopischen Testament besteht. Nachdem dies Examen bestanden und zwei Salzstücke [1]) an den Dolmetscher des Abuna Salama ausbezahlt sind, weiht derselbe durch Gebet, Händeauflegung und Anhauchen die Kandidaten zu Priestern. Durch das Anhauchen teilt er, nach abessinischem Glauben, den

[1]) Die einzigen Silbermünzen der Abessinier sind die österreichischen Maria-Theresia- oder Konventions-Taler (4 Mk.). Ihr Kleingeld besteht aus Steinsalzstücken in der Form und Größe zweier Wetzsteine, welche in der Salzebene zwischen dem Roten Meer und dem Hochgebirge Abessiniens gehauen werden. Diese Münze ist zugleich auch das Kochsalz. Für 1 Taler wechselt man 10 bis 30 solcher Salzblöcke. Auf Reisen kann man nicht viel Münze mit sich führen. Als ich einmal einem Diener 2 Taler gab, mir auf dem Markt Münze einzuwechseln, frug er: Herr, wo ist der Esel, der die Münze nach Hause trägt?

heiligen Geist mit. Außer dieser Priesterweihe hat der Abuna wöchentlich an zwei Tagen Kinder zu firmeln. Zu Hunderten werden solche herbeigebracht und sobald der Vater des Kindes dem Dolmetscher ein Salzstück bezahlt hat, empfängt es die Weihe oder Einsegnung. Auch neue Tabots[1]) hat er in Menge zu weihen; die Gebühr beträgt zwei Salzstücke. Außer diesen Weihen hat er Streitigkeiten in Glaubenssachen und materiellen Dingen zu schlichten, aber nur zwischen Priestern und den Landleuten, die auf seinen Besitzungen wohnhaft sind.[2])

Der Bischof hatte große Besitzungen in Abessinien, die ihm aber nach und nach von dem König genommen wurden, was zu

[1]) Tabot oder Gesetzestafel ist ein viereckiges Brett, auf das ein Kreuz eingeschnitzt ist. Wenn dies Holz von dem Bischof geweiht ist, so ist es heilig und wird von jedermann angebetet. In der Kirche wird es als Abendmahlstisch gebraucht. Ist es aus der Kirche entfernt, so ist diese nicht mehr eine Kirche, sondern ein gewöhnliches Haus.

[2]) Die Mehrzahl der Priester ist sehr unwissend, und deshalb herrscht die größte Unkenntnis über die Bibel und den Heilsweg, auf welchem der Mensch allein selig werden kann, unter dem Volk. Die Leute werden gelehrt, daß wenn sie die Fasten beobachten (Mittwoch und Freitag; 40 Tage vor Ostern; 40 Tage vor Weihnachten; 16 Tage Apostelfasten; 3 Tage Ninive-Fasten; 21 Tage Gosquam-Fasten usw.), die Kirchen küssen, Almosen geben, besonders aber ihren Beichtvätern von Zeit zu Zeit ansehnliche Geschenke machen, sie alles getan haben, was zur Erlangung der Seligkeit erforderlich sei. Auf die Frage: Was ist die göttliche Bestimmung des Christen in dieser Welt? antwortete mir ein abessinischer Priester: Essen und trinken und schlafen. — Welche Schriftauslegung sie haben, sei aus Folgendem gezeigt: Die Stelle: Ärgert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus usw.; ärgert dich deine rechte Hand, so haue sie ab usw., hörte ich von Priestern also erklären: das rechte Auge ist die Frau, die rechte Hand sind die Kinder. Verlaß Frau und Kinder, geh in ein Kloster und werde Mönch! Die Gottesdienste, Gesang, Gebet, Absingung oder Lesen vorgeschriebener Abschnitte der hl. Schrift, sowie Taufe, Abendmahl, Leichenbegängnis werden in der dem Volk unverständlichen äthiopischen Sprache gehalten. Von Predigten wissen sie gar nichts. Daraus kann jeder sehen, wie notwendig es ist, daß wir dieser toten Kirche mit der Verkündigung des Evangeliums zu Hilfe kommen.

viel Streit zwischen beiden Anlaß gab und zuletzt die bitterste Feindschaft erzeugte; zudem war der Bischof kein aufrichtiger Charakter. Er war der Freund desjenigen, von dem er am meisten erwarten konnte oder wirklich bekam. Seine Freundschaft mußte sich jeder teuer erkaufen, besonders die Europäer. Er war 28 Jahre in Abessinien, aber während dieser ganzen Zeit hat er nie das Geringste für das Wohl seiner Kirche getan oder für Schulen, in welchen er seinen Priestern hätte eine geeignete Bildung geben können. Ich regte öfters den Gedanken bei ihm an, Schulen zu errichten, in denen junge Männer, die Priester werden wollen, eine geeignete Ausbildung erhielten. Er sah das Gute ein; aber die Arbeit und besonders die Unkosten waren ihm zu groß. Der Handel mit Kosso, Wachs, Gold und Seidenstoffen lag ihm viel mehr am Herzen als seine ihm anvertraute verwahrloste und geistig ganz verkommene und unwissende Herde. Gegen die Mission war er anfangs gleichgültig, und als aus den Falaschas Bekehrte auftraten, wurde er feindlich, da er fürchtete, er möchte durch das freie evangelische Bekenntnis der Proselyten an Einfluß und Macht verlieren. Er glich jenen Juden: er liebte die Finsternis mehr als das Licht.

Der König hatte ihn seit einigen Jahren auf die Festung Magdala getan, wo er als Gefangener, jedoch ohne Ketten, bewacht wurde. Im Juli 1867 starb er, 49 Jahre alt, sein früher Tod war die Folge des Mißbrauchs von Opium und Branntwein.

Noch ehe der König nach Debra Tabor zog, verließ ich sein Lager und reiste über Quarata, eine reiche Kaufmannsstadt von 7000 Einwohnern und mit einem Asyl für Flüchtlinge, das von Theodor im Jahr 1867 zerstört wurde, und die mit den schönsten und reichsten Kuhherden versehene Provinz Woggera, das östliche Ufer des Zanasees entlang, der reich an Nilpferden und Fischen ist, bis ich in der an Getreide und Vieh reichen Provinz Dembea zu meinen Reisegefährten kam. Einige Episoden aus jener Reise mögen hier ihren Ort finden. Obschon die Abessinier an manchen Orten gastfreundlich sind, geschieht es

doch häufig, daß man in den an den Heerstraßen gelegenen Dörfern Mühe hat, ein Nachtquartier, das mit dem Nachtessen eng zusammenhängt, zu finden. In Woggera kam ich eines Abends vor ein Dorf, um daselbst zu übernachten. Die Bewohner samt dem Ortsvorsteher weigerten sich uns aufzunehmen. Ohne an etwas anderes zu denken, setzte ich mich und schrieb mir einige Notizen in mein Tagebuch. Ehe ich vollendet, kam der Ortsvorsteher mit den angesehensten Männern und bat mich dringend, in sein Haus zu kommen und bei ihm zu übernachten. Nachher erfuhr ich, daß die Leute glaubten, ich schriebe einen Klagebrief über sie an den König. — In einem anderen Dorfe gab man uns ein Haus, aber nichts zu essen, auch wollte man uns nichts verkaufen. Die Leute schworen, sie hätten selbst nichts zu essen. Als ich bei Licht mein Tagebuch schrieb, bemerkte dies der Hauseigentümer und erkundigte sich bei meinem Diener, was ich schriebe. Dieser erwiderte: es ist meines Herrn Gewohnheit, jeden Tag seine Erlebnisse in ein Buch zu schreiben. Der Mann lief zum Ortsvorsteher und machte Anzeige. Noch ehe eine halbe Stunde verging, erschien dieser und brachte uns ein reiches Nachtessen und bat mich, ja dem König nicht zu sagen, daß er mich hätte so lange auf das Nachtessen warten lassen.

Der Gouverneur von Dembea wollte mich besonders ehren und veranstaltete ein Gastmahl. Als sich die verschiedensten Gäste im Audienzzimmer versammelt und alle auf Teppichen und gegerbten Kuhhäuten auf dem Boden Platz genommen hatten, wurde eine fette Kuh vorgeführt, worauf mein Gastgeber mir sagte, daß er diese Kuh mir zuliebe schlachten lasse. Nachdem die Kuh von allen Anwesenden belobt war, wurde sie einige Schritte seitwärts geführt und geschlachtet. Die Abessinier schneiden den Hals ab und lassen das Blut auf die Erde fließen. Während dies geschah, wurden in großen Körben Brotkuchen von Téf aufgetragen. 8 bis 10 Mann setzten sich um einen solchen Korb. Ein Knabe reichte den Gästen Wasser zum Händewaschen. Ein anderer reichte jedem Gast ein Messer, an dem

das Fett von vorigen Mahlzeiten noch klebte. Jetzt traten einige Mägde dick mit Butter geschminkt ein und brachten in hölzernen Tellern mit Wasser und vielem andern Gewürz verriebenen roten Pfeffer, von dem sie in jeden Korb eine Hand voll auf die Téfkuchen legten. Nun schauten alle Gäste mit Begierde auf die Tür. Endlich trat ein schlankgewachsener Jüngling, bis auf die Lenden entblößt, ein, und trug die Zunge der noch nicht verbluteten Kuh in der Hand; er reichte sie dem Gastgeber, welcher dieselbe mit den Wenigen, die außer mir mit ihm an einem Korb zu sitzen die Ehre hatten, in wenigen Augenblicken verzehrt hatte. Mein Gastgeber wollte mich nötigen, seinen Leckerbissen mit ihm zu verspeisen; ich aber bedeutete ihm, daß in meinem Lande nur die Hunde und Katzen und die Raubtiere rohes Fleisch verspeisen, die Menschen aber gekochtes und gebratenes Fleisch essen. Allen Anwesenden war es eine Neuigkeit zu hören, daß die Abessinier die einzigen Menschen sind, die rohes Fleisch essen, und einige fühlten sich dadurch sehr geschmeichelt. Kaum war die Zunge verspeist, so wurden große viereckige Stücke Fleisch, ganz warm, mit zuckenden Muskeln, aufgetragen, das von den Anwesenden gierig unter lautem Geschmatz mit Pfeffer und Téfkuchen verspeist wurde. Mir ließ mein Gastwirt ein Stück Fleisch auf dem Feuer rösten. Es war aber so bitter, daß ich nicht viel davon genießen konnte. Nachher wurde mir gesagt, daß man alles Fleisch, das geröstet wird, erst mit Galle, Pfeffer und Salz einreibt. Während ich von dem gerösteten Fleisch aß, setzte sich eine Magd neben mich, die das Fleisch in ihren Händen zu zerschneiden anfing, dasselbe in den Pfeffer tunkte, in Lappen von dem Téfkuchen einrollte und mir in den Mund stecken wollte. Ich weigerte mich und dankte bestens für solche Aufwartung, worüber mein Gastgeber mir sagte, daß es Sitte bei ihnen sei, einen Gast oder Freund, den man ehren wolle, zu stopfen. Unter den Abessiniern sah ich diese Sitte später sehr häufig; besonders zwischen Mann und Frau, die in gutem Vernehmen zueinander standen. Während

der Mahlzeit wurde aus großen Flaschen Honigwein (Met) getrunken. — Auch auf meiner Reise zu König Johannes, 1873 bis 1874, übernachtete ich bei einem General, der ein naher Anverwandter des Königs war. Als das Nachtessen aufgetragen war, setzte sich mein Gastgeber mir gegenüber, machte mir mit seiner Hand die Bissen mundgerecht und schob sie mir in den Mund. Wohl oder übel, ich mußte mich dazu verstehen, wenn ich den hochgestellten königlichen Beamten nicht aufs tiefste beleidigen wollte. Ich sprach mir zu: „Alter schluck“, war aber froh, als die Ätzung zu Ende war.

Ich hatte nachher einen lieblichen Abend mit ihm, konnte ihm Debtera Beru und Argawi vorstellen, über unser Missionswerk unter den Falascha mit ihm reden, und an der Hand etlicher Stellen, die ich ihm aus dem amharischen Neuen Testament vorlesen ließ, knüpfte sich zwischen ihm und uns ein stundenlanges Gespräch über das Eine, das not tut. Als wir am anderen Morgen weiter reisten, gab ich ihm einen Psalter und ein Neues Testament zum Geschenk, worüber er große Freude bezeugte. — Meine Reisegefährten hatten während meiner Abwesenheit mit mancherlei Not, Entbehrungen und Krankheiten zu kämpfen gehabt, bis man sie endlich auf königlichen Befehl ins Hochland gebracht hatte. Auf der Reise wurden sie mit allem, was sie bedurften, reichlich versorgt.

In Efag verbrachten wir die dreimonatliche Regenzeit, die bereits mit furchtbaren Gewittern und entsetzlichen Regengüssen ihren Anfang genommen hatte. Wir waren von mancherlei Unwohlsein und Krankheiten heimgesucht, was von geringer Kost und schlechter Wohnung, die uns nicht einmal gegen den Regen schützte, herkam. Von Hyänen hatten wir sehr viel zu leiden; sie wollten oft nachts durch die von Reisern gemachte Mauer unserer Hütte durchbrechen; auf einen Flinten- oder Pistolenschuß entfernten sie sich wieder. Viele junge Hunde, Kälber, Schafe und Esel wurden von den gefräßigen Tieren weggestohlen. Einmal kam es sogar vor, daß ein Kind von drei Jahren abends

mit Einbruch der Nacht von einer Hyäne weggetragen wurde. — Nebst Erlernung der amharischen Sprache suchten wir den zahlreichen Besuchenden das Wort Gottes anzupreisen und zum gesegneten Lesen der Bibel Anleitung zu geben. Bald war es weithin durch das Land bekannt, daß wir die Bibel in der Volkssprache mitgebracht und jedem, der gut lesen könne, entweder ein Neues Testament oder eine ganze Bibel gäben. Über 50 Personen versammelten sich fast täglich bei uns, welche zum Teil vier, sechs und acht Tagereisen weit gekommen waren, um das Wort Gottes in ihrer Sprache von uns zu empfangen. Bisher war ihnen die Bibel nur in der äthiopischen Sprache, die nur von den Priestern und Debtera (Schriftgelehrten) verstanden wird, bekannt. Jeder wurde geprüft, ob er auch lesen könne, und allen priesen wir Jesum Christum den Gekreuzigten an und suchten jedem Dorf eine Bibel und ein Neues Testament zum gemeinen Nutzen aller zu geben. Wir freuten uns und waren dankbar für das, was wir tun konnten, indem wir sehen und erfahren durften, daß unser Umgang und das, was wir mit ihnen, bei der geringen Kenntnis der Sprache, reden konnten, zum Segen und Nutzen wurde. Der König brachte jene Regenzeit in seinem Schlosse in Gondar zu. Nach beendigter Regenzeit hatten wir uns dem Wunsche des Königs gemäß nach Gondar zu begeben, wo wir vom Spätjahr 1856—58 durch Hausbesuche, durch eine Schule für Knaben im eigenen Hause, durch regelmäßige Hausandachten und Verbreitung der Bibel unter Christen und Falascha (Juden) uns dem Volk so viel wir konnten zum Segen machten. Besonders zugänglich waren uns schon damals die Falascha, daher wir auch den Rest unserer Bibeln ausschließlich unter sie verteilten, und bald konnte in dem Falascha-Dorfe Awora eine Schule angefangen werden, die von 30 und mehr Knaben besucht wurde.

Da wir teilweise auf Selbsterhaltung angewiesen waren, suchten wir uns eine holz-, gras- und wasserreiche Gegend aus, wo wir uns anzusiedeln und neben unserem Missionsberuf ver-

mittelst junger Abessinier, die wir zugleich unterrichten wollten, Garten- und Ackerbau zu treiben gedachten. Allein durch das Mißtrauen des Königs gegen Grundbesitz von Europäern wurde dieser Plan vereitelt. Wir waren von dem König auf Gondar als unseren Wohnort angewiesen.

Der koptische Patriarch Aba Kirillos kam im Jahr 1856 nach Abessinien, um im Auftrage des Vizekönigs von Ägypten, Said Pascha, Freundschaftsverbindungen mit dem König Theodoros anzuknüpfen. Seine Bemühungen jedoch schlugen fehl, weil der König seines furchtbaren Mohammedanerhasses halber nichts von Freundschaft mit Ägypten wissen wollte, sondern das Verlangen aussprach, daß ihm Ägypten die Provinz Sennar, die seinen Vorfahren gehört hatte, zurückgeben sollte. Nach vielen Leiden und Ungemach, die Theodoros dem geistlichen Oberhaupt seiner Kirche bereitete, erlangte dieser zuletzt doch, daß der König eine Gesandtschaft mit Geschenken an den Vizekönig von Ägypten absandte. Dem Patriarchen machte er auf geäußerten Wunsch ein Geschenk von 30 Sklavenmädchen, welche derselbe in Ägypten an reiche Kopten verschenkte, von denen er dann den doppelten und dreifachen Wert als Gegengeschenk erhielt. Die Behandlung der armen Mädchen während der Reise nach Ägypten von seiten des Prälaten war eine äußerst rohe. Er und seine Diener brachten oft die Nilpferdpeitsche in Anwendung.

Die abessinischen Abgesandten hatten nicht nur in Ägypten einen sehr guten Empfang, sondern sie wurden auch reichlich beschenkt. Im Jahre 1859 kamen sie mit einem ägyptischen Gesandten, welcher Theodoros reiche Geschenke zu überbringen hatte, nach Abessinien zurück. Der unglückliche Gesandte, Abd Errachman Bey, verlor durch seine türkische Lebensweise alle Achtung des Königs. Er wurde 1860 entlassen und vom Grenzgouverneur Balamba Ras Galemo beim Verlassen des abessinischen Bodens ausgeraubt. Eine schmachvollere Behandlung ist wohl kaum zuvor einem Gesandten zuteil geworden. Auf seiner Reise nach Ägypten soll er sich vergiftet haben: er starb in Berber.

Im August 1857 erkrankte ich und litt mehrere Wochen an unsäglichen Zahnschmerzen, die endlich in eine Zahnfistel sich umgestalteten. Die Fistel eiterte monatelang. Alle Mittel, die uns zu Gebote standen, brachten keine Linderung, sondern verschlimmerten immer mehr meinen Zustand. Die Brüder und andere Europäer sprachen die Besorgnis aus, daß mein Leiden ein Krebsleiden sei und rieten mir, nach Europa zu gehen. Ich hatte täglich einige Unzen Eiterfluß aus der schmerzhaften Wunde, was mich sehr entkräftete. Ich verabschiedete mich bei dem König und reiste mit dem koptischen Patriarchen im Dezember 1857 von Gondar ab. Unsere Reise ging durch den heißen Sudan über Kartum und Dongola nach Assuan; von da brachte uns ein Dampfschiff nach Kairo, wo wir nach dreimonatlicher Reise ankamen. Mein Leiden besserte sich lange nicht, sondern wurde immer schlimmer; besonders heftig wurden die Schmerzen im Kinnbackenknochen. Ein französischer Arzt, der mich in Dongola besuchte, untersuchte meine Wunde, sprach sein Bedenken aus, daß es beginnender Knochenfraß sei und riet mir, so schnell als möglich nach Paris zu reisen, um in der dortigen Klinik mir den Kinnbackenknochen wegnehmen zu lassen; dies allein, sagte er, könne mir das Leben retten. Weinend kehrte ich in meine Hütte zurück und schüttete im Gebet meinen ganzen Kummer vor dem Heiland aus. Obwohl ich monatelang schon um meine Gesundheit gebetet, sollte ich erst jetzt eine gnädige Erhörung erfahren. Als ich im Gebet vor Gott lag, wurde mir auf besondere Weise geschenkt, den Heiland im Glauben zu erfassen, wie jenes blutflüssige Weib. Ich konnte glauben, daß er mir helfen und mich gesund machen werde. Die Nacht über hatte ich einen erquicklichen Schlaf. Als ich in der Frühe erwachte, fühlte ich, wie ich gewohnt war, nach meinem Fistelgeschwür, das sich jedesmal während der Nacht mit Eiter angefüllt hatte; aber siehe da, die Eiterung hatte aufgehört. Voll Verwunderung sprang ich aus dem Bette nach einem Spiegel und zu Dankestränen gerührt sah ich, daß meine Wunde heil war und rief laut:

„Dank dir, lieber Heiland, du hast mich im Schlafe gesund gemacht.“ Durch Drücken an der Wunde liefen einige Tropfen helles Wasser heraus, und von da an fühlte ich nichts mehr.

Von Kairo reiste ich nach Jerusalem, wo ich die wichtigsten Orte in und um der Stadt besuchte. Herrn Bischof Gobat begleitete ich auf einer Reise nach Deutschland. Ende September kehrte ich nach Jerusalem zurück, wo ich am 12. Oktober 1858 in der Christuskirche auf dem Berge Zion mit Schwester Pauline Keller vom Kaiserswerther Krankenhaus in Jerusalem ehelich getraut wurde. Am 13. Oktober traten wir mit Bruder Saalmüller unsere Reise nach Abessinien an. Von Alexandrien aus schlossen sich Br. Waldmaier und Herr Büchsenmacher Schroth und Sohn aus Gaildorf unserer Reisegesellschaft an.

Nachdem die nötigen Einkäufe für die Reise in Kairo gemacht, segelten wir in einem Nilschiff mit zwei Kabinen, worein die 4 Brüder, meine Frau und ich uns teilen mußten. Zufolge ungünstigen Windes brauchten wir bis Assuan 4 Wochen, während sonst der Weg in 10—15 Tagen zurückgelegt werden kann. Die reiche Vegetation, welche die beiden Nilufer durch ganz Ägypten hinauf darbieten, macht diesen Teil der Reise zum schönsten und lieblichsten. Unser Schiff hielt in Beni Sulf, Minjeh, Siut, Kenneh, Luxor, Esneh und Assuan an, um Lebensmittel zu kaufen. In allen diesen Orten findet sich neben der mohammedanischen Bevölkerung eine kleine oder größere Anzahl Kopten. Assuan ist Grenzstadt von Oberägypten und Nubien. Der hier befindliche erste Katarakt nötigte uns, unser Gepäck auf Kamele zu laden und bis nach Schellal, dem ersten, 2 Stunden entfernten nubischen Dorfe, bringen zu lassen. Wir selbst ritten auf Eseln. Glücklicherweise fanden wir daselbst noch am gleichen Tag ein Boot, das wir bis Korosko mieteten.

Nubien ist von Ägypten durchaus verschieden. Die Wüstengebirge treten von Osten und Westen dem Nil ganz nahe, so daß das angebaute Land zu beiden Seiten desselben oft kaum 50 Schritte breit ist, manchmal auch ganz fehlt. Die Berberiner

(Nubier) sind daher auch sehr arm und leben äußerst spärlich. Viele unter ihnen ziehen in die Welt hinaus, um sich etwas zu erwerben, als Schiffsleute oder als Diener, besonders in Kairo und Alexandrien, um dann in ihre Heimat, welche sie sehr lieben, zurückzukehren. Diese verstehen dann natürlich auch arabisch; sonst aber ist die Berbersprache dem Araber gänzlich fremd. Sie sind sämtlich Mohammedaner, in Unwissenheit und Aberglauben versunken. Von Lesen und Schreiben keine Rede. Sehr groß ist ihre Furcht vor Zauberern, von welchen sie die abenteuerlichsten Dinge erzählen, und gegen welche sie sich durch Amulette zu schützen suchen.

Hier mußten Holz, Wasserschläuche und anderes mehr gekauft und für die achtzehn Tage lange Wüstenreise Kamele gemietet werden. In einigen Tagen brachten wir unsere Geschäfte zu Ende und traten nachmittags in der glühenden Sonnenhitze unsere Wüstenreise an. Die Kamele finden etwas Futter, sonst ist keine Spur von Vegetation zu sehen. Ähnlich ist es auch in der Tierwelt. Außer ein paar Raben und Aasgeier sah ich nichts. Unsere Karawane bestand aus 33 meist mit amharischen Bibeln und Testamenten beladenen Kamelen, 12 Kamelstreibern, einem Führer und uns Europäern. Wir reisten gewöhnlich stracks nach Süden von morgens 6 Uhr bis mittags 12 Uhr, machten eine Stunde Halt und reisten weiter bis abends 6 oder 7 Uhr. Das Schaukeln auf dem Kamel war meiner Reisegesellschaft in den ersten Tagen sehr anstrengend; alle aber, ohne Ausnahme, selbst meine liebe Frau, gewöhnten sich bald an dieses Reiten, und die Liebe und Eintracht, die unter uns herrschte und mit der jeder gerne dem andern diente, versüßte uns die langen Reisetage und das Anstrengende der Wüstenreise. Die Karawanenstraße ist bezeichnet durch die Menge von Kamelsgerippen, die dieselbe entlang liegen. Auch wir mußten zwei in der Wüste zurücklassen, und wir sahen, wie alsbald ein Aasgeier sich auf den Rücken des einen setzte und seinen Schnabel in die vom Tragen schon wunden Stellen einhackte. Am 5. Tage unserer Wüstenreise fan=

den unsere Kamelstreiber in einem natürlichen steinernen Becken am Gebel Reffet Regenwasser, das zwar nicht mehr sehr gut war, doch besser schmeckte als das, welches wir schon 5 Tage lang in unseren Schläuchen aus Bockshäuten mitführten. Zwei Tage nachher kamen wir nach Murrat, wo sich in Cisternen bitteres, salziges Wasser findet und die Kamele getränkt wurden. Diese wunderbaren Schiffe der Wüste hatten 7 Tage ohne zu trinken ausgedauert. Unsere Kost war einfach. Morgens eine Tasse schwarzen Kaffee mit Schiffszwieback oder eine gute, württembergisch gebrannte Mehlsuppe. Aufs Kamel nahm jeder etwas Zwieback, einige ägyptische Zwiebeln und Datteln und einen kleinen Schlauch Wasser. Mittags, wenn wir uns besonders gütlich tun wollten, öffneten wir eine Büchse Sardellen, die wir zu sieben mit Zwieback verspeisten, und zu zweien tranken wir ein Gläschen Wein. Abends gab es gewöhnlich im Wasser gekochten, mit Butter geschmelzten Reis. Nach den gebratenen Tauben, mit welchen uns während der Nilreise die Br. Saalmüller und Waldmaier vermittelst Flinte, Pulver und Schrot reichlich versorgt hatten, fühlten wir oft ein leises Verlangen in uns. Auch nach dem köstlichen Nilwasser sehnten wir uns, da unser Wasser in den Bocksschläuchen anfing, sehr widerlich zu riechen. Unsere Betten waren abends auch bald gemacht. Jeder breitete einen Teppich auf dem Sande aus und legte sich darauf; über uns war der prachtvolle Sternenhimmel ausgespannt wie ein Zelt. Die größte Wohltat war uns ein solches einfaches Bett, wenn wir steif und ermattet vom Kamel stiegen. Des großen Segens einer guten Gesundheit durften wir uns alle erfreuen.

Am 10. Tage erreichten wir das Ende unserer Wüstenreise, Abu Hamed, wo wir unter der Sonnenglut Nubiens Neujahr 1859 feierten. Auf unserer Weiterreise hatten wir den Nil zur Seite. Das östliche Ufer ist wenig bebaut. Die wenigen armen Bewohner leben meist vom Ertrage ihrer kleinen Ziegenherden und der Frucht der Dompalme, die sehr häufig vorkommt.

Am 8. Januar 1859 erreichten wir Berber, eine Stadt mit

bedeutendem Markte, wo allerlei einheimische und europäische Produkte und Fabrikate sich vorfinden, die ersteren ziemlich billig, die letzteren sehr teuer, wie überhaupt im ganzen Sudan.

Von Berber mieteten wir eine Barke, die uns nach Kartum brachte. Auf dieser Strecke Weges hat uns der HErr wunderbar errettet. Unser Schiff stieß auf einen Felsen und bekam ein Leck, so daß Wasser hineindrang. Die berberiner Matrosen waren emsig tätig, das Wasser auszuschöpfen, und unserem Steuermann gelang es mit Gottes Hilfe, das Schifflein schnell an das Ufer zu lenken. Bis an den Morgen hatte die Schiffsmannschaft das Schiff repariert, so daß wir unsere Reise weiter fortsetzen konnten. Nicht weniger als sieben zertrümmerte Schiffe zählten wir an derselben Stelle. Wir brachten dem HErrn für die wunderbare Errettung ein einstimmiges, gemeinsames Lob- und Dankopfer.

Zwischen Berber und Kartum zählten wir oft auf Sandbänken im Nil 30 und mehr Krokodile aller Größen. Sie sonnten sich und schliefen. Gewöhnlich ließen sie sich durch das Vorbeifahren unserer Barke oder durch einen Flintenschuß unter sie nicht aus ihrer Ruhe bringen. In Kartum angekommen erzählte uns der österreichische Konsul, der einen Tag vor uns von Berber abgereist war, wie ihm sein Koch, der sich, während er das Nachtessen bereitete, zu weit hinausgesetzt hatte, von einem Krokodil weggeschnappt wurde.

In Kartum verweilten wir nur kurz, um uns für die Weiterreise zu verproviantieren. Wir lernten mehrere hier ansässige europäische Kaufleute kennen und etliche Franziskanermönche der römisch-katholischen Mission. Hier und in Gondokaro, am weißen Fluß, unter dem 7. Grad nördl. Breite haben sie Schulen für freigekaufte Sklavenkinder. Das rasche Dahinsterben der Europäer will die Mission nicht recht zur Blüte kommen lassen. Sie waren äußerst freundlich und gefällig gegen uns.

Von Kartum setzten wir unsere Reise auf dem blauen Nil weiter fort bis Abu Harras, von wo wir wieder mit Kamelen

reisten bis an die Grenze Abessiniens, ungefähr 18 Tagereisen. — Von Abu Harras reisten wir in südöstlicher Richtung den Rahad entlang. Die Wüste hier ist keine Sandwüste, wie die nubische, sondern hat guten Boden, wo während der Regenzeit viele tausend Morgen Landes könnten angepflanzt werden. Bewohnt könnte sie wegen Wassermangels nicht werden. Der Gummibaum wächst in Menge. Eine Menge anderer Dornbäume wachsen wild, je näher dem Rahad, desto dichter — und dazwischen das hohe Gras, das uns auf den Kamelen überragte. Wir sahen jede Nacht Steppenbrände von größerer und kleinerer Ausdehnung.

Die Reise nach Gedarif war eine der mühseligsten, die Hitze fast unerträglich, besonders wenn der heiße Wüstenwind wehte oder wir während der Mittagsruhe sehr spärlichen, nicht genügenden Schatten hatten. Dazu kamen die Plackereien mit den Kamelsleuten, die jeden Augenblick etwas abgeändert haben wollten oder wegen Ungeschicklichkeit, mit unserem europäischen Gepäck umzugehen, immer wieder etwas anders zu binden hatten und dergleichen, wobei es jedesmal einen Stillstand der ganzen Karawane gab. Unsere Leute waren Schukarije, sie tragen alle Lanzen, zum Teil auch Schwert und Schild, und ihr kriegerisches Aussehen wird durch ihren seltsamen Haarschmuck noch erhöht, in der Tat aber sind sie sehr furchtsam. Noch größer aber und bedauernswürdiger ist ihre Unwissenheit in göttlichen Dingen und ihre Unwissenheit überhaupt. Je näher man der Heidenwelt kommt, desto mehr stellt es sich heraus, wie der Aberglaube und gänzlicher Mangel an Unterricht bei einem Volk nicht nur auf das Herz, sondern auch auf den Verstand abstumpfend einwirken. Daher die Unfähigkeit dieser Leute, fremde Ideen sich anzueignen oder selbst neue zu bilden, und das nicht nur, was Religion betrifft, sondern in allen Gebieten des Lebens. Ihr eigener Horizont ist fast lediglich auf Kamele und Kamelsreisen, Geld und Befriedigung sinnlicher Lüste beschränkt.

Am Djebel Arang, einer sich frei erhebenden, von Südwest

nach Nordost ziehenden Hügelreihe von ziemlicher Höhe, fanden wir Brunnen mit gutem Wasser. Zahllose Ziegenherden wurden eben getränkt. Auch wir hielten hier Mittag, und unsere Leute schöpften frisches Wasser. Am Abend, ehe wir aufbrachen, sahen wir eine Menge Affen in militärischer Ordnung, einen hinter dem anderen gravitätisch den einen Hügel entlang marschieren, wo sie sich in einer Schlucht verloren. Auch Antilopen kamen uns zu Gesicht. Giraffen und Strauße, deren es, wie uns unsere Kamelstreiber sagten, hier viele geben soll, sahen wir nicht, auch keine Elefanten, aber zahlreiche Spuren derselben sahen wir am Rahad und später bei Ras el Fil. Perlhühner gibt es viele, sie haben ein wohlschmeckendes Fleisch, es ist aber schwer, ihnen beizukommen. Totmüde und ausgehungert erreichten wir Wad (oder Sug) Abu Sin, Hauptort der Provinz Gedarif, Wohnsitz des Scheiks der Araber, eines Sohnes des Abu Sin. Die Bewohner sind gastfreundlich und brachten uns in einer hölzernen Schüssel Lugma, eine Art Brei, aus Durra-Mehl bereitet, den wir mit Adams Löffel uns schmecken ließen. In Doka wurden wir von dem koptischen Regierungsschreiber Malem Saad gastfreundlich aufgenommen und etliche Tage bewirtet. Nach weiteren zwei anstrengenden Reisetagen Ras el Fil entlang erreichten wir Metammah. Zwischen Gedarif und Metammah ist die Sitte, daß die Reisenden in jedem Helet (Dorf) Unterkunft in einer dafür bestimmten Hütte finden, auch wird ihnen auf Kosten des Dorfes unentgeltlich ein Mittag- oder Abendessen nach Landessitte gegeben. Wir begegneten zahlreichen Karawanen, die zum Teil Kaffee, Wachs und ähnliche Artikel, zum größten Teil lebendige Ware, d. h. Sklaven und Sklavinnen, mit sich führten. Metammah war ein Hauptstapelplatz für diesen fluchwürdigen Handel mit Menschen, die aus dem Gallalande geraubt, hier auf öffentlichem Markte verkauft und dann das Land hinunter an den Nil oder das Rote Meer befördert werden. Später wurde dieser öffentliche Menschenmarkt durch Englands Einfluß von der ägyptischen Regierung aufgehoben. Noch im Jahre 1870

war ich Augenzeuge, wie diese armen Menschen auf öffentlichem Markte, wie bei uns das Vieh, feilgeboten und verkauft wurden.

Br. Mayer kam bis nach Metammah uns entgegen. Durch ihn hörten wir, daß die Brüder nicht mehr in Gondar in ihrer stillen Missionstätigkeit sich befanden, sondern in Diensten des Königs Straßen bauten. Sie hatten sich dazu hergegeben, nicht um ihrem Missionsberufe untreu zu werden, sondern weil sie aller Mittel entblößt waren, wollten sie sich ihren Lebensunterhalt verdienen und das Herz des Königs durch ihre Leistungen für die Missionssache gewinnen, was aber leider fehlschlug. Von Bischof Gobat erhielten wir für vier jährlich 100 Pfd. Sterling und für sechs 120 Pfd. Sterling, was auf keine Weise ausreichte, obschon wir äußerst einfach lebten. In Nahrung und Kleidung waren wir einfacher als viele Eingeborene. Dennoch schlug sowohl bei uns in Abessinien, als auch nachher in Ägypten bei der Apostelstraße, der Plan teilweiser Selbstunterhaltung vollkommen fehl. Anfangs machten die Arbeiten der Brüder das Herz des Königs der Mission geneigt, und ihnen selbst war es möglich und erlaubt, neben ihrer Arbeit durch Bibelverbreitung, Schulen, Erbauungsstunden und erbauliche Unterredungen mit den vielen Eingeborenen, mit denen sie durch die Arbeit in Berührung kamen, auf das Volk segensreich einzuwirken, welche Bemühungen nicht ohne Erfolg blieben; allein nachdem der König vom Jahre 1860 an immer tiefer in Sünden und Grausamkeiten verfiel, machte er die Brüder immer mehr und mehr zu seinen Sklaven und überhäufte sie in den zwei letzten Jahren dermaßen mit Arbeiten, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatten und so für ihren eigentlichen Beruf nichts Erhebliches mehr leisten konnten. Er zwang sie, Kanonen, Bomben und Pulver zu verfertigen, was sie mit unsäglicher Mühe aus Büchern erst studieren mußten. Durch ihre Arbeit jedoch entgingen sie alle seiner grausamen Hand, den Ketten und dem Gefängnis. Sie hatten es aber zu Zeiten schlimmer als die in Ketten sitzenden Europäer, bei dem Volk waren sie sehr verhaßt wegen der

vielen Fronarbeiten und hohen Steuern usw., welche es zu leisten hatte, um die von den Brüdern geleisteten Arbeiten auszuführen.

In den ersten Jahren ihrer Arbeit hatten sie guten Einfluß auf den König, welcher sich oft mit den Brüdern stundenlang über das Wort Gottes unterredete. Er selbst war damals ein fleißiger Bibelleser und Forscher nach Wahrheit und gab uns alle Hoffnung, der Reformator seiner Kirche zu werden.

Von Metammah, wo wir mit Br. Mayer zusammentrafen, fingen unsere Leiden erst an. Wir hatten fast nichts mehr zu essen. Herr Schroth bekam einen Sonnenstich, welcher seinen Tod herbeiführte, so daß wir ihn in Wöchne, wo er im Frieden entschlief, beerdigen mußten. Sein Sohn Heinrich und ich erkrankten an dem bösartigen Tieflands- oder Gallenfieber; beide mußten wir auf der Weiterreise von Männern auf Tragbahren getragen werden. Der junge liebe Heinrich, dem ich bei dem Tode seines Vaters versprochen hatte, mich seiner als Vater anzunehmen, erlag bald der verzehrenden Fieberhitze und starb sanft und selig und wurde von den Br. Mayer, Saalmüller und Waldmaier in der Kirche „Immanuel“ in Tschelga begraben. Mich konnte der Herr noch nicht gebrauchen und ließ mich nach einer viermonatlichen Krankheits- und Prüfungszeit wieder genesen. Auch die übrigen Brüder hatten mehr oder weniger von dem Klima zu leiden. Nur meine Frau blieb gesund, und wir alle lernten den Segen einer Diakonissin schätzen, die nebst der Arznei, die sie uns reichte, uns mit einer guten Suppe labte und mit dem Worte Gottes oder einem geistreichen Liedervers stärkte und tröstete. Unsere Bibelkisten nebst anderem Gepäck ließ der König auf seine eigenen Kosten durch die Landleute ins Innere von Abessinien liefern und wir wurden mit Speise und anderem Bedarf auf seine Kosten reichlich versorgt. Weil er bei unserer Ankunft entschlossen war, nach Schoa zu gehen, wurde die größte Anzahl unserer Bücherkisten auf der Insel Madracha im Zanasee untergebracht, und wir wurden beschieden, nach

Magdala zu gehen. Das geschah nur unserer Sicherheit willen, da während der Abwesenheit des Königs ein Plünderungseinfall von dem Rebellen in Tigre, Agaw Negusie, zu fürchten war.

Etwa zehn Kisten Bücher (einige hundert Exemplare Bibeln und Testamente) folgten uns nach der Bergfeste. Während die Brüder sich mit Arbeiten, die ihnen der König aufgetragen, beschäftigten, sammelte ich Kinder für eine Schule, die ich täglich unterrichtete. Meine Frau errichtete eine Mädchenschule. Verwaiste Wollo-Galla-Mädchen nahmen wir in unser Haus auf und erzogen sie. Sonntags und an den Festtagen hielt ich in amharischer Sprache einen Gottesdienst, der fleißig besucht wurde.

Priester, Mönche und andere Leute, die lesen konnten, kamen fast aus dem ganzen Lande nach Magdala, um ihre Geschäfte mit dem Bischof, den der König auch dagelassen hatte, abzumachen. Durch diese konnten die Bibeln bis in die entlegensten Provinzen Abessiniens verbreitet werden, und ihr Besuch bei uns gab jedesmal Anlaß zu langen Gesprächen, und später durften wir hören, wie manche Bibel, die von Magdala ausging, mit großem Segen gelesen wurde. So z. B. wurde ein Mönch in einem Kloster in Godscham durch das Lesen der Bibel, die ich dem Alaca (Vorstand) des Klosters in Magdala mitgab, bewogen, an Sonn- und Festtagen das Kloster zu verlassen und mit der Bibel in die benachbarten Dorfschaften zu gehen, wo er den unwissenden Landleuten das Evangelium vorlas und verkündigte. Ein frommer Mönch von demselben Kloster, der mich ein Jahr nachher in Dschenda aufsuchte und zweimal eine Trägerlast Neue Testamente von Dschenda nach Godscham trug (8—10 Tagereisen), erzählte viel von dem Segen, den jene eine Bibel in seinem Kloster gestiftet hat. Fast alle Mönche in jenem Kloster wurden fleißige Bibelleser. Als er zum zweiten Male kam, erzählte er mir folgendes: „Die Bücherlast wurde mit jedem neuen Reisetag schwerer. In der Stadt Quarata dachte ich einen Teil der Bücher zu lassen, um leichter zu haben; allein mein Herz sagte, du mußt es für eine besondere Gnade halten, der Esel unseres lieben

Herrgotts sein zu dürfen und Sein Wort in deine Heimat zu tragen. Ich sprach mir Mut zu und kam mit all den Büchern todmüde im Kloster an. Meine Brüder lesen Gottes Wort fleißig. Eines Tages sagte einer unserer älteren Brüder zu uns: Ich habe das Neue Testament ganz gelesen, aber auch nicht Eine Stelle gefunden, wo Christus oder seine Apostel lehren: Geht in ein Kloster und werdet Mönche. — Brüder, wir sind faule Bäuche. Christus befiehlt: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur, und wir paar hundert Mönche sitzen hier müßig und lassen unser Volk in der Unwissenheit über göttliche Dinge und den Heilsplan Gottes verkommen." Von da an ging jener Mönch alle Sonn- und Samstage (der Samstag wird in Godscham wie der Sonntag gefeiert) in die umliegenden Ortschaften und las dem Volke aus dem amharischen Neuen Testamente vor. — Wer erinnert sich nicht hierbei jenes Mönches, der durch das Bibellesen der Reformator unserer Kirche wurde. Auf Magdala selbst hatten wir mit Soldaten vielen Verkehr und Unterredungen, die manchem zum Segen wurden. Debtera Saneb, Schreiber des Königs, der schon das Jahr zuvor durch die Br. Kienzlen und Mayer mit der Bibel bekannt wurde, bekehrte sich und wurde, nachdem wir Magdala verlassen hatten, der erste Evangelist aus den Abessiniern. Dreimal hielt er wöchentlich mit einer Anzahl Soldaten Bibelstunden, einmal eine Gebetsstunde, und es wurden mehrere Soldaten Magdalas durch diesen Mann erweckt. In wenigen Monaten hatte er bei mir so viel Englisch gelernt, daß er in der englischen Bibel die Parallelstellen lesen und in seiner Bibel nachschlagen konnte, wodurch sich der Mann eine umfassende, gründliche Bibelkenntnis erwarb und eine Erleuchtung, wie sie nur der Geist Gottes geben kann. So wurde durch Gottes Gnade unser erster Aufenthalt in Magdala mehreren Seelen zum Segen. Als der König im Oktober 1859 von Schoa zurückkehrte, unternahm er einen Kriegszug gegen Agaw Negusie, der unterdessen stark geworden war und durch die Vermittlung des Pater Jakobi in Unterhand-

lungen mit Napoleon und dem Papste stand. Bei dem Herannahen des Königs flüchtete sich Agaw Negusie, und die an ihn abgeschickten französischen Gesandten, die bereits auf abessinischem Gebiete waren, kehrten zurück. Pater Jakobis wurde mit seinen Priestern von den Königlichen gefangen genommen, erhielt jedoch durch Bestechung, wie einige sagten, nach anderen auf Befehl des Königs, seine Freiheit und kehrte nach Massowah zurück. Aus Alteration darüber, daß ihm sein abermaliger Versuch, den französischen und römischen Einfluß in Abessinien geltend zu machen, mißglückt war, erkrankte er und starb. Er war ein demütiger, verleugnungsvoller und gelehrter Mann, der für die Zwecke des Jesuitenordens lebte und starb. Seine angefangene Mission wird bis heute fortgeführt, und im Nordosten von Tigre haben die Katholiken ziemlich großen Anhang. Als der König in Adoa, der Hauptstadt von Tigre, war, ließ er dem englischen Konsul Plowden, der sich in Debra Tabor befand, sagen, er möchte sich schnell zu ihm verfügen, da er ihn mit einer Gesandtschaft nach England senden wolle, deren Unkosten die englische Regierung zu tragen versprochen hatte. Im Februar 1860 reiste Konsul Plowden nach Tigre ab, wurde aber auf dem Wege von den Leuten des Rebellen Gared, eines Verwandten des Königs, überfallen, verwundet, gefangen genommen, durch abessinische Freunde losgekauft, und starb infolge der Wunde.[1])

Der König kehrte von Tigre zurück, versetzte uns von Magdala nach Gaffat und verehelichte sich mit der Tochter des Dedschadsch Ubie von Tigre. Drei Jahre war es jetzt, daß seine Frau gestorben war, welche nach allen Berichten einen überaus guten Einfluß auf ihn ausgeübt hatte. Seine zweite Ehe war nicht so glücklich wie die erste. Der alte Vater der Königin wurde von den Ketten, die er 5 Jahre lang getragen, befreit, aber zwei ihrer Brüder saßen noch im Gefängnis, und weil ihr der

[1]) Das Lösegeld (2000 Taler) erstattete der König den Freunden des englischen Konsuls Plowden. Für diese edle Tat sandte später die indische Regierung dem König wertvolle Geschenke.

König deren Freigebung verweigerte, bildete sich ein Mißverhältnis zwischen beiden; zudem soll sich die zweite Königin nicht so untertänig gegen ihn benommen haben, wie die erste, was seinen Ehrgeiz gewaltig verletzte.

Veranlaßt durch einen Bericht über die abessinischen Falascha, den ich 1858 Herrn Bischof Gobat übergeben hatte, kam Missionar Stern und Bronkhorst im Mai 1860 im Dienst der Londoner Judenmissionsgesellschaft nach Abessinien, um unter den Falascha eine Mission zu errichten. Er lebte die Regenzeit über mit uns in Gaffat, wo er sich viel mit Aufnehmung photographischer Skizzen beschäftigte, was ihn bei König und Volk verdächtigte. Die Brüder Kienzlen, Bender und Saalmüller lebten in Dschedschego, wo sie einen steilen Engpaß an einem Berge zu erweitern hatten. Auch in Gaffat setzten wir unsere Schule, die zahlreich besucht wurde, und die sonntäglichen amharischen Gottesdienste fort. Die Bücher, die seit dem vorigen Jahre auf der Insel Madracha aufbewahrt wurden, bat ich den König, mir zur Verbreitung unter seinem Volke zurückgeben zu lassen. Damals nämlich hatte er versprochen, jene Bibeln und Testamente selbst unter sein Volk zu verteilen und sie dabei zu ermahnen, das Wort Gottes fleißig zu lesen und ihr Leben und ihren Wandel nach demselben einzurichten. Es stellte sich aber dann heraus, daß er die Bücher vergessen hatte; er entschuldigte sich dieserhalb mit seiner vielen Arbeit und übergab mir die Bücher, um sie nach meinem Gutdünken unter seinem Volke zu verbreiten.

Mitte September verließ ich mit Herrn Stern und Herrn Bronkhorst Gaffat, um ihnen bei ihren Reisen zu den Falascha als Führer und Dolmetscher zu dienen, indem beide der Landessprache unkundig waren. Sowohl von dem König als dem Bischof der abessinischen Kirche, Abuna Salama, hatte Herr Stern Erlaubnis erhalten, die Falascha zu besuchen und eine Mission unter ihnen zu gründen; nur hatte der Bischof die Bedingung gemacht, daß wenn etwa Juden bekehrt würden, sie in der abes=

sinischen Kirche getauft werden müßten, was nachher zu endlosen Streitigkeiten zwischen unseren bekehrten Falascha und der abessinischen Priesterschaft Anlaß gab.

Wir begaben uns zuerst nach Gondar, der Hauptstadt Abessiniens, mit einer Einwohnerzahl von ungefähr 6000 Christenfamilien, wovon etwa 1200 Geistliche sind, und 1000 mohammedanischen Familien. Die Stadt liegt auf einem Bergrücken zwischen den Flüssen Angreb und Gaha, hat ein Schloß, „Gemb" genannt, das von König Susneus durch die Portugiesen erbaut wurde, und welches sich aus den armseligen, mit Stroh bedeckten Häusern der Stadt wahrhaft großartig erhebt. Das Schloß ist viereckig, hat viele Türme, große Säle, ist zweistöckig und hat ein flaches Dach. Auf jeder Ecke steht ein runder Turm mit Kuppel; in der Mitte steht ein viereckiger Turm mit flachem Dach und hohen Zinnen, zu dessen Plattform eine hölzerne Treppe führt. Andere Gebäulichkeiten, die zum Gemb gehören, sind im Verfall oder durch Woisero Menin zerstört.

Die Straßen der Stadt sind eng, schmutzig, krumm und uneben. Die Wohnungen der reicheren Kaufleute sind zweistöckig. Der untere Stock dient als feuerfestes Magazin; zum zweiten Stock führt eine schlechte Treppe. Das ganze Gebäude ist aus unbehauenen Steinen, die durch Kot und Stroh verbunden sind, aufgeführt. Die Dächer sind aus Holzstäben und Rohr zusammen gebunden und dick mit Stroh bedeckt. Im zweiten Stock befindet sich ein viereckiges Empfangszimmer mit Nebenzimmern, die durch die Türe und einige viereckige Löcher in der Mauer beleuchtet werden. Der Boden ist mit netten Strohmatten belegt. In einer Ecke steht das Ruhebett des Hausherrn, das mit einem Teppich oder einer gegerbten Kuhhaut bedeckt ist. Die Küche und Wohnungen der Dienerschaft befinden sich in Nebengebäuden zu ebener Erde. Der Hofraum ist mit einer hohen Mauer umgeben, die mit Dornhecken belegt ist, um Raubtiere, Leoparden und Hyänen abzuhalten. Im Hofraum befinden sich meist schöne grüne Bäume: Worka, Wanza, Pfirsich, Granaten und Zitronen-

bäume. Die Weinrebe kommt häufig vor. Die Häuser auf dem Lande sind nur einstöckig, alle rund und haben nur ein Zimmer und eine Öffnung, die Türe.

Die Kaufleute haben ihre Waren, da es keine Straßen und Wagen gibt, auf dem Rücken der Maultiere und Esel nach Massowah zu spedieren. Die Handelsartikel, die nach Massowah gebracht werden, sind Kaffee, Wachs, Elfenbein, Gold, Sebat (Moschus), Lederhäute, Löwen- und Leopardenfelle, Honig, Butter usw. Eingeführt werden weiße, rote und blau gefärbte Baumwollstoffe, bunte Seidenstoffe, Spiegelglas, Glasperlen, Pfeffer, Gewürze, Trinkgläser, Schnupftabak, Zucker, Reis, Safianleder, Seide zu Stickarbeiten und Mateb.[1])

Während unseres Aufenthalts in Gondar waren Herr Bronkhorst und ich einmal zu Gaste bei dem König. Er las in dem Heidelberger Katechismus, den Stern Herrn Bell gegeben hatte. Er stellte die Frage an uns: ob das Fasten recht oder unrecht sei. Wir erwiderten, daß es nur dann unrecht sei, wenn man es übe als verdienstliches, rechtfertigendes Werk, dadurch es dann an die Stelle des blutigen Versöhnungsopfers Christi trete, und daher für den Fastenden gefährlich und vor Gott verwerflich sei. Aunat! (wahr!) erwiderte der König. Hierauf wandte er sich an seinen Beichtvater und andere anwesende Priester und frug sie: ob eine gewisse Geschichte von Petrus in dem Neuen Testamente stehe. Ja, war die Antwort. Der König frug sodann uns, ob es wahr sei. Wir erwiderten, daß wir weder von der Geschichte gehört, noch gelesen hätten. Darauf wurde der König zornig, nannte die stolzen Priester Simpel, Dummköpfe und Esel und schwor ihnen, wenn er einmal Ruhe vor seinen Feinden habe, so wolle er sie lehren, daß nicht Faulheit und Unwissenheit, sondern Fleiß und Wissenschaft ihre Aufgabe sei.

Betreffs der Falaschamission sprach er sich dahin aus, daß

---

[1]) Blaue Schnur, die von den Christen um den Hals getragen wird zur Auszeichnung von Andersgläubigen.

er am Erfolg zweifle, obschon er sich sehr darüber freuen würde. Er sagte: „Ich habe mir schon oft Mühe gegeben, die Falascha zu überzeugen, daß Christus Gottes Sohn und der Heiland der Welt sei, aber es ist mir noch nie gelungen. Die Juden sind verstockt und sind geborene Feinde Christi.“ Ähnlich äußerte sich oftmals der Bischof gegen uns.

Zwei bis drei Stunden von Gondar entfernt befinden sich fünf Falaschadörfer; diese zu besuchen war unsere erste Aufgabe. Trotz des Vorurteils, das sie gegen uns hatten, fanden wir überall, wo wir hinkamen, ein offenes Herz und Ohr für die göttliche Wahrheit, die wir ihnen verkündigten, von der sie zuvor nie etwas gehört hatten. Die Falascha besitzen alle Bücher des Alten Testaments in der äthiopischen Sprache, welche aber nur von einem geringen Teile verstanden wird. Die amharische Sprache ist die Umgangssprache. Erst durch uns empfingen sie die amharische Bibel. Alle Samstage lesen die Priester dem Volke aus ihrer Bibel vor, wobei sie sich ganz auf die Geschichte, Opfer- und Reinigungsgesetze beschränken. Die Psalmen sind ein Teil ihrer Gebete. Die prophetischen Bücher werden selten von ihnen gelesen.

In jedem Dorfe, das wir besuchten, scharten sich Männer, Frauen und Kinder um uns und hörten uns mit der größten Aufmerksamkeit oft stundenlang zu. An Orten, wo wir übernachteten oder der großen Anzahl der Falascha wegen einige Tage uns aufhielten, waren wir mit Besuchen so überhäuft, daß das geräumige Zelt nicht imstande war, die Besuchenden alle in sich aufzunehmen. Wir machten daher Abteilungen, so daß alle Gelegenheit hatten, die Verkündigung des Evangeliums zu hören, und auf ihre besonderen Fragen über das Gesetz, die Opfer, die Person des Messias usw. von Herrn Stern Antworten und Erklärungen erhielten, wobei ich als sein Übersetzer diente. Es war etwas Seliges für uns, den Hunger und Durst nach Wahrheit unseren zahllosen Besuchern aus der heiligen Schrift stillen zu dürfen und sie durch die prophetischen Stellen im Alten Testa-

ment auf Jesum Christum hinzuweisen, der der Schlangentreter ist, 1. Mose 3, 15; der verheißene Same Abrahams, in dem alle Völker gesegnet werden, 1. Mose 22, 18; der Herr und König, der zur Rechten des Vaters sitzt, bis Gott alle seine Feinde zum Schemel seiner Füße legt, Ps. 110; der in Vollbringung des Willens Gottes sich selbst für uns zum ewig vollgültigen Sündopfer für alle Menschen geopfert, Ps. 40, 6—8; der Stein, der von den Juden verworfen, aber von Gott zum Eckstein gemacht wurde, Ps. 118, 22—26; der Jungfrauen-Sohn Immanuel, der da heißt: Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewig-Vater, Friedefürst, Jes. 7, 14 und 9, 6. 7; der Ewige, den Gott und sein Geist sandte, Jakob zu bekehren, der zum Lichte der Heiden und zum Heile der Welt gemacht ist, vor dem Fürsten anbeten und Könige aufstehen, Jes. 48, 15. Jer. 49, 5—7; der gesandt ist den Elenden zu predigen, die zerbrochenen Herzen zu verbinden, zu predigen den Gefangenen eine Erledigung, den Gebundenen eine Öffnung, und ein angenehmes Jahr des HErrn, einen Tag der Rache unseres Gottes; zu trösten alle Traurigen, zu schaffen den Traurigen zu Zion, daß ihnen Schmuck für Asche und Freudenöl für Traurigkeit und schöne Kleider für einen betrübten Geist gegeben werden, daß sie genannt werden Bäume der Gerechtigkeit, Pflanzen des HErrn, zum Preise; des Name ist: „HErr unsere Gerechtigkeit, Jes. 61, 1—3 und Jerem. 23, 5. 6; dessen Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen, Micha 5, 1; der um unserer Missetat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen, damit wir Friede hätten und Heilung durch seine Wunden finden, Jes. 53.

Freilich waren viele unter unsern Besuchern, die materielle Absichten hatten: eine Bettelei um ein Kleid, ein Maultier, oder einen oder mehrere Taler. Solche wurden alle entschieden abgewiesen. Nur wirklich Armen, Blinden, Aussätzigen und Kranken wurde ein Almosen gegeben.

Die Bücher, die in Madracha nun seit einem Jahre gelegen, ließen wir holen und verbreiteten einen Teil davon während

unserer Reise unter den Falascha. Herr Stern hatte nur wenig Exemplare mitgebracht.

Die Provinzen, die wir bereisten, sind, wie überhaupt der ganze westliche Teil des abessinischen Hochlandes, sehr fruchtbar. Unzählige Herden Rindvieh weideten auf den Wiesen und Feldern. Von Stallfütterung weiß der Abessinier nichts. Das Vieh ist hübsch, meist braun, mittlerer Größe. In Dembea befindet es sich Sommer und Winter im Freien; in Begemeder dagegen, wo es kälter ist, wird es nachts in die Häuser gebracht. Der eine Teil des Hauses ist für den Hausherrn, der andere für das Vieh, Kühe, Pferde, Esel, Schafe und Ziegen bestimmt.

Die Fruchtfelder standen äußerst üppig und versprachen eine reiche Ernte. Getreidearten sind: Téf (ein sehr feines Korn, bei den Eingeborenen am beliebtesten), Weizen, Dinkel, Gerste, Durra, Welschkorn, Schimbera (eine Art Erbse), Linsen, Bohnen, Nug (Ölpflanze), Mohn, Mais, Erbsen, Flachs (dessen Frucht als Fastenspeise gegessen, und das Gewächs verbrannt oder weggeworfen wird). Durch die Europäer wurden die Kartoffeln ins Land gebracht, die hier und da von den Eingeborenen gepflanzt werden. Spanischer Pfeffer wird besonders viel gepflanzt, und an allen Gerichten der Abessinier schmeckt man nichts als Pfeffer. Das Brot wird in Form von Kuchen gebacken und mit einer Pfefferbrühe verzehrt, welche Fremden den Mund verbrennt und unwillkürlich Tränen auspreßt. Auch Sauermilch und Senfsuppe wird häufig genossen. Jedoch der größte Leckerbissen der abessinischen Christen ist das rohe Fleisch, besonders so lange es noch warm ist. Alles Rindfleisch wird roh verspeist (s. oben S. 90 f.), nur das hart an den Knochen hängende wird auf dem Feuer geröstet. Es ist unglaublich, welche Masse rohes Fleisch der Abessinier verzehren kann. Zwanzig bis dreißig erwachsene Abessinier verzehren bei einer Mahlzeit eine ganze Kuh, daß nichts übrig bleibt als Knochen und Haut, und dabei trinken sie, wenn sie es haben, jeder zwei bis vier Maß Bier oder Honigwein. Die zahlreichen Fasttage, die ihnen ihre Prie-

ster aufbürden, haben etwas sehr Wohltätiges für sie; denn der Genuß des rohen Fleisches macht wild und roh und demoralisiert. Unstreitig trug der tägliche Genuß des rohen Fleisches bei dem König (er fastete in seinen letzten Jahren nicht mehr) viel zu seinem wilden Leben und blutdürstigen Benehmen bei. Er machte mir oft den Eindruck des brüllenden Löwen in der Wildnis, der nur dann ruhig wird, wenn er Blut vergossen hat.

Auf Reisen lebt der Abessinier äußerst einfach. Einige Hände voll gerösteter Gerste oder Schimbera (Erbsensaft) mit einem Trunk Wasser befriedigen seine Bedürfnisse.

Zu rühmen ist die Gastfreundschaft der Abessinier, die nicht an Heerstraßen wohnen. In jedem Dorfe, wo wir übernachteten, wurde genügend für uns und unsere Diener Milch, Brot, Eier, Hühner und Pfefferbrühe unentgeltlich gegeben.

Während wir unsere Besuche in allen Falaschadörfern in den Provinzen Dembea, Dagusa, Alafa, Tankel, Tschelga und Sakalt in den Monaten September, Oktober und November fortsetzten, viele erfreuliche Erfahrungen machten und Tausenden die evangelische Wahrheit, daß in keinem andern das Heil, auch kein anderer Name den Menschen gegeben sei, darinnen sie sollen selig werden, als allein der Name Jesu, ans Herz legten, führte der König einen Kriegszug gegen den Rebellen Gared aus, der mit etwa 2000 Mann in Walduba war. In dem Treffen tötete Mr. Bell Gared; Bell selbst wurde sogleich von dessen Bruder getötet, der aber auch fiel. Der König machte 700 Kriegsgefangene, die er von Walduba nach Woggera schleppte, wo er sie alle erbarmungslos hinschlachten ließ, um sich an ihnen für den Tod des Herrn Bell zu rächen. Alle blieben unbegraben. Dies war eine der ersten von den zahllosen, grausamen Blutszenen des Königs Theodor.

Der Tod des verständigen und tapfern Offiziers Bell, der stets ein treuer, guter Ratgeber des Königs gewesen, war nicht nur ein Verlust für den letztern, sondern auch für alle Europäer und viele Landeskinder. Oft hatte derselbe den König von einer

ungerechten Tat abgehalten und seinen Jähzorn auf besondere Weise zu besänftigen gewußt, wofür ihm derselbe oft dankbar war, wissend, daß des Menschen Zorn nicht tut, was vor Gott recht ist. Wäre Herr Bell nicht umgekommen, so hätten die Franzosen und einheimisches Gesindel keinen Eingang am Hofe gefunden, und die Kollisionen, die nachher zwischen dem König und den Europäern entstanden, wären nie vorgekommen.

Die Königin Tauabetsch, mit der er in glücklicher Ehe gelebt, und die mit weiblicher Liebe und Kraft seinen Zorn zu bezähmen verstand, und Herr Bell, der Schutz der Europäer und der treue, einsichtsvolle Ratgeber, waren jetzt tot; junge Leute kamen an den Hof, welche durch die boshaftesten Intrigen die alten Hofbeamten verdrängten. Luxus und Schwelgerei wurden jetzt Tagesordnung. Die erste Veranlassung zu dem Fall des Königs war die Trunksucht. Früher hatte er, ehe er seine Geschäfte vollendet, nie etwas genossen; jetzt fing er an, sich fast jeden Tag mit Honigwein und Branntwein zu betrinken. Früher war er die Hilfe der Armen, ließ jedem Gerechtigkeit widerfahren, hob die Landwirtschaft und den Handel, schaffte den Sklavenhandel ab, las fleißig die Bibel und bestrebte sich, sein Leben darnach zu regeln, beförderte die Verbreitung des Wortes Gottes in seinem Lande, schützte und verteidigte die Missionare gegenüber der abessinischen Priesterschaft und stellte sich als Muster an die Spitze seines Volkes, indem er die Vielweiberei abschaffte, nur mit einer Frau lebte und mit ihr das Abendmahl empfing. Jetzt fing er an, jeden zu unterdrücken und seiner Untertanen Eigentum zu schmälern; durch übermäßige Abgaben erschwerte er den Handel, den Sklavenhandel gab er wieder frei, die Bibel wurde nie mehr gelesen, das Gebet versäumt, das Heilige gemein gemacht; gegen die Missionare war er erst gleichgültig, hernach feindlich und anstatt einer hatte er jetzt viele Frauen. Und weil er den Herrn und sein Wort verworfen, so verwarf ihn Gott ebenfalls, wie den König Saul, und ließ einen bösen Geist über ihn kommen, der ihn zu einem der größten und grausamsten

Tyrannen machte, welchen die Geschichte kennt. Kein Stand, kein Beruf, kein Alter und kein Geschlecht war sicher vor der gewalttätigen blutigen Hand des Herrschers. Alles zitterte vor ihm, und Bangigkeit erfüllte jede Seele im Gedanken an die Zukunft, und doch war dies erst der Not Anfang.

Der König unternahm jetzt einen abermaligen Kriegszug gegen Agaw Negusie in Tigre. Durch Schnellmärsche, die mit wenig Unterbrechung Tag und Nacht fortgesetzt wurden, schnitt er seinem Rivalen Negusie die Zeit ab, sich zu flüchten, und stellen wollte dieser sich nicht. In einen Bauer verkleidet suchte er zu entfliehen, wurde aber von dem Landvolk Tigres samt seinem Bruder erkannt und an Theodor ausgeliefert, der an beiden die scheußliche Tat beging, daß er ihnen Hände und Füße abschneiden und sie nackt der tropischen Sonnenhitze und der nächtlichen Alpenkälte Abessiniens aussetzen ließ, bis sie der Brand verzehrte. Beide sollen mehrere Tage gelebt haben. —

Die Generale und Offiziere Negusies hatten sich alle in die Freistatt Axum geflüchtet, um dadurch einem grausamen Tode zu entgehen. Der König erteilte allen Amnestie; aber siehe, als sie sich ihm ergaben, ließ der Wortbrüchige alle auf die grausamste Weise niedermetzeln.

Während Theodor auf so blutige Weise sich in Tigre beschäftigte, kehrte Herr Stern über Kartum nach England zurück. Herr Bronkhorst, Cornelius Josephsohn und ich gründeten die erste Falascha-Missionsstation in Kobula bei Dschenda in der Provinz Dembea. Auf Veranlassung von Herrn Stern trat ich vorerst auf ein Jahr provisorisch in die Dienste der Londoner Judenmissionsgesellschaft, wurde dann von Herrn Bischof Gobat an die Gesellschaft abgegeben, und stehe auch jetzt noch in ihren Diensten.

Unsere erste Aufgabe war, Häuser (eigentlich Hütten) zu bauen. Wir erwählten dazu einen erhaben gelegenen, einsamen Ort, der nebst Bauplätzen auch noch Raum zu einem Gemüsegarten bot. Unsere Diener bauten unter Anleitung eines einge-

borenen Zimmermanns in einem Monat mehrere runde, ganz hölzerne Hütten, die dicht mit Stroh bedeckt wurden.

Da wir, bis die Häuser gebaut, Tag und Nacht unter freiem Himmel kampieren mußten, hatten wir und unsere Dienstboten in den ersten Monaten viel von Krankheiten, besonders Fieber zu leiden, und unser Erstgeborener, Benoni, achtzehn Monate alt, wurde uns durch die Grippe für dieses Leben entrissen, damit er uns für die Ewigkeit gewiß sein sollte.

Als wir unter den Falascha unsere Arbeit anfingen, fand eine große Bewegung unter ihnen statt. Im allgemeinen waren sie willig, der Verkündigung des Wortes Gottes Gehör zu schenken und freuten sich, wenn die Bibel ihnen erklärt wurde. Sie fühlten unser Übergewicht im Vergleich zu ihren Lehrern, und unsere Schriftkenntnis im Vergleich mit ihrer Unwissenheit machte sie staunen.

Die Falascha fingen bald an, ihre Mönche öffentlich anzuschuldigen, daß sie sie in der Finsternis behielten und ferner behalten wollten, und bekannten, daß das Licht der Wahrheit und des Wortes Gottes durch uns verkündiget werde. Dies hatte zur Folge, daß die Mönche diejenigen Falascha, die uns besuchten, mit dem Bannfluch belegten; diese aber verlangten von den Mönchen, daß sie mit ihnen und uns zu einer öffentlichen Disputation zum Könige gehen sollten, wogegen sich aber die Mönche heftig sträubten und lieber den Bannfluch zurücknahmen. In neun verschiedenen Falaschadörfern errichteten wir Schulen, in denen die Kinder im Lesen und in der biblischen Geschichte Alten Testaments unterrichtet wurden und Psalmen und Bibelstellen auswendig lernen mußten. Die Mönche und Laien besuchten uns fleißig und wir ließen keine Gelegenheit unbenutzt, ihnen aus Mose und den Propheten zu zeigen, daß der Messias gekommen, und daß, wer nicht an ihn glaube, von Gott verworfen sei. Wäre der Stein des Anstoßens, das Eingehen in die götzendienerische, geistlich versunkene Kirche Abessiniens den Falascha nicht im Wege gewesen, so wären manche von ihnen schon

nach sechsmonatlicher Wirksamkeit unter ihnen zum Christentum übergetreten.

Männer und Frauen, die 30 bis 50 Jahre alt waren, fingen an, lesen zu lernen, um selbst, wie sie sich ausdrückten, „das süße Wort Gottes lesen zu können". Unsere amharischen Sonn- und Festtags-Gottesdienste wurden sowohl von Juden als auch Christen zahlreich besucht, und die Bibel und das Neue Testament wanderte in großer Anzahl von Dschenda nach manchem fern gelegenen Dorf und Haus, und die Leute hatten Gelegenheit, sich das Wort Gottes zunutze zu machen. Es wurde ihnen angeboten in Predigt und Schrift, und sie haben keine Entschuldigung an jenem Tage; sie sind selbst schuld daran, wenn es ihnen nicht ein Geruch des Lebens zum Leben wurde.

Es war an einem Samstag, als Debtera Beru, einer der angesehensten und gelehrtesten Falascha in der Mesgid (dem Bethaus) der abessinischen Juden, sein Glaubensbekenntnis an Christum Jesum, den Sohn Gottes und Erlöser der Welt, der auch sein Erlöser sei, öffentlich vor versammelter Gemeinde ablegte und seinen neuen Glauben mit Stellen aus dem Alten Testament begründete. 21 andere Falascha schlossen sich ihm an und bekannten vor Vätern, Brüdern und Glaubensgenossen ihren Glauben an den dreieinigen Gott, an Christum, den Sohn Gottes, den Erlöser der Welt, der auch sie mit Gott versöhnt und ihnen Friede und Vergebung geschenkt habe. Das gab eine gewaltige Aufregung und Bewegung unter allen Falascha. Sie wurden nicht nur von den Mönchen mit dem gefürchteten Bannfluch belegt, sondern von den nächsten Anverwandten verflucht und verwünscht, Kinder von den Eltern mißhandelt und enterbt. Allein sie hatten Kraft von oben, alle Schmach geduldig zu ertragen, und ihre gemeinsame Herzensstimmung war, für die blinden Gesetzeseiferer zu bitten, daß ihnen Gott ihre Augen öffnen und ihnen zum Glauben an Jesum verhelfen möge, in welchem sie sich selig fühlten.

Am 21. Juli 1862 wurde er mit den anderen 21 Falascha nach

vorhergegangener Vorbereitung durch das hl. Sakrament der Taufe der christlichen Kirche einverleibt. Am 4. August wurden 19 andere getauft. Unter diesen waren ganze Familien und einzelne Personen, besonders Jünglinge, die wir zu Schullehrern heranbilden wollten. Drei der bekehrten Falascha waren 50 bis 60 Jahre alt. Vor Abbruch der Mission durch unsere Gefangennahme wurden noch 24 Falascha getauft.

Ein Brief der bekehrten Falascha an unsere Gesellschaft lautet:

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes, Ein Gott. Amen. Möge dieser Brief gelangen an die Gesellschaft in England, die Lehrer und Bibeln sandte zu den zerstreuten Kindern Israels in Abessinien. Er ist gesandt von den Falascha in Dschenda, welche an Jesum Christum glauben. Teure Väter, wie befinden Sie sich? Wir waren ohne Erkenntnis, in großer Finsternis; aber jetzt, seitdem Sie uns Lehrer sandten, sind wir, obgleich wir viel mit ihnen disputierten, doch an der Wahrheit angelangt, wie Jesaias sagt: „Das Volk, das im Finstern wandelt, hat ein großes Licht gesehen, und die da saßen am Ort und Schatten des Todes, denen ist ein Licht aufgegangen". Und nun, teure Väter, nehmet uns in Eure Sorge und betet für uns, damit wir empfangen die Gnade des Herrn und darin befestigt werden, denn wir sind gleich zarten Pflanzen, die noch nicht tiefe Wurzel haben. Sie haben uns Gutes getan, wie David sagt: „Ich will Übertreter deine Wege lehren und Sünder zu dir bekehren". Und wie Jesaias sagt: „Er soll aufwachsen vor ihm als eine zarte Pflanze, als eine Wurzel aus einem trockenen Erdreich". Diese Worte wenden wir auf uns selbst an, denn wir waren, ohne Ihn zu kennen, seine Feinde! Dieses schreiben wir Ihnen, damit Sie für uns vor dem HErrn ringen mögen. Ehre sei dem Vater, dem Sohn und dem heiligen Geist. Amen." [1])

[1]) Es wäre hier der Ort, die Art und Weise unserer Missionstätigkeit unter den Falascha näher zu beschreiben. Dies ist aber darum

Die Brüder Staiger und Brandeis, die von Chrischona ausgegangen waren und im Dienste der schottischen Missionsgesellschaft standen, gründeten im Jahr 1862 eine Missionsstation in Darna, unweit Dschenda. Auch sie hatten während der kurzen Zeit ihrer Tätigkeit unter den Falascha erfreuliche Erfolge und durften während ihrer Gefangenschaft sehen, daß mehrere Falascha, die sie unterrichtet hatten, getauft wurden, welche später ihnen während ihrer Gefangenschaft treu zur Seite standen. Allein der Teufel war nicht zufrieden, daß ihm diese Seelen entrissen wurden; und die abessinische Priesterschaft, der das freimütige evangelische Bekenntnis unserer bekehrten Falascha unerträglich war, fing an, uns bei dem König und Bischof zu verklagen, daß wir einen fremden Glauben lehren, der ihre Kirche bedrohe, und daß die bekehrten Falascha, obgleich in ihrer Kirche getauft, nichts weniger als abessinische Christen seien, sondern eben Protestanten, die das Kreuz nicht küssen, den Tabot nicht anbeten, die Heiligen nicht verehren und andere Zeremonien ihrer Kirche nicht mitmachen.

Hierzu kam noch, daß die bekehrten Falascha sich mit ihren früheren Priestern in einen Opferstreit verwickelten und sie an ihren Opfern verhindern wollten. Die Falascha klagten mich hierauf bei dem König an, als wolle ich sie mit Gewalt zu Christen machen, worauf der König einen Brief an mich sandte, der etwa folgenden Inhalts war: Die Juden haben dich bei mir angeklagt, als wollest du sie mit Gewalt zu Christen machen, und verbietest ihnen ihre Opfer. Hast du ein Buch, aus dem du die Falascha überzeugen kannst, daß Christus Gottes Sohn und der Heiland der Welt sei, so komm zu mir und überweise sie in meiner Gegenwart. Hast du kein solches Buch, so höre auf, sie weiter zu unterrichten.

Mit sieben der bekehrten Falascha begab ich mich in das königliche Lager in Mätscha, das wir in vier starken Tagereisen

unmöglich, weil alle meine Tagebücher und Notizen bei der Gefangennahme zu Grunde gingen.

erreichten. Der König hörte die Klage der 300 Falascha und die Verantwortung unserer Proselyten ruhig an. Er entschied zuerst zu Gunsten der ersteren, als aber diese ein Freudengeschrei erhoben, rief er mich mit den Proselyten zurück und sagte: Heute habe ich nicht recht gerichtet. Die Feinde meines Herrn gehen jubelnd von meinem Richtplatz und seine Kinder weinend. Wehe mir! Nun entschied er zu unsern Gunsten, sagte aber, daß die Streitfrage, ob Tieropfer in unserer Zeit und in Abessinien erlaubt seien oder nicht, näher untersucht werden solle, wenn der Bischof komme. Im übrigen, sagte er, sollten wir im Unterrichten der Falascha wie bisher fortfahren.

Zu den Proselyten sich wendend frug er: Was ist der Grund, daß ihr Christen geworden seid, und daß ihr Einsprache tut gegen die Opfer der Falascha. Debtera Beru antwortete: „Majestät, als Falascha hielten wir sehr strenge das mosaische Gesetz und erfüllten alle Vorschriften, uns von unsern Priestern gegeben, in der Hoffnung, dadurch Anteil am ewigen Leben zu erlangen. Wir waren unwissende Leute, so unwissend, daß wir nicht einmal wußten, was in unserer Bibel geschrieben steht. — Als die Missionare kamen und uns die Bibel in der uns allen verständlichen amharischen Sprache gaben, entdeckten wir unsere Irrtümer und erkannten unsere Blindheit in den Lehren der Heiligen Schrift, welche zum Seligwerden nötig sind. — Wir fanden in unserer Bibel einen dreieinigen Gott, erkannten, daß Christus, den wir verspottet und nur für ein Geschöpf, wie wir sind, hielten, der wahrhaftige Sohn Gottes ist. Auch fanden wir, daß seit Gott seinen geliebten Sohn zum allgenugsamen Opfer für die Sünden der Menschen in den Tod gegeben, blutige Tieropfer in unserer Zeit und in unserem Lande verboten sind. Es kostete uns viel Kampf, unsere jüdischen Vorurteile und Gebräuche aufzugeben. Wir tatens und gehorchten Gott. Von da an wurden wir von den hier stehenden Falascha gehaßt, verfolgt und auf allerlei Art geplagt. Dadurch entstand der Streit zwischen uns und ihnen über die blutigen Opfer wegen

unseres Glaubens, daß der Mensch, auch der Jude, allein durch den Glauben an Jesum, der sein Leben zum Sündopfer für uns gab, Gott gefallen und selig sterben könne. Diesen unsern Glauben wollen wir aus unserer jüdischen Bibel beweisen. Wir bitten Eure Majestät, uns dieses zu gestatten. Können wir die Beweise nicht führen, dann lege ich mein Haupt zu Ihren Füßen."

Der König hatte mit der größten Aufmerksamkeit zugehört und sagte: „Es ist ganz gut, meine Kinder; aber ohne den Bischof kann ich diese Glaubensfrage nicht entscheiden." Am Abend äußerte er sich gegen seine Minister folgendermaßen, wie mir ein Ohrenzeuge berichtete: „Es leben eine Menge Priester und Mönche in meinem Lande — da ist mein Vater der Bischof, den ich um viel Geld aus Ägypten kommen ließ, er ist Kaufmann, und unsere Priester sind faule Bäuche. Diese Europäer kommen in unser Land und haben in kurzer Zeit 41 Falascha überzeugt und getauft, und mein Vater der Bischof hat nicht einen einzigen Galla unterrichtet und bekehrt".

Mittlerweile hatte Herr Bronkhorst seinen Posten verlassen und war nach England abgereist.

Gleichzeitig war der englische Konsul Cameron bei dem König angekommen und hatte Mr. Bardel mitgebracht. Ersterer hatte einen glänzenden Empfang von dem König, wie nie zuvor ein Europäer. Er verabschiedete den Konsul und gab ihm folgenden Brief an seine Regierung mit.[1])

Brief des Königs Theodor an Ihre Majestät die Königin von England.

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des hl.

[1]) Vorläufig sei es hier bemerkt, daß dieser Brief von der englischen Regierung nicht beantwortet wurde, welche Handlung die Ursache unserer Gefangenschaft war. Hätte die englische Regierung dem König eine Antwort gegeben, so wären uns die Leiden der Gefangenschaft und den Engländern die 8 977 500 Pfd. Sterling, 1 Shilling, 1 Pence = 179 551 000 Mk. 10 Pfg., welche die Expedition kostete, erspart geblieben.

Geistes, Ein Gott in Dreieinigkeit. Erwählt von Gott, König der Könige, Theodoros von Äthiopien an Ihre Majestät Victoria, Königin von England. Ich hoffe, Ihre Majestät befinden sich in guter Gesundheit. Durch Gottes Kraft bin ich wohl.

Meine Väter, die Kaiser, hatten ihren Schöpfer vergessen, daher er ihr Reich den Gallas und Türken gab. Aber Gott hat mich erschaffen, mich aus dem Staube hervorgehoben und mir das Reich zur Regierung übergeben. Er gab mir Macht und befähigte mich, auf meiner Väter Thron zu sitzen. Durch Seine Kraft habe ich die Galla vertrieben, und den Türken gebot ich, das Land meiner Vorfahren, die Provinz Sennar, zu verlassen.[1]) Sie verweigern dies. Ich werde mit ihnen kämpfen.

Herr Plowden (Konsul) und Herr Bell, mein verstorbener Kammerherr, erzählten mir, daß eine große christliche Königin existiert, welche alle Christen liebt, und versprachen mir, mich mit ihr bekannt zu machen und mich in Freundschaftsverbindung mit ihr zu bringen, worüber ich mich sehr freute. Ich liebte die beiden Männer, hoffend, Ihrer Majestät Gunst gefunden zu haben.

Alle Menschen sind dem Tode unterworfen. Meine zwei Freunde wurden von meinen Feinden getötet, aber durch Gottes Kraft habe ich sie alle vernichtet und nicht einen leben lassen, obschon sie von meiner eigenen Familie waren [2]), damit ich durch Gottes Kraft Ihre Freundschaft bekommen möchte.

Durch die Türken, welche die Meeresküste (vom Roten Meer) inne haben, bin ich bisher verhindert gewesen, eine Gesandtschaft an Sie zu senden, weil Schwierigkeiten mir entgegen waren.

Konsul Cameron kam bei mir an mit einem Brief und

---

[1]) Die Provinz Sudan, von Metammah bis Sennar.

[2]) Dedschatsch Gared und sein Bruder Tasama waren Vettern des Königs und hatten gegen ihn rebelliert. Außer diesen ließ der König 700 gefangen genommene Soldaten mit kaltem Blute töten, um seine beiden Freunde zu rächen.

Freundschaftsgeschenken. Durch Gottes Kraft ward ich froh, von Ihrem Wohlbefinden und von Ihrem Wohlwollen gegen mich zu hören. Ich habe Ihre Geschenke empfangen und danke Ihnen vielmal dafür.

Ich fürchte, daß wenn ich Gesandte mit Geschenken durch Konsul Cameron an Sie sende, diese würden durch die Türken arretiert werden, und wünsche deshalb, daß Sie zu einem sicheren Geleit meiner Gesandten für den ganzen Weg Vorkehrungen treffen möchten.

Ich erbitte mir eine Antwort auf diesen Brief durch Konsul Cameron, er möge meine Gesandtschaft nach England begleiten.

Siehe, wie die Mohammedaner die Christen unterdrücken!"

Zu jener Zeit entzweite sich Mr. Bardel mit dem englischen Konsul und bot dem Könige an, der Überbringer eines Briefes an Napoleon zu werden, mit welchem jener ihn auch betraute. Dieser Brief war ähnlichen Inhalts wie der an die Königin von England. Beide reisten ab. Mr. Bardel ging selbst nach Paris, um eine Antwort einzuholen, wogegen Konsul Cameron seinen Brief über Aden nach England sandte.

Während ihrer Abwesenheit kamen der französische Konsul Lejean und sein Begleiter Dr. Lagarde mit Geschenken und einem Schreiben des Kaisers Napoleon. Mr. Lejean wollte schnell seine Reise nach Massowah fortsetzen; allein der König legte ihn in Ketten, hielt ihn mit Gewalt zurück und wies ihm Gaffat als Wohnort an, bis Mr. Bardel mit einer Antwort von Frankreich zurückkehre.[1])

Stern kam darauf zum zweiten Male nach Abessinien und brachte Herrn Rosenthal und Frau mit. Sie hatten einen ziemlich guten Empfang bei dem König. Stern bereiste mehrere Provinzen, die zahlreich von Falascha bewohnt sind, hatte aber leider seinen photographischen Apparat wieder mitgebracht.

---

[1]) Durch Vermittlung der Brüder Kienzlen, Waldmaier usw. wurde Mr. Lejean nach wenigen Stunden von den Ketten befreit, aber bis zur Rückkunft Mr. Bardels als Gefangener behalten.

In Gaffat wurden indes große Dinge ausgeführt. Der Ort war in ein großes Arsenal und Fabrik verwandelt, wo Pulver, Wagen, Kanonen und Bomben fabriziert und zerbrochene Flinten repariert wurden.

Der erste dort gebaute Gepäckwagen war in den Augen aller Abessinier ein Wunderding; doch als derselbe zum König gebracht werden sollte, verringerte sich bedeutend dessen Bewunderung, indem er den größten Teil des Weges, aus Mangel an fahrbaren Straßen und Brücken, auseinandergenommen und auf dem Rücken der Landleute transportiert werden mußte.

Die Brüder Kienzlen und Waldmaier und Mr. Speedy (ein Engländer) wollten uns in Dschenda besuchen. Da aber der Gouverneur Verdacht hatte, sie wollten durchgehen, setzte er ihnen mit Soldaten und dem Landvolke nach und brachte sie mit Gewalt zurück. Dies hatte zur Folge, daß der König ihnen zürnte und zwei ihrer Diener durchpeitschen ließ. Bald aber war er wieder mit ihnen versöhnt, beschenkte sie reichlich und erhob sie zu großen Ehren, als nämlich Br. Kienzlen ihm die erste gelungene Bombe übergab. Neben diesen Arbeiten für den König verbreiteten die Brüder die hl. Schrift im Lande, hatten eine oder mehrere Schulen in Gaffat und besuchten oft die Kirchen, wo sie dem Volke Abschnitte aus der Bibel vorlasen und solche erklärten.

Als unumschränkter Monarch Abessiniens hatte König Theodor seit seiner Rückkunft von Tigre einen Kriegszug ins Wollo-Galla-Land[1]) und nach Schoa ausgeführt und war im Begriff,

[1]) Die Wollo-Galla waren Muhammedaner und haben sich dem König nie recht unterworfen. Furchtbare Grausamkeiten wurden an diesen Leuten von dem König verübt. Frauen und Kinder wurden in die Gefangenschaft weggeführt, während er alle Männer, deren er habhaft wurde, auf grausame Weise töten ließ. Kriegsgefangenen Soldaten ließ er gewöhnlich eine oder beide Hände abschneiden, hing sie ihnen an eine Schnur gebunden um den Hals und sagte: „Geht zu euren Verwandten und zeigt ihnen, wie der König seine Rebellen bestraft". Ich habe mich oft verwundert, daß die Leute, denen eine Hand,

auch einen solchen gegen Godscham zu unternehmen. Wahrscheinlich hielt ihn die Furcht, seine Soldaten möchten von ihm abfallen und zu dem Rebellen Tadla Qualu übergehen, davon zurück. Er blieb Monate lang in der Provinz Mätscha liegen, hatte täglich ein Sauf- und Freßgelage an seinem Hofe, und als er das arme Landvolk jener Provinz ausgesogen hatte, ließ er ihnen Vieh, Hausrat, Kleidung usw. durch seine Soldaten rauben. Dies war die erste Provinz seines Landes, die er plünderte, aber nicht die letzte; Wandigie, Derohoe, Alafa und Dagusa widerfuhr wenige Monate darnach dasselbe Schicksal. Elf Soldaten aus der Provinz Dagusa, die, weil er ihre Eltern plündern ließ, zu den Rebellen in Godscham übergehen wollten, aber durch die Stiefmutter eines dieser Unglücklichen verraten wurden, ließ er eine Hand und einen Fuß abschneiden und sie nach unsäglichen Schmerzen endlich erschießen.

Im Juni und Juli 1863 kam der König nach Dschenda. Wir machten ihm unsere Aufwartung, wie es die Landessitte verlangt, und wurden freundlich von ihm empfangen.

Der englische Konsul Cameron, der indes über Matammah zurückgekommen war, hatte keinen so freundlichen und ehrenvollen Empfang, wie das Jahr zuvor, weil er ohne Antwort auf des Königs Brief zurückkam. Jedoch ehrte ihn der König immer noch als Konsul. Er versicherte ihm, die Antwort auf seinen Brief werde binnen einigen Monaten kommen.

Eines Tages hatten wir alle auf königlichen Befehl ins

---

ein Fuß oder beide Hände abgeschnitten worden, deren ich mehrere zu sehen Gelegenheit hatte, dieser schauderhaften Verstümmlung nicht unterlagen. Gewöhnlich ziehen solche Leute im Lande umher und betteln sich ihr Brot. Daß ihnen solches möglich werde, erbetteln sie sich zuerst von einem reichen Abessinier ein Pferd zum Reiten; daher kommt es, daß das Reiten auf einem Pferde für einen Mann, der kein Soldat ist, eine Schande ist. Bettler und Soldaten reiten zu Pferde. Alle übrigen reiten auf Maultieren.

Lager zum König uns zu begeben. Der Rebell Negadie Kasa ward von dem Landvolk ausgeliefert und sollte hingerichtet werden, wobei wir Augenzeugen sein mußten. Es war dies die einzige Hinrichtung, die ich während 13½ Jahren sah, und der Grund, warum der König uns zugegen sein ließ, ist mir heute noch unbekannt. Damals sahen wir, wie tief der König gesunken, wie alles menschliche Gefühl in ihm erstickt war und es ihn wahrhaft ergötzte, wenn er recht lange mit seinem wehrlosen Opfer spielen konnte. Bis der Galgen errichtet war, fragte der König den Delinquenten manches aus und verspottete ihn. Endlich kamen die Henkersknechte und führten ihn ab. Unter den Armen um die Brust wurde er an den Galgen aufgebunden. Dies nahm etwa eine Viertelstunde Zeit. Dann feuerte der König selbst seine Flinte zweimal auf ihn ab; aber nur einmal traf er ihn. Jetzt sandte er einen Soldaten und ließ sehen, wo er verwundet sei. Dann gab er einem seiner Generale Befehl, auf ihn zu schießen. Dieser fehlte ihn beide Male. Dies dauerte ebenfalls eine Viertelstunde. Endlich sandte er etwa 12 Lanzenträger, ihn zu töten. Diese gaben ihm unzählige Lanzenstiche in die Arme, die Füße, die Schenkel, und nachdem sie etwa zehn Minuten lang ihn überall mit Lanzen durchbohrt, stieß ihm einer seine Lanze durchs Herz und machte seinem Leben ein Ende; da seufzte ich: „Ach Herr, laß mich lieber den Raub eines Löwen werden, als in die Hände dieser Unmenschen fallen."

Früher hatte der König (auf den Rat der Brüder) die Todesstrafe schnell vollziehen lassen; jetzt aber, seit er der Sklave seiner Leidenschaften und Laster war, hatte er Freude daran, die Hinrichtungen auf möglichst langsame Weise zu vollstrecken.

Als er die Mordtat vollbracht, nahm er den Konsul und uns mit sich in sein Haus und erzählte dem ersteren, wie er den Rebellen in Godscham dreimal Amnestie angeboten habe, wenn sie sich ergeben wollten. Sie tatens nicht; so habe er vor einigen Tagen einen Ausfall auf sie gemacht, wo er sie, ohne daß jene daran dachten, überfallen und ihrer 16 000, Männer, Frauen

und Knaben[1]) gefangen genommen und habe hinschlachten lassen, und dies werde er von nun an jedem tun, der sich ihm widersetze.

Von Schauder und Entsetzen ergriffen, kehrten wir in unsere Häuser zurück. Von da an war uns die Nähe des Königs unheimlich.

Noch ehe er Dschenda verließ, ging ich mit Stern zu ihm. Wir wollten ihn bitten, auf unsere Kosten Bücher in sein Land zu bringen. Ein großer Vorrat lag in Massowah. „Wir sind Eurer Bücher müde", war die Antwort; „wir haben genug, wir brauchen keine mehr!" sagte er trotzig.

V.

Ankunft Mr. Bardels. Abreise des französischen Konsuls. Gefangennahme des Herrn Stern, der übrigen Missionare und des englischen Konsuls und Erlebnisse während der Gefangenschaft. Ankunft der englischen Gesandten, der Herren Rassam, Prideaux und Blanc. Der Gefangenen Befreiung. Abreise. Abermalige Gefangennahme. Heuchlerische Versöhnung des Königs mit Herrn Rassam und den Gefangenen. Meine Abreise nach England.

Ich lasse hier einen Bericht des Br. Haußmann folgen, der das mit uns Erlebte folgendermaßen schildert:

„Theodoros, der König von Abessinien, verließ Anfang September 1863 Dschenda und zog nach Tata, zwei oder drei Stunden südlich von Gondar, der Hauptstadt des Landes. Von dort kam schon nach einigen Tagen ein Brief des Königs an Br. Flad, mit der Weisung, zu ihm zu kommen. Es war nämlich Mr. Bardel, der abessinische Gesandte nach Frankreich, mit einer Antwort Napoleons auf des Theodoros Brief zurückgekommen. Der Brief, der seitdem in Abessinien bekannt geworden ist, lautete folgendermaßen:

[1]) Die Zahl ist ohne Zweifel sehr übertrieben.

„Sire — Ich habe dem Kaiser Napoleon, meinem erlauchten Herrn, den Brief vorgelegt, durch welchen Sie Ihre Besitznahme von dem Throne Äthiopiens anzeigen. Seine Majestät hatte schon durch das Gerücht und die Berichte Ihrer Konsuln die Ereignisse vernommen, die sich in Ihrem Vaterland zugetragen haben, und Sr. Majestät fleht, daß Äthiopien endlich unter Ihrer Regierung die Ruhe und das Glück genießen möge, deren es seit so lange beraubt war."

„Der Kaiser hat mich besonders beauftragt, Ihnen zu sagen, daß er den katholischen Missionaren in der ganzen Welt seinen Schutz gewährt. Nichts kann Sr. Majestät angenehmer sein, als zu vernehmen, daß diese Geistlichen mit den Rücksichten behandelt werden, die man ihnen schuldig ist. Alle Regierungen, die würdig sind, zivilisiert genannt zu werden, haben das Prinzip der Freiheit der Kulte angenommen, besonders wenn es sich um christliche Kulte handelt."

„Der Kaiser wird stets mit Vergnügen die Gelegenheit wahrnehmen, zwischen seinem Lande und dem Lande, das Sie regieren, Beziehungen zu errichten, die ebenso freundschaftlich, als den Handelsinteressen nützlich sind.

Drouyn de Lhuys."

Das erste, was der König hierauf tat, war, daß er sich mit dem Abuna versöhnte, welcher erklärte, eher wolle er sich den Hals abschneiden lassen, als einem römischen Missionar den Eintritt ins Land zu gestatten. Der König blieb noch einige Tage in Tata und brach von dort nach Gondar auf, wo 17 Europäer versammelt wurden, nicht als Ratgeber, sondern um Zeugen einer Verhandlung zu sein, welche der König mit dem französischen Konsul hatte in Beziehung auf obigen Brief, welchen Mr. Bardel von Frankreich zurückgebracht hatte. Der König äußerte sich 1. dagegen, daß das Siegel an dem Brief der französischen Regierung gefehlt habe; 2. daß die Antwort auf einen von ihm geschriebenen Brief nicht von Napoleon selbst, sondern

von seinem Diener (Minister) sei; 3. daß der Brief eigentlich gar keine Antwort auf seinen Brief sei; 4. daß sein Bote nach Frankreich nicht mit den gebührenden Rücksichten und Ehrenbezeugungen empfangen und behandelt worden sei. Der französische Konsul wurde bei der Verhandlung nicht zugelassen, sondern die Ergebnisse wurden ihm immer erst nachher mitgeteilt, und der König ging nicht auf die Freundschaft mit Frankreich ein. Der Konsul erhielt einen Paß vom König durch Abessinien, reiste zwei Tage darauf ab und kam glücklich nach Massowah am Roten Meer.

Eines Morgens in aller Frühe erschienen zwei Falaschamönche und beschworen Br. Flad bei des Königs Gott, mit ihnen zum König zu gehen. Dies ist in Abessinien eine Aufforderung, der man sich nicht entziehen darf, ohne in Strafe zu verfallen. Die Sache war folgende: Den Juden waren im vorigen Jahre durch einen Spruch des Königs die Opfer verboten worden. Nun war in der letzten Zeit in Quara — wo die meisten Juden sind — ein Rebelle aufgestanden, aber von den Quaranern unter Anführung des Fit-Aurari Wendafrasch nach dreitägigem Kampfe geschlagen und gefangen, nachher in Dschenda hingerichtet worden. Bei diesem Kampfe hatten sich die Juden in großer Anzahl beteiligt und waren später ebenfalls in großer Anzahl mit Anhängern des Rebellen, die sie gefangen hatten, ins Lager nach Tata gekommen. Jetzt benützten sie die Gelegenheit, um vom König die Zurücknahme seines früheren Ausspruchs zu bewirken. Der König hatte ihnen gesagt, sie sollten Flad bringen, was sie denn auch taten. Br. Flad brach mit seinen sechs tüchtigsten Proselyten-Debteras (Gelehrte) nach Gondar auf. Es erfolgte darauf eine interessante Verhandlung. Der König stellte sich auf die Seite der Christen. Als die Juden ihr Glaubensbekenntnis auf die zehn Gebote reduzieren wollten, gestattete er es nicht, sondern wies ihnen nach, daß sie früher ihren Glauben an das Alte Testament ausgesprochen hätten. Als es dann nach abessinischer Sitte auch hier zur Wette kommen

sollte und einer der Proselyten sein Leben einsetzte, daß im Alten Testament Christus der Sohn Gottes genannt werde, und daß die Opfer jetzt nach dem Alten Testament verboten seien, wollte kein Falascha dagegen einstehen. Der König hielt eine Rede, in welcher er die Proselyten sehr rühmte und die Hoffnung aussprach, mit ihrer Hilfe einst die andern Nichtchristen zu bekehren, dagegen die abessinisch-christlichen Priester als faule Bäuche und falsche Lehrer schalt, die, anstatt Gottes Wort zu lehren, nur von Fasten und dergleichen lehrten. Er schloß mit den sonderbaren Worten: „Wenn ich auch heute fehle, daß ich mehr als eine Frau habe, so bin ich doch ein Knecht Christi, und wenn heute ihr Priester mir mit gutem Beispiel vorangeht, so werde ich der erste sein, der nachfolgt". Es wurde nun ein Tag für eine öffentliche Disputation bestimmt. Die anwesenden Falascha erhoben ein Geschrei. Der eine sagte: „Ja, es ist recht, wir wollen einmal wissen, wie wir daran sind, und wenn wir überwunden werden, so werden wir uns augenblicklich taufen lassen". Ein anderer schrie: „Es steht geschrieben, das Gesetz sei ein ewiges Gesetz". Ein anderer sagte: „Wäre es nicht besser, die Europäer würden zuerst die Juden in ihrem Lande lehren und nachher zu uns kommen?" Der Abuna (abessinische Erzbischof) war gegen die Proselyten, die er damals zum ersten Male sah, sehr freundlich, bot ihnen auch an, sie, wenn sie wollten, zu Priestern zu weihen; in Beziehung auf die Juden aber erklärte er trotz ihrem und Flads Einreden, daß er sie, sobald sie überwunden seien, werde taufen lassen; das Taufen sei Sache des Abuna, das Lehren hingegen stehe den Missionaren zu.

Herr Stern reiste ab, um über Massowah nach England zurückzugehen. Der König hatte von Gondar einen Ausfall nach Woggera gemacht, um einen Rebellen zu fangen. Stern hatte das königliche Lager zu passieren, und weil es die Sitte erforderte, ging er dem König seine Aufwartung zu machen. Letzterer hatte ihn schon früher verabschiedet und ihm einen Geleitsbrief durch sein Land eingehändigt. Die Zeit seines Besuchs war aber

höchst unglücklich gewählt, da der König an diesem Tage ein großes Festgelage gegeben hatte und es inzwischen Abend geworden war. Nie geht ein Abessinier abends zum König, ohne gerufen zu sein, und es wird daher erzählt, daß Herr Stern gegen seinen Willen und auf die Aufforderung seiner Diener hingegangen sei, während er nach einer andern Erzählung gegen den Rat der Diener und seinem eigenen Willen gemäß gehandelt hat. Letzteres ist glaubhafter. Herr Stern hatte zwei Diener bei sich, nämlich Teku, einen Diener Flads, und Negusie, einen Diener des Konsuls. Letzterer verstand etwas arabisch und sollte Herrn Stern den Dolmetscher machen. Dies ging aber nicht recht von statten, so daß der König zornig ausrief: „Warum lernt ihr die Sprache eurer Herren nicht, so lange ihr bei ihnen seid?" Der König hieß die Diener schlagen, und es fielen sechs Männer mit Stöcken über sie her; Herr Stern, der dies nicht länger mit ansehen konnte, kehrte sich um und biß in den Finger. Er wußte nicht, daß dies in Abessinien Rache bedeutet. Der König sah es und hieß auch Stern schlagen. Die zwei Diener starben in derselben Nacht, und daß Herr Stern nicht starb, ist ein Wunder der Barmherzigkeit Gottes, denn es war offenbar die Absicht — nicht des Königs, aber der andern — ihn totzuschlagen. Sein Leben war nicht außer Gefahr, seine Wunden am Kopf bedeutend. Die Nacht durch blieb er liegen; seine übrigen Diener wurden bewacht und am andern Tag gebunden. Einer, ein Debtera-Bruder Flads, bestach einen Soldaten, der ihn für einen Taler frei ließ, der Diener Bruder Staigers entkam. Durch diese kam die Nachricht nach Gondar. Der Abuna fiel, als er es hörte, vor Schrecken zu Boden. Der König selbst kam nach Gondar zurück, Stern am rechten Arm mit einer Kette an einen Soldaten gefesselt mit sich führend. In Gondar wurden seine Papiere durchsucht, worin jedoch nichts Anstößiges gefunden wurde. Der englische Konsul und Flad wollten sich für Stern verwenden, allein der Konsul wurde vom König nicht empfangen. Als er sich dann schriftlich auf die seit

langer Zeit zwischen England und Abessinien bestandene Freundschaft berief und wünschte, daß diese nicht gestört werden möchte, sagte der König: „Wo sind die Beweise dieser Freundschaft?"

Der König ließ sodann alle Brüder in Dschenda und Darna rufen und fragte Herrn Stern in ihrer Gegenwart: „Warum beißest du in den Finger, wenn ich meine Untertanen schlage?" Stern antwortete, er habe aus Furcht nicht gewußt was er tue; er habe gefehlt und bitte um Verzeihung. Der König fragte sodann: „Aber warum schimpft ihr und sagt, ich sei kein König, ich sei nicht wert zu regieren?" Die Brüder antworteten: „Wir schimpfen Sie nicht, sondern haben Sie immer als unseren Herrn und Landesvater geehrt und sind dankbar für die Wohltaten, die wir von Ihnen empfangen haben". Der König sagte: „Ich meine nicht euch, von euch weiß ich nichts Nachteiliges, aber Stern und jener Franzose".[1]) Der König sagte nun nichts mehr vom Fingerbeißen, wohl aber vom Schimpfen. Br. Flad erschrak über den Anblick des Herrn Stern. Er war am ganzen Körper mit Blut bedeckt. Am Kopfe hatte er mehrere tiefgehende, gefährliche Wunden, und sein ganzer Körper sah blau, grün und gelb aus. Dabei mußte er noch jeder Labung, ja aller Nahrung entbehren und hatte nicht die geringste Pflege. Indessen erhielt Flad auf seine Bitten vom König die Erlaubnis, den Leidenden täglich zu besuchen und für seine Wiederherstellung Sorge zu tragen, die auch gut von statten ging, so daß er nach etwa 15 bis 20 Tagen außer Gefahr war. Auch seine Schlüssel wurden zurückgegeben, was uns die Hoffnung gab, daß der König seinen Verdacht gegen ihn fallen lassen und den Gefangenen freilassen werde. Allein dies geschah nicht. Eine menschliche Stütze um die andere brach für Stern zusammen; weder der englische Konsul noch der Abuna konnten etwas für ihn tun. Auch die Brüder in Gaffat konnten sich nicht für ihn verwenden, so lange der König ihnen keine Gelegenheit dazu gab. Stern hatte, als er

---

1) Mr. Lejean.

noch in England war (ehe er zum zweiten Male nach Abessinien ging), ein einseitiges Urteil über die Brüder, die in Abessinien für den König arbeiteten, ausgesprochen, indem er meinte, die Art und Weise, wie sie missionierten, sei kein Missionswerk, während doch jeder, der Abessinien aus Erfahrung kennt, sagen muß, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen die dortige Mission nicht anders betrieben werden konnte, als daß einige für den König arbeiteten, während andere mehr direkt missionierten. Der König wußte von diesen einseitigen Urteilen über die Pilgermissionare, und deswegen schrieb er ihnen nach Gaffat, daß er Stern als seinen und ihren gemeinschaftlichen Feind betrachte, dem er aber vergeben wolle, wenn sie ihm vergeben. Die Brüder antworteten sogleich, daß sie ihm vergeben hätten und den König bäten, um Christi willen es auch zu tun. Dieser Brief kam aber leider zu spät, so schnell sie ihn auch abfertigten; mittlerweile hatte sich der Sturm über Stern heftiger erhoben.

Ehe wir aber diese traurige Geschichte erzählen, muß eine andere vorher mitgeteilt werden. Der König hatte einen Tag zu einer Disputation mit den Juden bestimmt. Als dieser Tag (15. Oktober 1863) gekommen war, erklärte ein Gericht, das aus abessinischen Gesetzesgelehrten bestand, die Juden nach kurzer Verhandlung als überwunden. Die gefürchtete Gewaltstaufe unterblieb aber für jetzt. Der Abuna verweigerte dem Br. Flad an der Verhandlung teilzunehmen, weil dieser ja nicht seines Glaubens sei; dagegen war er geneigt, den Proselyten den Unterricht zu übertragen. Die ganze Sache blieb aber wegen anderer dazwischen gekommener Dinge noch unentschieden. Auch den Mohammedanern wurde ein Tag zur Disputation bestimmt, welche der Abuna mit ihnen halten wollte. Dieser Tag ist aber ebenfalls ohne Disputation vorübergegangen. Die Kamanten[1]) hatten sich auf des Königs Frage, ob sie eine Disputation oder Lehrer annehmen wollen, bereit erklärt, Lehrer aufzunehmen.

---

[1]) Heidnischer Stamm Abessinier.

Während dieser Zeit verschlimmerten sich die Sachen unerwartet, wie mir Br. Brandeis von Gondar schrieb. Dem König mußte von irgend einer Seite her eingeflüstert worden sein, daß in den Papieren des Herrn Stern sich Äußerungen gegen ihn vorfinden könnten. Die sämtlichen Papiere wurden noch einmal in Gegenwart des Königs untersucht und Herr Bardel und der Abessinier Berru mit der Übersetzung derselben beauftragt, Herr Stern aber sogleich mit den Füßen in Ketten gelegt. Außerdem wurden Berichte von Herrn Rosenthal, dem Mitarbeiter Herrn Sterns (beide im Dienst der Londoner Juden-Missionsgesellschaft) gefunden und übersetzt. Flad ging am 12. November nach Gondar zurück. Am Sonntag darauf gedachte Br. Staiger 23 Falascha, die bei den Brüdern Unterricht genossen hatten, taufen zu lassen. Am Freitag den 13. November morgens früh nach der Morgenandacht, die ich bei Frau Flad hielt, kam Herr Rosenthal mit der Nachricht, der König komme. Es war aber nicht der König, sondern die drei höchsten abessinischen Würdenträger (Ras Hailu, der Betewodded und der Gouverneur von Wag), welche mit 3—4000 Soldaten kamen. Wir waren nicht im Zweifel, daß ihre Ankunft uns gelte. Br. Staiger war gerade von Darna gekommen und so wurde er mit uns gefangen. Der Ras und seine Genossen grüßten uns und nahmen uns dann in die Mitte eines großen Kreises, den die Soldaten bildeten. Es erfolgte ein peinliches Stillschweigen, und wir konnten nur unsere Seelen dem HErrn anbefehlen, da wir nicht wußten, ob nicht Befehl gegeben sei, uns auf der Stelle umzubringen. Endlich eröffnete man uns, daß der König uns in Gondar sehen wolle, da er ein Geschäft mit uns abzumachen habe. Sofort wurden wir in unsere Häuser, Br. Staiger nach Darna gebracht und uns eine Anzahl Alakas (Oberste) beigegeben. Ich kann die Verwirrung und den Tumult der folgenden Tage kaum beschreiben. Im Laufe des Tages wurde Staiger in Darna, Cornelius und ich in Dschenda gebunden (am rechten Arm). Nur Herr Rosenthal, auf den es eigentlich abgesehen war,

entging noch bis Gondar diesem Schicksal. Am allerschlimmsten wurde Frau Flad behandelt, die, selbst leidend, mit zwei kranken Kindern, der schnöden Behandlung dieser rohen Rotte preisgegeben war, und die oft Dinge hören mußte, daß sie sagte, sie habe zum ersten Mal bedauert, die Sprache des Landes zu verstehen. Der HErr ist ihr aber beigestanden, so daß sie auch seinen Schutz und Trost erfahren durfte. Ja, solche Not lehrt beten, lehrt zum HErrn schreien, sie prüft und sichtet Herz und Gedanken und zeigt, was vom wahren Glauben herrührt und was Menschenwerk ist. Des HErrn Name, seine Gnade, Treue und Wahrheit sei gepriesen, die uns in jenen Tagen nicht verlassen hat, sondern uns vielmehr getragen und oft mit einem Trost erfüllt, der uns alles Ungemach vergessen ließ. Ich hatte mit niemand Verkehr, als einige Male mit Frau Flad für einige Augenblicke.

Freitag und Samstag wurden unsere sämtlichen Habseligkeiten besichtigt und dabei hauptsächlich die schriftlichen Sachen durchmustert. Ich fürchtete mich nicht, denn ich war mir bewußt, mich nicht gegen den König verfehlt zu haben. Im Gegenteil war ich vielleicht mehr für den König eingenommen, als es manchem recht erscheinen dürfte. Seine ganze Laufbahn nahm Teilnahme in Anspruch. Er war unbedingt der merkwürdigste Mann, den Abessinien je gesehen hat — ein Werkzeug in der Hand Gottes, freilich zunächst um seine Strafgerichte auszuführen; aber doch strahlte aus ihm oft ein im guten Sinne königliches Wesen hervor, und einzelne Gedanken, Worte und Taten zeigen auch in seinen schlimmern Zeiten noch wie leuchtende Blitze die wahre Größe, zu der er hätte emporsteigen können, wenn er eine andere Bahn eingeschlagen hätte.

Unsere Habseligkeiten wurden konfisziert und aufgeschrieben und uns nur das Allernotwendigste, und zum Teil das nicht, gelassen, so daß besonders Frau Flad not litt. Wie vieles die Soldaten raubten, läßt sich denken. Alles Eß- und Trinkbare, abessinische Hausgerätschaften, Kleider, Häute, Ledersäcke und

dergleichen, fand seinen Weg in die Taschen der Soldaten. Samstag abend nötigten noch die Soldaten Frau Flad und mich, ihnen auf Br. Flads Harmonium zu spielen. Ps. 137, 3. 4. Sonntag mittag brachen wir von Dschenda auf, Frauen und Kinder ebenfalls. Die Diener waren leicht gebunden, viele waren entkommen und stellten sich nachher wieder ein. Am Gabi Kura, 3 Stunden von Dschenda, wurde Lager gemacht. Herr und Frau Rosenthal waren in ihrem Zelt, Br. Staiger in dem seinigen. Das meinige, das mir Br. Waldmaier geschenkt hatte, eignete sich der Ras an für diese Nacht, so daß Frau Flad, Cornelius und ich im Freien, ohne Bett und ohne Decke, auf einer Wiese zu kampieren hatten und die arme Frau mit ihren Kindern fast erfor, denn man hatte uns nur die allernötigste Kleidung gelassen. Am Montag nachmittag erreichten wir das königliche Lager. Nachdem man dort unsere Ketten besichtigt, mir für eine leichte eine schwere angelegt und auch Herrn Rosenthal gebunden hatte, wurden wir vor den König geschleppt; ich sage geschleppt, denn die Abessinier rannten so mit uns, daß wir kaum folgen und fast nicht zu Atem kommen konnten. Ich werde nie die Augenblicke vergessen, wo wir vor dem König standen. Bisher hatte ich ihn stets nur freundlich gesehen, jetzt war sein Gesicht rot (nicht, wie sonst, schwarz) vor Grimm, und es war, als wollte er uns mit seinen Blicken durchbohren oder eine der Pistolen, die neben ihm lagen, nehmen und uns niederschießen. Der König fragte sodann Herrn Rosenthal, warum er ihn geschimpft habe. Antwort: „Ich habe nicht geschimpft". Der König: „Das wird sich weiter zeigen, ob du geschimpft hast oder nicht. Legt ihm Ketten an die Füße". Wir wurden sodann zurückgebracht, ein jeder zu seinem Gepäck, der arme Rosenthal aber getrennt von seiner Frau und mit Ketten an den Füßen. Für diese Nacht wurde mir mein Zelt zurückgegeben und auch Frau Flad in dasselbe gebracht. Die arme Frau war fast in Verzweiflung, da sie auch in gänzlicher Unwissenheit über das Schicksal ihres Mannes

war; doch erfuhren wir noch abends, daß er nicht gebunden sei. Am Abend hatten unsere Wächter ein Freßgelage — eine wirklich kannibalisch aussehende Szene, wie sie alle mit ihren Säbeln das rohe Fleisch zuschnitten, das sie in Masse verzehrten. Es war mir peinlich, daß die Soldaten mich immer noch füttern und zum Lustigsein anhalten wollten, und doch hatten mir Bangigkeit und Kummer den Appetit genommen.

Morgens wurden wir freudig überrascht durch Flads und Brandeis Ankunft. Die Abreise Flads am Donnerstag war ein Glück für uns. Wäre er in Dschenda gewesen, so wäre er wahrscheinlich mit gebunden, und unser nachheriges Los wäre vielleicht schlimmer geworden. So aber war er frei und konnte etwas tun, zumal da er mit dem König und mit den Landessitten usw. am besten bekannt war. Br. Brandeis war auch nahe daran, in Gondar gebunden zu werden; der König hatte einmal Br. Flad gesagt: „Nimm es mir nicht übel, wenn ich deinen Gefährten binde". Wahrscheinlich war der Grund hiervon, wie auch von unserem Gebundensein, daß man über die Person Rosenthals nicht im Klaren war und das eine Mal mich, das andere Mal Brandeis oder Staiger für Rosenthal hielt. Die Frau Flad wollte der König etwas von seiner Ungnade fühlen lassen, weil sie Herrn Stern in einem Brief nach England einige Bemerkungen gegen den König geschrieben hatte, welcher damals einen Diener der Brüder in Gaffat peitschen ließ, auch unter anderem sagte, daß er der Mission immer mehr feindlich entgegentrete und anstatt mit einer mit vier Frauen lebe. Stern hatte diesen Brief von England nach Abessinien zurückgebracht, wo er dem König bekannt wurde.

Bald nachher wurden wir — Flad, Brandeis, Staiger, Cornelius und ich — vor den König gebracht, der sich gegen Flad sehr freundlich und auch gegen uns ordentlich bezeigte und uns wieder seine Kinder nannte, die sich nicht fürchten sollten; er wolle nur unsere Papiere haben; er habe durch

das bisher bei Stern Gefundene (worunter auch Rosenthals Berichte) Mißtrauen gegen uns geschöpft, obwohl er nicht glaube, daß wir gegen ihn geschrieben hätten. Stern werde noch sehen, ob er ein König sei, oder nicht, wenn er einen Missetäter vor seinen Augen hinrichte. Unser ganzes Eigentum, außer den Papieren, wurde uns nun zurückgegeben und wir selbst von unsern Banden befreit. Es waren übrigens noch immer peinliche Tage, nicht nur für die Gefangenen, sondern auch für uns. Die Gefangenen selbst und ihre Diener waren in der traurigsten Lage; letztere hatten eine Zeit lang nur so viel zu essen, daß sie nicht eines schnellen Hungertodes starben. Nur durch Bestechung der Wächter konnte man ihnen Lebensmittel zukommen lassen, die für sie hinreichend waren, wozu der englische Konsul und Br. Flad ihr möglichstes taten. Ein Diener Sterns ist dennoch gestorben, wahrscheinlich an Entkräftung. Mit den beiden Gefangenen war uns aller Verkehr fast ganz abgeschnitten; auch mit dem Abuna durfte, wer sich nicht mit dem König verfeinden wollte, nicht verkehren. Frau Rosenthal wurde erlaubt, zu Frau Flad zu ziehen, was ihr in ihrem Elend ein großer Trost war, da sie bisher mit ihrem Kinde allein, der Sprache fast ganz unkundig, aller Hilfe und Trostes entbehrt hatte.

Am 20. November war die große Versammlung, wo gerichtet werden sollte, und wozu der König alle Europäer, auch unsere Brüder in Gaffat eingeladen hatte. Ich war nicht von Anfang dabei, da ich gegangen war, um Frau Flad, die auch vorgeladen war, abzuholen. Als ich mit ihr kam, hatten wir uns Weg zu bahnen durch eine Menge von vielen Tausenden von Zuschauern, die einen Halbkreis bildeten. Gegenüber auf einer Erhöhung saß der König auf einem Thron, hinter ihm auf einer niedrigen Bettstelle der Etschegie, neben dem Thron auf der Erde Herr Zander[1]) (ein Preuße) und Herr Bardel (Fran-

[1]) Der König hatte wohl aus keinem andern Grunde diese beiden neben seinem Throne sitzen lassen, als um jedermann zu zeigen, daß

zose). In der Mitte des freien Platzes saßen in zwei Reihen die übrigen Europäer, in der einen Reihe die Gaffater; ihnen gegenüber die Dschendaner, hinter den Europäern, ebenfalls in zwei langen Reihen, die abessinischen Großen. Die beiden Gefangenen standen, am Arm gebunden, dem König gegenüber, besonders Herr Stern so elend und schmutzig aussehend, daß es ein Jammer war, ihn anzusehen. Das Verhör der Frau Flad wurde zuerst vorgenommen, das übrigens bald zu Ende war. Der König hatte Br. Flad schon vorher gesagt, daß er ihr um seinetwillen vergebe.[1]) Jetzt machte er einige scharfe Bemerkungen und sagte, daß sie künftig ihre Urteile und Be-

---

diese Herren mit seinem Verfahren gegen die Betreffenden einverstanden seien. Herr Zander war kein frommer, religiöser Mann, wie ihn Dr. Andree schildert, sondern ein religionsloser Christusfeind. Um des Königs Gunst zu erlangen, trat er öffentlich zur abessinischen Kirche über. Der Bischof, der seine Beweggründe sowie seine Irreligiosität kannte, machte damals die richtige Bemerkung: „Unsere Kirche hat durch dieses neue Mitglied keinen Gewinn und die protestantische Kirche keinen Verlust". Nicht nur war Herr Zander kein Freund der Missionare, sondern hatte einen großen Engländerhaß. Nicht sowohl aus Bosheit, sondern mehr aus Unwissenheit oder Vorurteil oder Borniertheit, wie man's nennen will, warnte er den König sehr eindrücklich, sich vor Kapt. Cameron, dem englischen Konsul, in acht zu nehmen, weil er in Camerons Kappe gefunden habe, daß er ein verkappter Jesuit sei. Konsul Cameron heißt nämlich: „Charles Duncan Cameron". Dieser Name stand gedruckt in des Konsuls Uniform-Kappe. Herr Zander, der kein Englisch verstand, liest: Karl Diacon Cameron und glaubt, daß Konsul Cameron ein Diacon (Helfer) der anglikanischen Kirche Englands sei, bis ihm solches lange nachher durch Kienzlen und Waldmaier ausgeredet wurde. Solche Dinge erregten, wie begreiflich, in dem Herzen des Königs Verdacht und Mißtrauen. Zander ist nach der Expedition elend in Massaua gestorben.

[1]) Was Flad vor des Königs Mißhandlung rettete, war, daß in seinen Äußerungen über denselben unter Herrn Sterns Papieren nichts Nachteiliges gefunden wurde, und daß seine Frau und Michael Argawi, ein junger Abessinier, den sie auferzogen hatten, noch Zeit fanden, seinen Bericht, den er Herrn Stern nachsenden wollte, zu ver-

merkungen auf den Kreis ihrer Genossinnen beschränken möchte, dort könne sie sagen so viel sie wolle.

Den Hauptanklagepunkt gegen Stern bildete eine Bemerkung in seinem Tagebuch über eine früher bekannte Tat des Königs. Als derselbe nämlich im Kampf mit dem Rebellen Gared, der den englischen Konsul Plowden getötet hatte und gegen den auch des Königs Adjutant, Herr Bell, gefallen war, gesiegt hatte, ließ er alle Gefangene, teils als Rebellen, teils aber besonders in tiefem Leid über den Verlust seines Lieblings (Bell), gleichsam als Sühnopfer umbringen. Stern sprach hiervon als von einem kaltblütigen Mord. Das Wort „kaltblütig“ bildete den Gegenstand der Untersuchung. Ferner hatte Stern gesagt: daß der König von armer Herkunft sei, und daß seine Mutter mit „Kosso“ (Bandwurm-Arznei) Handel treibe. Auch fanden sich in Sterns Tagebuch Bemerkungen gegen Flad, der zu viel Anhänglichkeit an die Abessinier zeige und sich ihnen zu sehr genähert habe. Auch gegen Rosenthal und die Brüder in Darna sprach er sich etwas einseitig und ungünstig aus.

Bei Rosenthal waren die Anklagen noch schwerer. Doch betrachtete ihn der König mehr als einen Neuling und schrieb seine Bemerkungen mehr der Unbesonnenheit als Bosheit zu, während er Stern haßte. So gab z. B. Herr Rosenthal einem Kapitel seiner Reisebeschreibung die Überschrift: „Meine erste Zusammenkunft mit dem wilden Tier“, was der König natürlich auf sich deutete.

Den Journalen der beiden Gefangenen gegenüber hatte der König zwei Dokumente ausfertigen lassen, eines, worin seine 15 Siege (ehe er König wurde, und 15 nachher), außer den kleinen Scharmützeln, aufgezählt wurden, und ein zweites, worin seine Abstammung von Salomo und Menilek ausführlich

---

brennen, als die Soldaten schon Besitz von ihrem Hause genommen hatten. Wäre dieser dem Könige in die Hände gekommen, so hätten sie Sterns und Rosenthals Los teilen müssen.

nachgewiesen, sowie die Hauptereignisse der abessinischen Geschichte, Einführung des Christentums, Dynastienwechsel usw. eingeflochten waren. Außerdem wurden die betreffenden Stellen aus dem Fetha Negest, dem abessinischen Gesetzbuch, vorgelesen, worin auf das Verbrechen, dem König geschmäht zu haben, der Tod gesetzt ist. Nach der Verhandlung, welche lange gedauert hatte, fragte der König zuerst den Konsul, ob er (der König) gefehlt habe, oder die beiden Angeklagten (Stern und Rosenthal). Die Antwort war: Die letzteren haben gefehlt. Hätten sie nun gesagt, wir haben gefehlt und bitten um Verzeihung, so hätten die Europäer alle, besonders die Brüder in Gaffat, Fürsprache eingelegt, und der König hätte sie ohne Zweifel damals freigegeben. Allein sie baten nicht, sondern suchten ihren Ausdrücken noch immer eine günstigere Deutung zu geben, was ich dem unüberlegten Drang der Selbsterhaltung, sowie der Eile, womit die Sitzung zu Ende gebracht wurde, zuschreiben muß. Das Resultat war, daß niemand etwas tun konnte, daß wir wieder in unsere Zelte zurückkehrten und die Gefangenen wieder in ihr Gefängnis zurückgebracht wurden. Doch blieben sie ihrer Fußfesseln entledigt und wurden zusammen in ein Zelt gebracht. Der Abuna war nicht zur Versammlung gerufen worden.

Am nächsten Tag (den 21. November) gingen die Brüder von Gaffat zum König, der ihnen allen seidene Hemden anziehen ließ, jedem wieder seinen früheren Lohn (Bender und Maier 500, den andern 1000 Taler) anwies und dem Br. Saalmüller für einige Arbeiten noch ein Extrageschenk gab. Die Brüder verwendeten sich beim König für mich und stellten ihm vor, daß ich Abessinien verlassen müsse. Der König gab ihnen eine bejahende Antwort und befahl, mir meine Papiere zurückzugeben. Er schien gegen alle geschriebenen Notizen eine Abneigung zu besitzen, weshalb ich in meinen Papieren vernichtete, was ihn etwa hätte ärgern können.

Auch seine abessinischen Großen soll der König gefragt haben, was er mit den Gefangenen machen soll. Ras Hailu

habe ihm, wie man uns sagte, geraten, sie zu töten, während der Gouverneur von Wag und andere es ihm ausredeten. Ras Ubie, der beste von allen und ein Freund der Europäer, wurde am Schluß der Versammlung gebunden, was einige der Freundschaft zwischen seiner Frau und Frau Flad zuschrieben. Am Sonntag nachmittag rief der König Br. Flad zu sich und sprach sehr freundlich mit ihm. Er sagte zu ihm: „Bisher warst du nicht mein Mann; du bist gekommen, die Juden in meinem Lande zu unterrichten und hast von mir kein Geld empfangen; ich will aber nicht, daß die Leute im andern Lande sich rühmen über die Arbeit in meinem Land; ich habe auch Geld, dich zu nähren und zu kleiden, und du sollst hinter deinen Brüdern in Gaffat nicht zurückstehen". Der König wollte dann Br. Flad Gaffat zum Wirkungskreis anweisen; als aber Flad ihn daran erinnerte, daß dort keine Juden seien, sagte er: „Es ist wahr, aber sitze in Gondar, ich werde dir ein Haus geben, und wenn ich keines finde, so werde ich dich in mein Schloß setzen, was liegt daran?" Von Dschenda sagte er: „Es ist mir nicht lieb, wenn du dorthin zurückkehrst, ich hasse das Land, und es möchte dir daher Übels zustoßen". Dies bezog sich auch auf Cornelius, sowie die Brüder in Darna. Die Proselyten sollten wie bisher ihr Werk unter den Falascha fortsetzen. Flad war dankbar über diese Wendung der Sache, da es ihm um Fortsetzung des Werkes zu tun war, und da er insbesondere seine Proselyten auf dem Herzen trug, für welche die Gegenwart und Aufsicht eines Europäers eine überaus wichtige Sache und ein Schutz gegen den verderblichen Einfluß der abessinischen Kirche sein kann.

Seit der großen Versammlung am 20. November hatten wir große Hoffnung gehegt, der König werde nächster Tage die Gefangenen freigeben. Dies hofften wir um so zuversichtlicher, als am 22. November abends ein junger Engländer mit den erwarteten Briefen von England ankam. Die Briefe enthielten aber kein Antwortschreiben der englischen Regierung an den

König, sondern nur ein Schreiben an den Konsul, mit einer Art Verweis und dem Befehl, auf seinen Posten Massaua zu gehen. Daß dies für den Augenblick etwas höchst Ungeschicktes war, läßt sich denken. Dem Konsul waren vorher seine Hände halb gebunden, jetzt wurden sie es ganz. Der König war gewissermaßen im Recht, eine Antwort auf seinen Brief nach England zu erwarten, und eine günstige Antwort von dort hätte ohne Zweifel ihn so gestimmt, daß nur das Beste zu erwarten gewesen wäre. Er erwartete Freundschaft von England, denn er meinte, England müsse ihm beistehen, wenn Frankreich den Ägyptern helfe. Die beiden Gefangenen wurden nicht freigegeben, und es war sehr unwahrscheinlich, daß der König den Konsul abreisen lassen werde, ehe die erwarteten Briefe einträfen.

Am 24. November wurden wir sämtliche Europäer beordert, Gondar samt unserm Gepäck zu verlassen und ins königliche Lager zu ziehen. Schon am Tage zuvor waren Soldaten in die Stadt gekommen, um Kontributionen zu erheben und zu essen und zu trinken. Das Jammergeschrei der Einwohner der Stadt wird mir noch lange in den Ohren gellen. Schon seit mehr als einem halben Jahr lastete des Königs zürnende Hand auf Dembea, dieser einst so schönen und reichen Provinz. Gouverneure und Unterbeamte schmachteten schon lange in Banden, Einquartierung auf Einquartierung, Kontribution auf Kontribution folgte, auch Plünderung fehlte nicht. Der Grund lag, wie man sagte, in der Unterschlagung eines Teils der Abgaben, die seit des Königs letzter Anwesenheit vor sieben Jahren vor sich gegangen war. Auch wolle, wie man sagt, der König Dembea verwüsten, um es den Türken, wenn es diesen gelänge, bis ins Hochland vorzudringen, als Einöde zurückzulassen. Auch der Abuna bekam diesmal Einquartierung und sollte 20 000 Taler bezahlen, weil er den König geschmäht habe. Die berühmte Woisoro Menen, die Mutter des verstorbenen Ras Ali, die in Arb Amba gefangen sitzt, mußte 30 000 Taler bezahlen. Der König war nachher nicht damit zufrieden,

sondern ließ in Gondar an einigen Orten nachgraben, wo er reiche Schätze fand. In einer Kirche daselbst wurde eine Kanone und eine Menge Flinten gefunden, was den Zorn des Königs nur steigerte."

So weit der Bericht Haußmanns.

Von dem Tage an, wo M. Bardel zurückkam, fing das Verhältnis des Königs zu Konsul Cameron und den Missionaren an, immer kritischer zu werden. Jeder von uns fühlte, daß etwas über uns komme. Der König war nie mehr den Europäern so geneigt wie zuvor, sondern betitelte dieselben oft bei seinen Leuten mit den gemeinsten Schimpfworten. Bardel selbst hatte dem König gesagt und überall ausgebreitet, daß die englische Regierung seinen Brief nie beantworten werde. Er wußte dies, wie er selbst gestand, von einem Schreiber im Ministerium in London, wohin er vor seiner Rückreise nach Abessinien gereist war. Ferner sagte er: „Die Engländer sind die Freunde der Türken, aber nicht Freunde des christlichen Königs von Abessinien". Diese und ähnliche Äußerungen Bardels, der damals bei dem König in großer Gunst stand, mußten ihn natürlich gegen den englischen Konsul und die unter seinem Schutze stehenden Missionare feindselig stimmen. Bardels Betragen gegen uns war verdächtig und zweideutig. Er gebärdete sich oft als Freund, und zu gleicher Zeit arbeitete er bei dem König auf unsern schnellen Untergang. Die Redensarten, die er hier und da gegen uns führte, waren höchst verdächtig und bestärkten uns in der Befürchtung, daß Bardel nicht ruhen werde, bis er uns alle aus der Welt geschafft habe. Er sagte z. B. oft zu uns: „Euer Beförderer bei dem Könige will ich nicht werden, aber euer Beförderer in die Ewigkeit. Ich will euch verhelfen, daß ihr möglichst bald entweder alle in den Himmel oder in die Hölle kommt".

Dem Könige war, Gott weiß von wem, berichtet worden, daß Bischof Salama, Konsul Cameron und Missionar Stern ein Komplott gegen ihn geschmiedet und einen Teil seines Landes an Ägypten zu bringen wünschten, und daß Herr Stern der Träger

eines Schreibens des Bischofs an den Vizekönig von Ägypten sei. Demzufolge befahl der König, als ich mich persönlich für Herrn Stern verwandte und um seine Befreiung bat, daß das Schreiben des Bischofs in Sterns Gepäck gesucht werde. Während der Untersuchung, bei welcher M. Bardel und ich zugegen waren, fragte Bardel Herrn Stern, ob er wegen seiner Papiere Befürchtungen hege, worauf dieser antwortete, daß er allerdings wegen einiger derselben Unannehmlichkeiten befürchte, weil sie Verschiedenes enthielten, was dem Könige nicht gefallen würde. M. Bardel sagte darauf: „Fürchten Sie nichts; wenn sie gefunden werden, will ich sagen, sie gehörten einem Manne, der in England sei". Als das vermutete Schreiben nicht bei Herrn Stern gefunden wurde, schien es, als wollte sich der König mit Stern versöhnen, zu welcher Aussöhnung er die Brüder in Gaffat zu ihm zu kommen beorderte. Aber noch ehe diese ankommen konnten, wurde ihm durch Bardel, entweder direkt oder durch sein Organ Samuel, gesagt, daß Stern Papiere besitze, für die er fürchte. Auf dieses hin nahm er alles Geschriebene und Gedruckte von Herrn Stern in Beschlag und beauftragte zuerst den Abessinier Beru (der Englisch verstand), die Papiere zu untersuchen. Beru, der Sterns unleserliche Hand nicht lesen konnte, erklärte, daß die Papiere nichts Nachteiliges über den König enthielten. Jetzt wurde Bardel mit der Untersuchung beauftragt, und dieser freute sich, alles, was zu Sterns Ungunsten sprach, herauszusuchen und mit Hilfe von Beru und Samuel ins Amharische zu übersetzen. Für seine Dienste erhielt er eine gute Belohnung.

Als einige Monate später der König Bardel wegen Beleidigung in Ketten legen ließ, sandte er die Botschaft an ihn: „Ich binde dich mit Ketten, weil du mich mit meinen Freunden entzweitest und mich mit meinen Kindern zürnen machen wolltest!" worauf Bardel nichts zu erwidern wußte als: „Wie?! Wie?!"

Unter den Freunden verstand der König: Cameron, Stern,

Rosenthal, Staiger, Brandeis und mich, und mit „seinen Kindern“ meinte er die Brüder und übrigen Europäer in Gaffat.

Als Bardel mit dem Konsul und Stern in einem und demselben Gefängnis schmachtete, bekannte er, daß er die Ursache ihrer Leiden sei, und sagte dabei, daß ihm ein französisches Vizekonsulat in Aussicht gestellt worden, wenn er die protestantische Mission und den Einfluß der Engländer in Abessinien zerstöre. Selbst noch im Gefängnis war er teils durch unmoralisches Betragen, teils weil er immer drohte, den Briefwechsel der Gefangenen dem Könige zu verraten, der Quälgeist derselben. Konsul Cameron drückt sich in einem seiner Briefe an die englische Regierung über Bardel und seinen Gefährten, M'Kelvie (ein Irländer), wie folgt aus: „Bardel und M'Kelvie sind zwei geborene Teufel!“

Es ist klar, daß Bardel das Werkzeug der Jesuiten war und durch Verleumdungen und Lügen den König gegen die Europäer erbitterte. Selbst als er von den Ketten befreit war, hintertrieb er Mr. Rassams und unsere Abreise von Abessinien dadurch, daß er dem König sagen ließ, England werde sich für die ihrem Konsul angetanen Beleidigungen rächen. Und wie verabscheuungswürdig war sein Verrat an Staiger, Brandeis, Schiller, Eßler und Makerer, durch welchen nicht nur diese in die qualvollste Gefangenschaft gerieten, sondern auch fünf ihrer eingeborenen Diener das Leben verloren. Die Abessinier selber bezeichneten ihn als die Ursache unserer Leiden.

Dank sei dem Herrn, der in der für uns so entscheidungsvollen stillen Woche von 1868 Bardel mit seinem bösen Geiste besinnungslos aufs Krankenbett legte und ihn dadurch unfähig machte, den König schlecht zu beraten, was er, wenn er gesund gewesen wäre, gewiß getan haben würde. Es ist dies auch eines der Wunder, die zu unserer wunderbar gnädigen und glorreichen Befreiung beigetragen haben. Da hieß es:

Und ob gleich alle Teufel hie wollten widerstehn,
So wird doch ohne Zweifel Gott nicht zurücke gehn;

Was er sich vorgenommen und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel.

Warum es Gott zuließ, daß wir in die 4$^1/_2$ Jahre lange Gefangenschaft kamen und die blühende Falaschamission bald nach ihrem Entstehen wieder zerstört wurde, sind Dinge, auf welche die Ewigkeit mehr Licht werfen wird als die Gegenwart. Aber auch unsere Leiden waren nicht vergebens. An uns und andern segnete sie der Herr, so daß auch drei Katholiken, darunter einer ein Gottesleugner, während der Gefangenschaft zum Glauben kamen und mancher Eingeborene, der Gefangenwärter war, mit der evangelischen Wahrheit bekannt wurde, daß der Mensch durch lebendigen Glauben an Christum Jesum allein gerecht und selig wird.

Wir kehren nun zu unsern Gefangenen ins Gefängnis zurück. Konsul Cameron und wir übrigen wurden zwar schon als Gefangene behandelt, waren aber noch nicht in Ketten gelegt wie unsere Freunde Stern und Rosenthal. Diese wurden mit schweren Fußketten beladen und in einem Zelte Tag und Nacht von Soldaten bewacht und oft mißhandelt.

Eines Tages mußten sie auf dem Richtplatz des Königs Augenzeugen einer schrecklichen Szene sein. Der König ließ nahezu 200 seiner Soldaten mit der großen Peitsche durchhauen. Einige wurden tot weggetragen, andere starben bald an den Folgen der Exekution und wieder andere genasen. Buchstäblich habe das Blut bei vielen auf dem Boden gestanden, sagte mir Stern, und ihr Körper war zerfleischt, als ob er mit Messern zerschnitten worden wäre. Als der König mit seinen eigenen Leuten fertig war, frug er Stern und Rosenthal, die der ganzen Szene zuschauen mußten: „Warum habt ihr mich geschimpft? Reißt ihnen ihre Kleider ab!" Die Kleider wurden ihnen vom Leibe gerissen, und die Messer lagen bereit, wie Samuel mir sagte, um beiden Hände und Füße abzuschneiden. Gott aber erlaubte ihm nicht, diese grausame Tat an ihnen zu vollziehen. Nackt bis auf die Hosen wurden sie in ihr Gefängnis zurückgeführt, wo sie die

erste Nacht auf der bloßen Erde, ohne jede Bedeckung des Körpers verbringen mußten. Am folgenden Tage sandte er ihnen einige alte Fetzen, mit denen sie sich bedecken durften. Etwa sechs Tage hatten sie so zuzubringen, bis es mir auf dringende Bitte gestattet wurde, sie mit Kleidern und Nahrung zu versorgen. Bei dieser Gelegenheit bekannte der König selbst, daß Gott über uns wache und er nicht ausführen dürfe, was er wolle. „Sage Stern“, sagte er zu mir, „dies ist der Ort, wo ich ihn hatte aufhängen wollen; aber Gott hat es mir nicht erlaubt“. So bewahrheitete sich jenes Bibelwort: „Der Könige (auch der tyrannischen) Herz ist in der Hand des HErrn“. Nicht nur ein, sondern mehrere Male war es sein fester Vorsatz, uns alle zu ermorden; aber ausführen durfte er es nicht. Immer wieder hieß es: „Bis hierher und nicht weiter!“ Solche Erfahrungen stärkten uns oft in unserer hoffnungslosen Lage den Glauben, daß der HErr uns erlösen werde aus des Löwen Rachen, ja daß Gott um sein Volk her ist von nun an bis in Ewigkeit.

Am 3. Januar 1864 wurden Konsul Cameron und wir übrige zu dem Könige beschieden. Wir wurden vor die Mündung zweier Kanonen gestellt, und einer der Minister des Königs, der, von beiden Seiten mit bewaffnetem Militär umgeben, zwischen den Kanonen saß, eröffnete dem Konsul Cameron, daß der König beleidigt sei, weil ihm seine Regierung seinen Brief [1]) nicht beantwortet habe. „Dir als Diener sendet man eine Antwort und mir, der ich König bin, nicht. Warum verachtet mich deine Königin? Weil ich schwarz bin? Weil ich arm bin? Weil ich keine Schiffe habe? usw. Ich lasse dich nicht nach Massaua reisen; du bist mein Gefangener, bis ich eine Antwort auf meinen Brief erhalte.“ Sofort wurde der Konsul von zwei starken Soldaten ergriffen und seine Uniform ihm vom Leibe gerissen. Wir wurden in dasselbe Zelt gebracht, wo wir zwei und zwei Europäer mit einem Soldaten in Ketten geschmiedet wurden.

---

[1]) Siehe S. 143.

Der eine hatte die Kette am rechten, der andere am linken Arme. Von der Mitte dieser Kette aus ging eine Querkette, an die der Abessinier geschmiedet wurde; so verbrachten wir Tag und Nacht. Als besondere Vergünstigung streute man uns das Zelt mit grünem Gras aus, auf welchem wir Missionare eine gegerbte Kuhhaut, Konsul Cameron einen Teppich ausbreiten durften, welche uns des Tages als Sitz und des Nachts als Bett dienten. Stern und Rosenthal wurden zu uns gebracht. Während man uns die Ketten anschmiedete, gingen mehrere tausend Soldaten nach Gondar, um meine Frau, Frau Rosenthal, die Kinder und des Konsuls europäische Diener gefangen zu nehmen. Ich vergaß mein eigenes Elend im Gedanken an meine arme Frau und Kinder; denn ist es schon schwer für einen Mann, dem abessinischen Soldatengesindel preisgegeben zu sein, wie viel schwerer noch für eine Frau mit Kindern. Einige Tage nachher wurden die Frauen und Kinder ins Lager gebracht und etwa zehn Minuten von uns entfernt bewacht; Ketten hatten sie keine. Das wenige, das uns von unserem Eigentum nach der ersten Gefangennahme in Dschenda zurückgegeben worden war, wurde aufs neue weggenommen. Es blieb uns nichts als die Kleider, die wir auf dem Leibe trugen, und etwa ein Kochtopf. Hierauf sandte der König uns folgende Botschaft: „Kapitän Cameron habe ich gebunden, weil ich von seiner Königin keine Antwort erhielt; Stern und Rosenthal, weil sie mich geschimpft haben, und die übrigen (wir waren elf), weil ich gefunden habe, daß alle weißen Leute schlecht sind. — Was aber euer Essen und Trinken betrifft, so eßt und trinkt, wie ihr gewohnt seid. Habt ihr Geld, so kaufet; habt ihr keines, so laßt von England welches kommen". Dies war nur Spott. Er hatte uns ja all unser Geld genommen, und bis von England Geld gekommen wäre, hätten wir verhungern müssen. Wenn er aber auch unser spottete, so spottete unser der HErr doch nicht, sondern ließ uns erfahren, daß keiner zu Schanden wird, der seiner harret, daß alles Gold und Silber in der Welt Sein ist und er Seine

Kinder zu erhalten Mittel und Wege genug hat. Eine Frau in Gondar, deren Herz durch die Not meiner Frau und der Frau Rosenthal von Mitleid bewegt wurde, gab diesen heimlicherweise an dem Abend ihrer Gefangennehmung ein Salzstück im Wert von 40 Pfg., wofür sie sich ein Nachtessen und etwas Milch für die Kinder kaufen konnten. Nachher, als wir frei waren und Geld hatten, gab ich der Frau für ihr Salz einen Taler (4 Mark). Denn man soll die Gaben solcher Leute, wenn man kann, großmütig belohnen und tun wie der HErr, der ein voll und überflüssig Maß gibt. Auch dadurch können die Menschen zu Gott geführt werden. Gott sorgte für die Frauen und Kinder, aber auch für die Männer. Ein Bekannter sandte mir durch Michael Argawi drei Taler (12 Mark) mit den Worten: „Sie sind in Not; ich sende Ihnen dies. Wenn Sie frei werden, können Sie mir's zurückbezahlen; wenn nicht, so bezahlen Sie mir's im Himmel zurück. Und wenn Sie noch mehr brauchen, lassen Sie durch Ihren Knaben bei mir holen". Das tat der HErr! „An Mitteln und an Wegen fehlt's dem Allweisen nicht."

Mit dem Gelde konnten wir Frucht kaufen, von welcher uns unsere Diener Speise bereiteten, die wir ohne Gabel und Löffel dankbar genossen.

Einige Zeit nachher war das abessinische Christfest, an welchem uns der König so viel Brot, Pfeffer, Butter und Fleisch gab, daß es für uns und unsere Diener auf mehrere Tage hinreichte. Auch von dem abessinischen Bischof bekamen wir einige Taler leihweise, und die Brüder in Gaffat übersandten uns durch den Diener des Br. Staiger Geld, so daß wir oft reichlich versorgt waren. Manchmal aber sah es aus, als wollten alle Quellen versiegen; dann galt es glauben und beten. Fragt man uns aber: „Habt ihr auch je Mangel gehabt", so antworten wir: „Ach nie einen!" Immer wieder half der HErr. Das Mehl im Kad durfte nie ganz ausgehen, wurde aber oft so wenig, daß unser Glaube recht auf die Probe gestellt wurde. Wenn man aber täglich seinen Bedarf aus der Schatzkammer

Gottes bekommt, ist man für jede kleine Gabe viel dankbarer, als wenn man's vom Speicher oder aus dem Geldbeutel holen kann. Bei dieser Gelegenheit sei es mit Dank erwähnt, daß die Brüder Mayer, Saalmüller, Bender und Waldmaier, auch Herr Moritz, ohne ihr Interesse zu befragen, dem Konsul, Herrn Stern und uns allen größere Summen Geldes vorstreckten und Br. Mayer und Saalmüller auch ihren letzten Taler mit uns Gefangenen geteilt hätten. Der HErr lohne es ihnen allen! Durch Michael Argawi konnten wir mit den Frauen und die Frauen mit uns verkehren; denn er sprach etwas Deutsch.

Eines Tages stand unser ältestes Töchterlein, damals 3½ Jahr alt, vor dem Zelt, in welchem die Frauen und Kinder gefangengehalten wurden, und rief auf Abessinisch: „Dschanhoi! Dschanhoi! Abatien jas fatuläng!"[1]) Ein vorübergehender Offizier des Königs hörte das Kind und frug, was es wolle. „Ich bitte den König, mir meinen Vater zu befreien", antwortete dasselbe. Gerührt geht dieser zum König und erzählt ihm den Vorfall. Es scheint, der König selbst wurde dadurch gerührt. Er gab sogleich Erlaubnis, daß uns unsere Kinder und Frauen am folgenden Tage besuchen und den Tag über bei uns bleiben durften. Als sie dann am Abend in ihr Gefängnis zurückkehrten, sah sie der König vorübergehen. Er sandte zu uns und ließ uns sagen, wir möchten am folgenden Morgen das Zelt meiner Frau und der Frau Rosenthal in der Nähe des unsrigen aufschlagen lassen. Ich erwiderte, weil wir so nahe bei den Zelten des Königs seien, möchte das Kindergeschrei ihm unangenehm sein, und es wäre vielleicht besser, sie blieben wo sie wären. Darauf ließ er entgegnen: „Mein Herz ist nicht kurz, sondern lang! Eure Frauen und Kinder sollen bei euch sein". Wir sprachen unsern Dank aus und befolgten am andern Morgen früh Seiner Majestät gnädigen Befehl.

Um aber wieder auf unser Gefängnisleben zurückzukom-

---

[1]) Majestät, Majestät, befreien Sie mir meinen Vater!

men, so wurden uns die Tage zu Wochen und die Wochen zu Monaten. Zu lesen hatten wir gar nichts, bis endlich auf wiederholtes Bitten der König uns zwei Bibeln und einige Neue Testamente gab.[1]) Wir überlegten und redeten viel von unserer Zukunft und unserem Schicksal, und was für Nutzen daraus für das arme Abessinien kommen möchte. Wir wurden von unsern Hütern, ganz besonders aber von dem Ungeziefer, das diese mitbrachten, sehr geplagt. Nachts mußten 50 bis 100 Soldaten unser Zelt bewachen, während zwei in der Mitte des Zeltes saßen und die ganze Nacht Lichter brannten, und abends strömten noch die Offiziere dieser Wache in unser Zelt, das oft so dicht gefüllt wurde, daß wir uns weder wenden noch regen konnten, und wenn der eine oder andere von uns schlief, so setzten sie sich ohne weiteres auf uns, bis wir endlich ein Mittel ersannen, wodurch wir sie vertreiben konnten. Wir alle zusammen rauchten abessinischen Knaster und machten einen furchtbaren Tabaksqualm, der dem mit rohem Fleisch und Honigwein schwer beladenen Magen der Offiziere bald übel machte, so daß sie sich einer nach dem andern schleunigst entfernten. Wir bekamen dadurch Platz zum Liegen und Ruhe zum Schlafen, und was uns die Hauptsache war, wir entgingen dadurch einigermaßen der Annäherung der andern ungebetenen Gäste, die oft die Störer unseres Schlafes und zu zahlreich waren, um gefangen werden zu können, so daß wir sie mit dem Lichte zu vertilgen suchten.

Eines Tages sandte der König einen Soldaten mit einem abessinischen Neuen Testament zu uns und ließ Stern und Rosenthal und allen übrigen Röm. 1, 32 zur Beherzigung und zum Nachdenken empfehlen. „Daß, die solches tun, des Todes würdig sind, tun sie es nicht allein, sondern haben auch Gefallen an denen, die es tun.“ Wir dachten an nichts anderes, als daß uns der König dadurch auf unsern Tod vorbereiten wolle; denn nach

[1]) Auf unsere erste Bitte erwiderte er: „Befolgt erst einmal das, was ihr aus der Bibel wißt, dann will ich euch Bücher zum Lesen geben“.

seinem Gesetzbuch waren wir ja schon zum Tode verurteilt, und oft lüfteten wir die Zeltwand, um zu sehen, ob der Galgen für uns schon aufgerichtet sei. Am folgenden Morgen verlangte der König eine Erklärung der Stelle. Es wurde ihm gesagt, daß Paulus dies Todesurteil über alle die, von denen er V. 25—31 schreibe, ausspreche, falls sie sich nicht bekehren. Ob sich der König beim Lesen jener Verse selbst getroffen fühlte, oder wie es kam, weiß ich nicht, kurz er versicherte Stern und allen, daß er uns vergeben habe, und er habe das 2. Kapitel dem Soldaten gezeigt.[1])

---

[1]) Während dieser Zeit erhielt der König einen Drohbrief von dem französischen Konsul Lejean, welcher derzeit glücklich in Massaua angelangt war. Mr. Lejean protestierte in jenem Brief, mit vollem Recht, gegen die schmähliche Behandlung, welche er von seiten des Königs während seines Aufenthalts in Abessinien zu erdulden hatte; allein im Hinblick auf die in der Gewalt Theodors sich befindenden Europäer hätte Lejean jenes unterlassen sollen. Hätte er 20 000 Zuaven im Hintergrund gehabt, so wäre es am Platz gewesen zu protestieren und von dem König Genugtuung zu verlangen; allein er drohte nur, er werde jenes Schreiben seinem Kaiser vorlegen. Der König geriet in entsetzliche Wut über jenes Schreiben, sandte es uns in unser Gefängnis und sagte: „Lest, wie mich euer Bruder schimpft!" — Eine andere Nachricht erreichte den König, die ebenso ungünstig für uns war. Abessinische Mönche aus Jerusalem hatten ihm Kunde gebracht, daß die Abessinier aus ihrem Kloster in Jerusalem vertrieben wurden, und als sie bei dem dortigen englischen Konsul Schutz und Hilfe suchten, wurden sie schnöde abgewiesen, und der Konsul nahm sich der Abessinier, die von den Türken mißhandelt wurden, nicht im Geringsten an. Daraus zog der König den richtigen Schluß, daß die Freundschaft Englands mit ihm aufgehört habe. Der frühere englische Konsul Mr. Finn in Jerusalem hatte nämlich dem König geschrieben, daß er von Ihrer Majestät der Königin von England Auftrag erhalten habe, die abessinischen Pilgrime in Jerusalem zu schützen, gegen jedwede Gewalttat von seiten irgendwelcher Nation. Die Nichtbeantwortung seines Briefes und das Entziehen des versprochenen Schutzes für seine Untertanen waren genügend, den König glauben zu machen, daß Englands Stellung gegen ihn keine freundliche mehr sei, und daher spottete er gewöhnlich, wenn Konsul Cameron von den freundschaftlichen Gefühlen

Zu Anfang Februar kamen die Brüder von Gaffat, auf deren Fürbitte wir Deutsche, sechs an der Zahl, von den Ketten befreit und nach Gaffat gesandt wurden, wo wir ohne Ketten als Gefangene gehalten und bewacht wurden; doch war unser Schicksal ein viel leichteres als das der übrigen.

Den Tag nach unserer Befreiung wurde Bardel gebunden und kam zu den andern ins Gefängnis. In Gaffat bauten wir uns Hütten, legten Gemüsegärten an; Staiger und Brandeis arbeiteten in den Schulen; ich übersetzte mehrere Schriften ins Amharische [1]) und widmete die Sonn- und Festtage unsern Proselyten, die uns gefolgt waren. Nach unserer Gefangennehmung wurden diese armen Leute von allem beraubt und fast nackt von Haus und Hof verjagt. Viele von ihnen starben, andere folgten uns nach Gaffat oder wanderten in andere Provinzen aus; aber alle blieben ihrem christlichen Glauben treu, und manche unter ihnen sind, bis wir das Land verließen und, wie ich zuversichtlich glaube, auch heute noch ein Licht und Salz unter dem unschlachtigen und verkehrten Geschlechte der Abessinier geblieben. Nach unserer Befreiung erhielten wir einiges von unseren Habseligkeiten von dem König zurück. Dank aber sei unsern Brüdern und Freunden, die damals in Gaffat waren, für

---

seiner Regierung gegen Theodorus redete. „Wo ist das Zeichen einer Freundschaft?“ war gewöhnlich seine Erwiderung.

[1]) Die Calwer biblische Geschichte, die ich ins Amharische übersetzt hatte, kam bei unserer Gefangennahme in die Hände des Königs. Er las und frug mich, wozu ich das Buch geschrieben habe. Ich erbat es mir zurück, bekam aber eine abschlägige Antwort. Er sagte: „Das behalte ich für mich, für dich kannst du dir ein neues schreiben“. Er, der nicht schreiben konnte, hatte keine Ahnung von der großen Arbeit, die das Übersetzen und Schreiben eines solchen Büchleins machte. Nachdem wir uns in Gaffat notdürftig wohnlich eingerichtet, machte ich mich abermals an die Übersetzungsarbeit. Als die eine Hälfte des Alten Testaments fertig war, sandte ich das Manuskript in einen Eselssattel eingenäht über die Landesgrenze nach Matammah. Ein Gleiches tat ich mit der 2. Hälfte. Beide kamen, Gott sei Dank, gut erhalten nach England.

die vielen Liebesgaben, mit denen sie uns bei Einrichtung unserer Wohnungen so reichlich beschenkten.

Von Gaffat aus konnte ich die Gefangenen, Cameron, Stern und Rosenthal, mit dem nötigen Lebensunterhalt versorgen. Auch Briefe konnten nach Massowah und Matammah befördert werden, die unsere Lage nach Europa berichteten. Man sagt, die Not macht erfinderisch, und ich habe dies wiederholt erfahren. Oft sandten wir Briefe gleich Amuletten am Halse eines Esels angebunden; ein anderes Mal Briefe in einem ausgehöhlten Stock, oder eingenäht zwischen die Sohlen der Sandalen, oder in die Hosen der Boten usw. Unsere Boten waren uns immer treu und haben weder etwas verraten noch veruntreut, und dabei nahm sie Gott immer ganz besonders in seinen Schutz, so daß keiner von ihnen aufgefangen worden ist.

Nach unserer Ankunft in Gaffat wurde auch Rosenthal für einige Zeit der Ketten los. Allein sie alle hatten noch während der Regenzeit viel Schweres durchzumachen. Der König wollte, Stern solle bekennen, daß das, was er über ihn geschrieben habe, ihm von dem Bischof Salama erzählt worden sei. Dies Geständnis wollte Stern nicht leisten; daher wurden er, Rosenthal, Cameron, Makerer und Bardel gefoltert. Als Stern am folgenden Tage die Folter nochmals bekam, bekannte er, er habe viel von dem Geschriebenen in des Bischofs Hause gehört, worauf mit der Folter nachgelassen wurde. Die Folter bestand im Umwickeln der Arme mit Bastseilen. Nachdem beide Arme umwickelt waren, wurden die Seile angefeuchtet, daß sie recht zusammenschrumpften. Hierauf wurde der Oberkörper umwickelt. Als man die Seile löste, ging an vielen Orten die Haut mit denselben ab. Doch damit war es noch nicht genug. Jetzt ließ der König den jammernden Unglücklichen die wunden Arme mit starkem Branntwein waschen, was die Schmerzen erhöhte.

Auch der Bischof wurde jetzt gefänglich eingezogen, wenn auch nicht in Ketten gelegt, und mit den übrigen Gefangenen,

nachdem sie noch Monate lang im königlichen Lager umhergeschleppt worden, und viel Not, Angst und Qual durchlebt hatten, auf die Bergfeste Amba Magdala gebracht.

Ehe der König seinen Marsch nach Magdala antrat, hatte er die Einwohner der Provinz Dembea bettelarm gemacht, indem er sie alle ihres Eigentums beraubte. Mehrere angesehene Dschendabürger, nebst dem eingeborenen Lehrer der äthiopischen Sprache an unserer Schule für bekehrte Falaschajünglinge, hatte er wegen ihres Umgangs mit uns mit mehrmonatlicher harter Gefangenschaft gequält.

Frau Rosenthal stellte er es frei, bei uns in Gaffat zu bleiben, oder mit ihrem Manne nach Magdala zu gehen. Wie natürlich zog sie letzteres vor. Mit männlicher Stärke und christlicher Ergebung ertrug sie ihr hartes Los.

Als der König mit den Gefangenen Gaffat passierte, gingen die dortigen Brüder zu ihm und baten nochmals um Freilassung der Gebundenen; damit keiner von ihnen aus dem Lande entrinne, wollten sie sich für sie verbürgen; allein nichts konnte des Tyrannen Herz bewegen, die Europäer frei zu geben.

In Magdala kamen sie mit einigen hundert der gemeinsten Gefangenen in ein elendes finsteres Gefängnis.

Unserer äußeren Not wurde abgeholfen. Bei Br. Eipperle in Matammah war von unserer Gesellschaft Geld für uns angekommen, das wir auf Anweisungen von den Gaffater Brüdern beziehen konnten. Für Kleider für die Frauen und Kinder sorgte Gott auch. Eine Kiste von dem Frauen-Missionsverein in Berlin, mit Nähmaterialien, Kinder- und Frauenkleidern, Tee, Schokolade, Arowroot usw. reich ausgestattet, kam, nachdem wir sie schon lange verloren geglaubt, auf der Grenze von Matammah an. O wie dankbar waren wir, und wie priesen wir unsern fürsorgenden Vater, daß diese Kiste so lange unterwegs sein mußte, bis wir ausgeraubt waren; wäre sie früher angekommen, so hätte der König den Inhalt sicherlich in Beschlag genommen. Auch dies war uns ein Beweis der großen wunder-

baren Güte Gottes gegen uns. Weil die Hungersnot unter unsern Proselyten und den ausgeraubten Dembeanern herrschte, so verkaufte meine Frau manches aus jener Kiste, um Nackte kleiden und Hungrige speisen zu können.

Der Bischof Salama bewährte sich als ihr treuer Freund. Mehrmals machte er Versuche, den König zu bewegen, die Europäer von den Ketten zu befreien. Auch borgte er ihnen Geld, wenn sie in Not kamen. Anstatt der Handketten bekamen sie in Magdala schwere Fußketten, und als am 1. Juli 1865 Menilek, Prinz von Schoa, sich nach seinem Lande flüchtete, wurde allen Gefangenen die eine Hand an die Fußkette hinuntergebunden, so daß sie Monate lang Tag und Nacht in gebückter Stellung verharren mußten.

Weil die Wollo-Galla, die beständigen Feinde des Königs, dem Schoaner Prinzen ein sicheres Geleit durch ihr Land gaben, nahm der König Rache an etlichen zwanzig Wollo-Galla-Gefangenen, meist adeligen Leuten. Er ließ ihnen Hände und Füße abschneiden und sie über die hohe Felsenwand der Festung in den Abgrund stürzen. Auch von Krankheit hatten unsere Gefangenen viel zu leiden, und beide Kinder des Herrn Rosenthal erlagen.

Hier eine launische Aufzeichnung von Konsul Cameron über ihr Leben in Magdala:

„Mit Tagesanbruch stehen wir auf. Ein fürchterlich schlechter Kaffee wird uns gebracht, zu dem wir Brot und Honig essen. Bis Mittag unterhalten wir uns oder rauchen. Es wächst viel Tabak im Land.[1]) Wir haben Besuch von unsern Hütern, die uns fragen: „Wächst in euerm Lande auch Gras? Gibts auch Soldaten? Ist euer König so groß als der unsrige? Gibts auch

---

[1]) Der abessinische Tabak wäre vorzüglich, wenn die Eingeborenen die Zubereitung verständen. Ehe die Blätter reif sind, werden sie weggenommen und aufgeschichtet, und der Bauer oder sein Knecht schläft des Nachts so lange darauf, bis sie braun sind. Alsdann werden sie sofort verschnitten, im Schatten getrocknet und zum Verkauf auf den Markt gebracht. Fl.

Kühe, Schafe, Pferde, Esel, Bäume?" usw. Unser Mittagsmahl besteht aus Fleisch und Weizenbrot. Nach dem Essen ziehen wir uns in die Apotheke zurück. Jeder von uns hat etwas gelernt und ist Doktor. Mein Sekretär, Dr. Karens, zieht Zähne aus und schneidet den Eingeborenen Geschwüre auf, als wären es Orangen; Dr. Makerer (mein erster Diener) ist Augenarzt und hat vollauf zu tun. Schon etwa dreihunderten hat er geholfen. Ophthalmia kommt sehr häufig vor. Im übrigen gibt er seinen Patienten für Krankheiten oberhalb der Magengegend ein Brechmittel und für Krankheit unterhalb des Magens ein Abführungsmittel. Die Patienten sind entweder Gefangene oder Soldaten von der Garnison der Festung. Durch Verabreichung von Arznei (von Massowah oder Gaffat bezogen) erlangen wir von unsern Hütern eine bessere Behandlung. Einmal des Tages hält uns Herr Stern eine Andacht. Abends werden wir von den Wächtern gleich Schafen gezählt. Nach Sonnenuntergang erhalten wir das Nachtessen. Wir sind bis spät in die Nacht auf, betrachten den schönen afrikanischen Sternenhimmel und reden von der Heimat. Das Geklirr der Ketten und das Herplappern der Psalmen von unsern Mitgefangenen macht die Nächte sehr unruhig. Wanzen, Flöhe, Ratten laufen über unser Gesicht. Unsere Mitgefangenen gehören allen Klassen der Gesellschaft an. Da sind politische Gefangene mit historischen Namen. Andere sind große Bettler und meist gemeine Kerle. Ferner verschiedene Militärpersonen, Durchbrenner, Diebe, Mörder usw. Die Abessinier sind allen Lastern ergeben. Jeder schlechte Kerl hat einen Psalter, den er oft stundenlang mit lauter Stimme liest. Sie fasten sehr streng und beichten. Die größten Taugenichtse haben die größten Psalter und die besten Meinungen von sich. Wir haben einen Trost: dies unser stilles Leiden mag mehr Gutes wirken als tausend Bücher."

Hier verdient ein königlicher Brief erwähnt zu werden. Ich wurde eines Morgens zum Statthalter von Debra Tabor beschieden, um ein königliches Schreiben an mich anzuhören. Als

ich bei dem Statthalter ankam, wurde auf ein von ihm gegebenes Zeichen ein sehr leidend aussehender, hochgestellter General von zwei Dienern in das Amtszimmer geführt. Nachdem derselbe auf einem besonderen Ruhebett Platz genommen, ließ der Statthalter folgenden Brief verlesen:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Ein Gott.

Dieser Brief ist gesandt von dem König der Könige, Theodoros, möge er gelangen an meinen Freund, Herrn Martin Flad. Wie befindest du dich? Ich bin durch Gottes Kraft wohl. Hier sende ich dir meinen kranken Diener N. N., mach ihn gesund und sende ihn mir zurück."

Die Kur, die ich mit diesem seltsamen Patienten vornahm, gelang vortrefflich, so daß er nach zwei Monaten gesund und kräftig ins königliche Lager zurückkehren konnte. Von den vielen Patienten, die ich behandelt und die gesund geworden, gehörte dieser zu den dankbarsten.

Nicht selten geschah es, daß wenn ein Patient Gesundheit erlangt, er anstatt eine Belohnung zu geben nur sagte: Nun haben Sie mich gesund gemacht, bitte schenken Sie mir ein neues Kleid, das meinige ist alt und zerrissen. Solche Bitten wurden immer abgewiesen. Das Verabreichen von Arznei schaffte uns viele Freunde und bot mir Gelegenheit, die Leute auf ihre Seelenkrankheit und Jesus, den Seelenarzt, hinzuweisen.

Stern und Rosenthal hatten unter den Gefangenen und Soldaten ein offenes Missionsfeld. Sie konnten manches Neue Testament unter sie verbreiten, und durch ihren Umgang und Unterricht wurden mehrere zu dem HErrn bekehrt. Selbst Makerer, der in diesen Leiden zum Glauben an den HErrn gekommen war, lernte die amharische Bibel lesen und wurde ein Verkündiger des Evangeliums. Der König hatte unterdessen einen Kriegszug gegen die von ihm abgefallenen Schoaner unternommen, wurde aber von denselben zurückgeschlagen und verlor viele Leute. Tigre, Lasta, Godscham und Schoa waren jetzt von

starken Rebellen besetzt, die von dem Landvolk, welches der Tyrannenherrschaft des Königs müde war, mächtig unterstützt wurden. So fing das Reich des Königs überall an zu wanken und einer baldigen Auflösung entgegenzugehen. Die Zahl seiner Untertanen wurde immer kleiner und natürlich seine Einkünfte immer geringer. Wenn er in Geldnot war, erpreßte er von den ihm treu gebliebenen Landleuten doppelte Abgaben und legte einen reichen Kaufmann nach dem andern in Ketten und besteuerte ihn mit fünf- bis zwanzigtausend Talern; und wenn manche auch all ihre Habe veräußert und die geforderte Summe bezahlt hatten, wurden sie doch nicht freigelassen. Würden diejenigen unserer Deutschen, die über ihre Lage oft so unzufrieden sind und über unsere Regierungen so bösartig räsonnieren, die Handlungen eines solchen unumschränkten Monarchen an seinen Untertanen, deren Eigentum kein Gesetz sichert und sie schützt, ernstlich bedenken, so würden sie für den Schutz, den unsere Regierungen jedem ordentlichen Bürger gewähren, dankbar sein und die geringen Abgaben mit Willigkeit und Dank entrichten.

Als die Kunde von Camerons und der übrigen Gefangenschaft England erreichte, scheute die englische Regierung keinen Kostenaufwand, um unsere Befreiung zu bewirken. Herr Rassam mit den Herren Prideaux und Blanc kamen schon im Juni 1864 mit einem eigenhändigen Brief der Königin Victoria und Geschenken für den König in Massowah an. Auf mehrere Briefe, die Herr Rassam an den König sandte, antwortete letzterer gar nicht. Endlich am Ende des Jahres 1865 gefiel es dem stolzen und trotzigen Manne, Herrn Rassam zu schreiben, daß er über Matammah zu ihm kommen solle. Am 18. Januar 1866 kam die englische Gesandtschaft am Hofe Theodors an und hatte einen glänzenden Empfang. Der Brief Ihrer Majestät der Königin von England, sowie die mitfolgenden Geschenke und die besondere Bitte Herrn Rassams um Befreiung aller Gefangenen waren von Erfolg. Die Gefangenen von Magdala wurden von ihren Ketten befreit und vereinigten sich mit uns (Staiger, Brandeis,

Eßler, Schiller und meiner Familie) in Gaffat, von wo wir zusammen nach Quarata zu Herrn Rassam reisten, dem wir von dem König übergeben waren.

Die Brüder und Arbeiter in Gaffat hatten sich schon eine Woche früher auf königlichen Befehl nach Quarata verfügt.

Herr Rassam wurde von seiten des Königs mit Geschenken überhäuft, z. B. 10 000 Talern, Kühen, Maultieren usw. Alles schien gut zu gehen, und wir freuten uns im Gedanken an unsere baldige Abreise von Abessinien, dem Lande so vielen Elends und so mancher Not. Der König selbst hatte unsere Abreise auf Ostern festgesetzt. Noch ehe der Tag derselben kam, sandte er Herrn Rassam eine schriftliche Auseinandersetzung der Ursachen, warum er den Konsul und uns gefangengehalten habe, und sagte, er verlange eine Vergütung von der Königin von England für die ihm von uns angetanen vorgeblichen Beleidigungen. Als Entschädigung wollte er englische Handwerker und Werkzeuge haben. Herr Rassam sollte als Geisel bleiben, bis diese Handwerker gesandt würden. Derselbe gab sich aber alle Mühe, den König zu überzeugen, daß es besser sei, wenn er selbst mit den befreiten Gefangenen nach England gehe. Dort angekommen, wolle er von seiner Regierung alles, was er begehre, auswirken. Da die Verstellungskunst dem König etwas ganz Gewohntes war, ging er scheinbar, um uns zu betrügen, auf Herrn Rassams Wunsch ein.

Mittlerweile aber hatten finstere Mächte den König bearbeitet (und zwar ging dies von Europäern und Eingeborenen aus), welche ihm Mißtrauen einflößten und ihn glauben machten, daß England entweder selbst oder durch die ägyptische Regierung für die ihrem Konsul auferlegte ungerechte Gefangenschaft Rache nehmen werde.

M. Bardel war eines Briefes des Konsuls (dessen Inhalt, wäre er dem König bekannt geworden, uns allen wohl das Leben gekostet hätte) schon in Magdala habhaft geworden und trug ihn Monate lang, eingenäht in seinen Hosen, mit sich

herum und ließ oft Drohungen hören, daß er durch diesen Brief uns alle unter das Beil liefern werde. Den Brief selbst gab er nicht ab; aber er tat sein Möglichstes, um Mißtrauen in des Königs Herz zu erregen.

Während wir in Quarata waren, gingen beständig Boten hin und wieder zwischen M. Bardel und seinem früheren Diener Engeda Work, derzeit königlicher Waffenträger.

Endlich kam der Tag der Abreise. Herr Rassam mit den anderen Offizieren begab sich zum Könige, um sich zu verabschieden. Wir reisten ab, wurden aber nach einstündigem Ritt in ein Dorf gebracht, wo wir bald nach unserer Ankunft von königlichen Soldaten, die dort versteckt waren, überfallen, zwei und zwei zusammen in Ketten gelegt und in den darauffolgenden drei Tagen zurück nach Quarata und über den Tzanasee zum König nach Zegie geschleppt wurden. Herr Rassam und Genossen wurden ebenfalls bei ihrer Ankunft im königlichen Lager gefangen genommen, doch nicht in Ketten gelegt. Ihre Uniform wurde ihnen abgerissen, ihre Degen weggenommen, ihr Geld und sonstiges Eigentum konfisziert.

Den Tag nach unserer Ankunft wurde unter freiem Himmel großer Gerichtstag gehalten. Wir wurden alle in unsern Ketten vorgeführt. Der König saß auf einer Art Thron, in reich mit Gold gestickte Seide gekleidet. Zu seiner Rechten war die Krone, und mehrere geladene Pistolen und Flinten lagen zu seiner Linken auf dem Thron. Seine Leibgarde, in reiche Seide gekleidet, stand hinter ihm. Seine Minister, Generäle und Offiziere saßen in langen Reihen zu seiner Rechten und Linken auf bunten persischen Teppichen, die auf dem Boden ausgebreitet waren, alle in prachtvoller Kleidung. Die Europäer von Gaffat saßen in einiger Entfernung von ihm zur Rechten, in Seide mit reicher Goldstickerei gekleidet. Vor dem Könige saßen auf Teppichen die drei englischen Offiziere Rassam, Prideaux und Blanc in englischen Uniformen. Tausende von Soldaten hatten sich rechts und links in Front aufgestellt, um den

Verhandlungen zuzuhören. Als wir angekommen waren, gab der König Befehl, daß Konsul Cameron von seinen Ketten befreit werden sollte. Er durfte sich zu den drei englischen Offizieren setzen. Auch M. Bardels Ketten wurden gelöst, und er empfing königlichen Befehl, sich neben die Herren Gesandten Englands zu setzen. Wir alle wunderten uns, daß er nicht schon früher von den Ketten befreit worden war. Der König machte ihm ein Geschenk von 1000 Maria-Theresia-Taler. Sodann hielt der König Rassam eine Strafpredigt, daß er uns aus seinem Lande habe entfernen wollen, bevor wir uns noch von ihm verabschiedet hätten. Stern und Rosenthal wurden gefragt, warum sie den König geschimpft hätten. Sie baten um Vergebung. Am drolligsten war die Anklage gegen Mr. Karens, des Konsuls Sekretär. Er hatte dem Könige früher einen Teppich (mit dem Bild eines Türken und Franzosen auf der Löwenjagd) zum Geschenk gemacht. Der König ersann nun folgende Allegorie: Der Löwe bin ich oder Abessinien. Frankreich und die Türkei sind die Jäger, und geriet darüber mehrmals in große Wut. Nach dem Verhör ließ er ein Geschlechtsregister vorlesen, das uns beweisen sollte, daß er von Abraham, David, Salomo und Menilek abstamme. Nach Beendigung der Verhandlung ließ er zwei reiche Kaufleute aus Quarata binden und legte dem einen eine Geldstrafe von 20 000, dem andern von 10 000 Talern auf und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil der erstere bei seinen Agenten in Massowah durch einen Brief Bestellungen machte. Trotzdem daß beide alles bezahlten, wurden sie doch bis zur Ankunft der Engländer, April 1868, in Ketten behalten.[1])

---

[1]) In den letzten Jahren der Regierung des Königs war es seine Gewohnheit, sich dadurch aus der Geldnot zu helfen, daß er den einen oder andern seiner wohlhabenden Untertanen erbte, d. h. er legte ihn in Ketten und besteuerte ihn mit einer Summe, zu welcher gewöhnlich das Vermögen des Betreffenden nicht ausreichte. In der Regel hatten die Angehörigen eines solchen bedauernswürdigen Reichen bei Ver-

Wir wurden in den Ketten in unser Gefängnis, das von einem Dornenhaag umgeben war, zurückgeführt. Am folgenden Morgen brachte man uns zu Herrn Rassam und befreite uns von den Ketten. Hierauf fand eine Versöhnung mit dem Könige statt, wo er wirklich ein Meisterstück lieferte und zeigte, wie sich der Teufel in einen Engel des Lichtes verstellen kann. Der König bat, auf seinem Angesicht liegend, alle um Verzeihung, wogegen wir ihn ebenfalls um Verzeihung baten. Darauf sagte er: „Um Gottes willen habe ich Euch vergeben. Der Teufel war es, der mich mit Euch zürnen machte; um die Versöhnung her ist ein Vorhang; der Teufel ist außerhalb desselben und wir wollen Sorge tragen, daß er nicht wieder hereinkommt und unsere Liebe stört". Diese Komödie, von der wir fast geglaubt hätten, der König rede von Herzen, war Heuchelei; denn bald nachher ließ er dem Teufel, der nie draußen gewesen, seinen Willen und legte die Gefangenen in Ketten. Von Herrn Rassam verlangte er, daß er jemanden nach England sende und Handwerker und Werkzeuge von seiner Regierung kommen lasse. Die Handwerker gedachte er natürlich als Geiseln für immer zu behalten.

Für die Mission nach England wurde ich gewählt, weil er meine Frau und drei Kinder zurückbehalten konnte und dadurch gesichert war, daß ich wiederkehren würde. Er sagte: „Einem Europäer ist seine Frau sein Herz, und seine Kinder sind seine Augen. Sende ich diesen, so bin ich gewiß, daß er, wenn auch nicht meinetwegen, doch seiner Frau und Kinder wegen wiederkommt". Ich verließ Abessinien am 21. April und reiste über Matammah, Gedarif, Kassala, Barka, Bogos, Massowah, Aden, Ägypten und Paris nach London, wo ich am 8. Juli 1866 mit des Königs und Herrn Rassams Schreiben um Arbeiter und

---

wandten und Freunden die fehlende Summe zu erbetteln. Ging das Geld nicht schnell genug ein, so wurde der Mann auf die unmenschlichste Weise gefoltert. Und wenn die Summe bezahlt war, so wurde er in den meisten Fällen doch nicht freigegeben.

Werkzeuge ankam. Die Reise durch das Barka-Tiefland bis Massauah war, weil es die heißeste Jahreszeit war, überaus anstrengend. Das Wasser spärlich und schlecht; die Hitze bei Tag fast erdrückend, und die Schwüle der Nächte und das Ungeziefer wollte mich fast nie zur erquickenden Ruhe kommen lassen. Dazu die Sorge und der Kummer um Frau und Kind, und das bange Fragen: Was wird das Ende von all unserem Leiden, unserem Beten, Ringen und Kämpfen sein? Auf dem Wüstensande liegend habe ich oft die Augen zum sternbesäten Himmel gerichtet, halbe Nächte durchgerungen, meine Sünden bekannt und gebetet. Einmal kam über mich und meine kleine Reisegesellschaft ein Orkan. Wir und unsere Kamele legten uns auf den Boden, und wir wurden halb im Sand, der in der Luft umherflog, begraben. Der Mudir von Cassela sandte tags darauf Soldaten nach uns aus, die uns nachmittags in dem Dorfe Sabterat fanden. Im Bogos-Land hatte ich eine unangenehme Begegnung mit einem Rinozeros. Auf 50 Schritte stand ich dem Ungeheuer gegenüber. Ich starrte ihm ins Gesicht, innerlich seufzend: Herr, errette mich. Nach 9—10 Minuten regungsloser, peinlicher Lage brüllte das Ungetüm, so daß die Erde dröhnte, sprang davon und verschwand im Gebüsche. In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott über mir Flügel gebreitet!

Die letzten Regierungsjahre und das Ende Theodoros II.

V.

Tagebuch meiner Frau.[1])

Begebenheiten während der zwei letzten Jahre des Königs Theodoros.

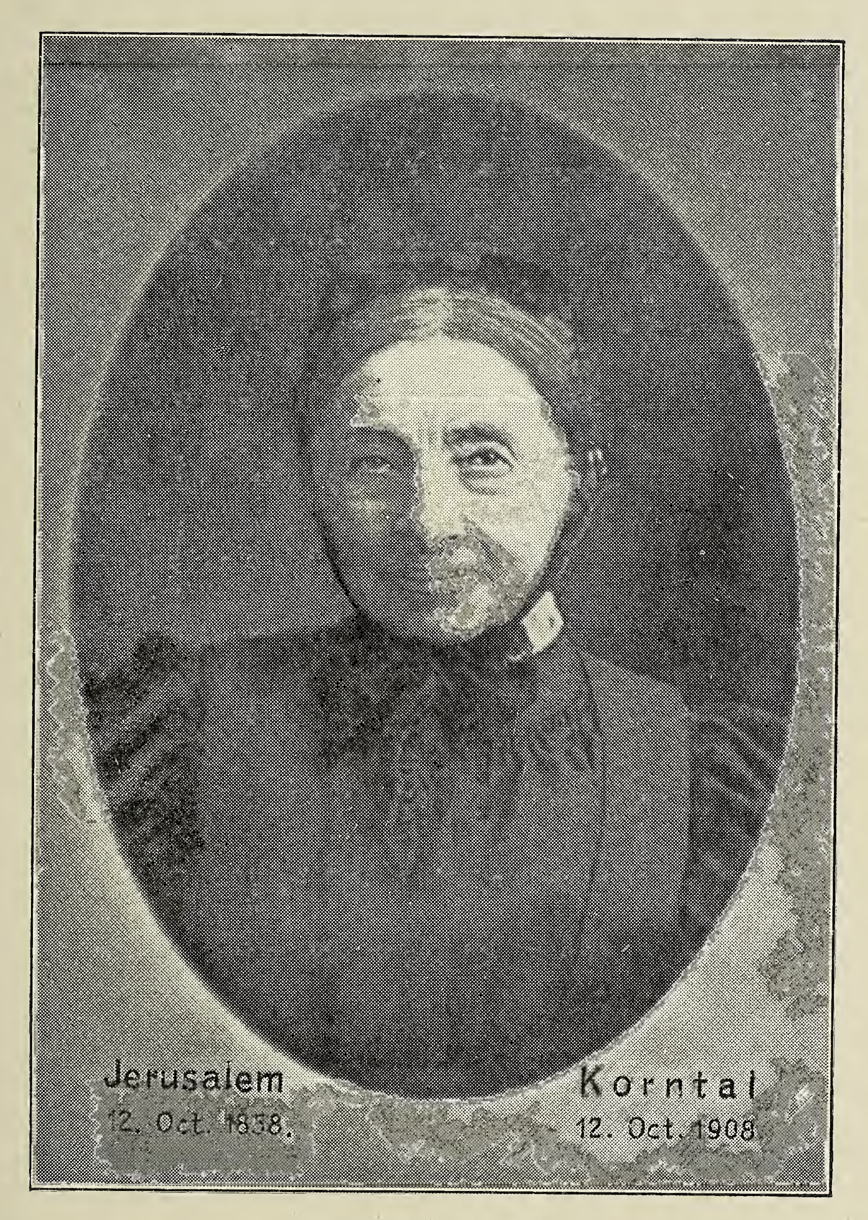
Er hat ein Gedächtnis gestiftet Seiner Wunder, der gnädige und barmherzige Herr. Er hat uns erlöset von der Hand des Schrecklichen. Er hat das Gebet der Verlassenen gehört und ihr Schreien nicht verschmäht. Er, der Gnädige und Barmherzige, hat die Gebete der vielen Christen gehört, die für uns hinaufschrieen, und nur Er war es, der dem Könige den Mut nahm und den Stolzen in seiner Hoffnung zu Schanden werden ließ! — Diese Worte stehen uns immer wieder vor der Seele, wenn wir auf unsere Trübsalszeit in Abessinien zurückblicken. Man kann sich wohl denken, wie bitter unsere Täuschung war, als wir in der fröhlichen Hoffnung unserer Befreiung am 11. April 1866 früh morgens Quarata verlassen hatten und nach kaum einstündigem Ritt von des Königs Leuten gefangen genommen

[1]) Meine sel. Mutter führte während der Gefangenschaft ein Tagebuch, das sie sorgfältig unter ihrem Kleide versteckt, all die Jahre bei sich trug. In günstigen, von ihren Hütern unbeachteten Augenblicken hat sie von Zeit zu Zeit Einträge gemacht. Selten hat eine Frau so Entsetzliches durchgemacht. Mit Umsicht, Klugheit und Ausdauer hat sie den Nachrichtendienst nach Europa und zwischen den verschiedenen Gruppen der Gefangenen besorgt und für den Unterhalt der letzteren gesorgt. Ergreifend ist's, aus diesen gelegentlichen Aufzeichnungen zu sehen, wie ihr lebendiger Glaube und die lebendig empfundene Nähe des Herrn sie ergeben, mutig und tätig erhielt . . . Wenn es auffallen könnte, daß mein Vater in seiner Lebensbeschreibung der treuen Lebensgefährtin nicht mehr Erwähnung getan hat, so ist ihr durch Aufnahme ihres Tagebuches ein Denkmal gesetzt, wie es passender für diese seltene Frau nicht geschehen konnte. Anmerkung des Herausgebers.

und noch einmal in all das Elend versetzt wurden, dem wir glaubten für immer entgangen zu sein. Wir konnten kaum unsern Ohren trauen, als wir von dem Boten des Königs die Worte hörten: „Im Namen des Königs sollt ihr in Ketten gelegt werden". Wir waren dem Verzagen sehr nahe, denn aufs neue stand uns eine lange Jammerzeit bevor. Die Männer wurden alle jenen Abend in Handketten gelegt. Frau Rosenthal und ich wurden in unsern Zelten bewacht und nach einer sorgenvollen Nacht wieder nach Quarata zurückgeschleppt, wo wir nach langem Warten in der Mittagsglut auf dem Marktplatze von allem möglichen Gesindel angestarrt, verspottet, endlich gegen Abend in ein Haus zusammengepackt wurden, um zu unsern übrigen Trübsalen noch von der dort herrschenden Unreinlichkeit und von Ungeziefer geplagt zu werden. Auf die dringenden Bitten meines Mannes wurde uns Frauen samt den Kindern erlaubt, in einer Art von Veranda zu übernachten, die um das Haus herum mit Bambusstäben hergerichtet war; aber auch darin gab es für uns Plagen in Menge. Nach der drückenden Tageshitze suchte uns die bittere Kälte der Nacht heim, denn wir waren ohne irgend welches Bettzeug. Wir waren daher sehr dankbar, als nachher am späten Abend Frau Bender uns eine Kuhhaut, um darauf zu liegen, und ein abessinisches Kleid schickte. Frühe am nächsten Morgen, den 13. April, wurden wir an den See geführt, abermals von einer ungeheuern Menschenmenge angestaunt; dort standen schon Schifflein für uns bereit. Die Boote, eigentlich Floße, sind sehr klein, aus zusammengebundenem Papyrus gefertigt, und fassen höchstens sechs Personen. Man sitzt bis an die Knie im Wasser, auch bekamen die Kinder von den blendenden Sonnenstrahlen bald Augenweh, und es schien, als wolle eine Not nur der andern Platz machen. Gegen Mittag hatten wir das andere Ufer erreicht und landeten an der Halbinsel Segi, wo der König Lager gemacht hatte. Wir mußten lange hier warten, bis es unserem Peiniger gefiel, uns hinaufkommen zu lassen; die armen Kin-

der weinten vor Hunger, Hitze und schlimmen Augen. Der König sah lange mit einem Fernglas auf uns hin, dann sandte er drei Maultiere, eines für den englischen Konsul Cameron, eines für Frau Rosenthal und das dritte für mich. Wir ritten nach dem Ort unserer Bestimmung, ein für uns verfertigtes Dornengehege auf einer Ebene. Wie froh waren wir Frauen am Abend, als wir ein eigenes Zelt erhielten, denn während des Tages waren wir bei den Männern. Rassam schickte uns einige gegerbte Ochsenhäute, und dies war die einzige Bequemlichkeit zum Schlafen für drei Nächte, bis der König den Gefangenen die Handketten abnehmen und uns alle zu Rassam führen ließ; denn nun erst wurde uns unser Gepäck und mit demselben unser Bett zurückgegeben, und der König strengte sich sehr an, Rassam und allen andern eine freundliche Miene zu zeigen. Während zwei Tagen gingen die offenbarsten Heucheleien von seiten des Königs vor und endeten damit, daß er Rassam aufforderte, einen der Gefangenen mit einem Brief von ihm und einem von dem König nach England zu senden.[1]) Wir glaubten erst gar nicht, daß es dem König ernst damit sei; als ich aber von meinem Manne an den Ufern des Tzanasees Abschied nehmen mußte, da fühlte ich so tief meine Verlassenheit, daß ich bittere Tränen über mein Elend weinen mußte. In später Nacht, den 21. April, gelangte ich mit meinen Kindern ganz kalt und durchnäßt in Quarata an; mein Mann reiste den 21. April nach Tschelga ab. „Werden wir uns je wiedersehen, und wie viel Angst und Trübsal mag die Trennungszeit in sich bergen?“ Unter solchen Gedanken gelangte ich in das Haus der Woisoro Menen, der Mutter des Ras Ali, die dazumal als Gefangene in Magdala war. Das Haus wurde dem Bruder Saalmüller angewiesen;

[1]) Herr Rassam sagte, es stehe ihm nicht zu, einem der Gefangenen zu befehlen; darauf entschied der König, daß mein Mann der Träger der Briefe an die Königin von England werde; denn, sagte er, mir zuliebe kommt keiner zurück. Aito (Herr) Flad aber kommt seiner Frau und Kinder wegen wieder und bringt mir eine Antwort.



Frau Pauline Flad.

da es aber für ihn zu klein war, so überließ er es mir. Leider war das trübe, düstere und überaus schmutzige Haus durchaus nicht geeignet, mich etwas heiterer zu stimmen; unter Tränen sagte ich mir den Vers her:

Die Herberg' ist so böse,
Der Trübsal ist so viel;
Ach komm', mein Gott, und löse
Mein Herz, wann dein Herz will.

Komm' mach' ein selig Ende
All meiner Wanderschaft,
Und was mich kränkt, das wende
Durch deines Armes Kraft.

Welch eine trübselige Heimat für eine Königin! dachte ich. In der Nacht wurden wir von Ungeziefer gefoltert, und am Morgen kam unser alter Wächter, der nachts das Vieh hütete, und sagte, es seien zwei Leoparden im Hause; am Tage versteckten sie sich über der Wohnung unter dem Strohdach des Hauses, und sobald die Dunkelheit einträte, gingen sie aus ihrem Schlupfwinkel auf Beute aus. Leider mußte ich schon in der nächsten Nacht die Anwesenheit der Bestien erfahren. Um Mitternacht weckte mich der Hilferuf des alten Wächters auf; aber ehe er noch die Diener aufwecken konnte, hatten die Leoparden fünf Schafe und ein Kalb getötet und einem Esel das Eingeweide herausgerissen. Die Bettstellen, ebenfalls Eigentum der Woisoro Menen, wurden einem tagelangen Bad im Tzanasee unterworfen und waren dann zu gebrauchen. Mit einer unbändigen Schar von Fledermäusen konnten wir indessen, wie wir bald einsahen, keinen Krieg führen; nur hier und da gelang es uns des Nachts, einige zu töten. Doch hatten unsere Kinder auch allerlei Freuden; in der Mauer des Hauses brüteten Schwälblein und Papageien ihre Eier aus. Besonders am Morgen saßen sie gern unter dem Schatten der Bäume, die das Haus umgaben, und hörten dem Gesang der Vögel zu. Die Kaffeebäumchen umgaben

das ganze Haus in einer doppelten Reihe und erfüllten, da sie gerade in der Blüte standen, die ganze Umgebung mit einem zimtähnlichen Wohlgeruch. Unseres Bleibens war aber hier nicht; es war gerade um diese Jahreszeit nach den Aussagen der Bewohner hier am ungesundesten. Nachdem die ersten Regen eintrafen, stellten sich alsbald Krankheiten ein. Die Pocken und ein böses Nervenfieber rafften alle Tage eine Menge Opfer hin, und um die Not recht groß zu machen, wurde durch das Herüberkommen der Soldaten auch die Cholera nach Quarata verpflanzt. Nun war eine beständige Totenklage in der ganzen Nachbarschaft zu hören. Der König war den 11. Mai mit seiner Armee in Quarata angekommen, wurde aber durch das rasche Voranschreiten der Seuche genötigt, sich nach den Hochländern zu begeben. Am 14. Mai trat das Heer seine Reise nach Debra Tabor an und wir erhielten Befehl, am 15. nachzufolgen. Es hatte jeder seine Hoffnung darauf gesetzt, das kalte und hohe Klima von Begemder werde der Seuche bald Einhalt tun; allein es schien, als ob gerade der rasche Temperaturwechsel aus der Tropenluft Quaratas in die schroffe Alpenluft hinauf nachteilig einwirkte. Auf dem Wege wurden sehr viele ergriffen; eine junge Frau wurde von ihrem Manne aufgesucht und mit ihrem Kinde, einem Säugling, das sie in einem Leder auf dem Rücken trug, seitwärts am Wege liegend gefunden; beide waren Leichen. Es wurde viel geklagt und geweint, denn Abessinier befolgen buchstäblich den Sinn des Apostels: „Weinet mit den Weinenden". Von unsern eigenen Leuten starben drei während zwei Tagen; in andern Nachbarshäusern noch viel mehr; es war ein beständiges Gehen nach dem Begräbnisplatz. Unter der großen Zahl der Dahingerafften mochte wohl kaum e i n e r an sein Ende gedacht haben.

Mit der Cholera ging es im Hochland bald zu Ende, doch gab es viel andere Not. Wir erhielten zwar Erlaubnis, unsere Häuser, die wir vor etwas mehr als drei Monaten verlassen hatten, beziehen zu dürfen. Wir fanden sie aber in demselben

Zustande, wie das oben beschriebene Haus der Woisoro Menen. Am 18. Juni waren wir in Gaffat angekommen, Rassam und seine Mitgefangenen den Tag zuvor; der König gab letztern die Häuser seiner Silberschmiede zu bewohnen und schien es sich höchst angelegen sein zu lassen, die Engländer freundlich zu versorgen. Einige unserer vertrauten Eingeborenen aber meinten, die Liebe des Königs zu Herrn Rassam sei gar zu heftig; so werde es wohl nicht lange anhalten. Schon nach wenig Tagen wurde Herr Rassam samt seinen Mitgefangenen nach Debra Tabor gerufen und eine Lüge zum Vorwand genommen, um die Leute als Halbgefangene zu behalten. Rassams mutvolles Auftreten hat nach dem Urteil der übrigen Europäer, damals den König verhindert, sie in Ketten legen zu lassen; leider sollte dies aber nicht lange ausbleiben. Missionar Rosenthal hatte Erlaubnis, bei seiner Frau in Gaffat sein zu dürfen; sonst aber war der König in einer bösen Stimmung. Wir fürchteten, er werde uns alle nach Magdala bringen. Unsere trübe Ahnung ging nach wenigen Tagen in Erfüllung. Es war am 2. Juli 1866, als er zornerfüllt früh des Morgens von Debra Tabor nach Gaffat kam. Alles reizte, alles erboste ihn. Einen Bettler ließ er nicht weit von unserm Hause zu Tode prügeln. Letzterer hatte „um des Erlösers der Welt willen" von dem König ein Almosen verlangt und als dieser ihm sagte, er habe nichts, da antwortete der Bettler: „Möge der Erlöser der Welt Ihre Majestät beschenken". Darüber geriet der König in Wut und sagte: „So, du willst mich auch noch verspotten!" Darauf befahl er, den armen Bettler durchzuprügeln; er bekam aber so viel Hiebe, daß er liegen blieb und den Tag darauf starb. Es war ein Schreckenstag für uns, denn mit oben erwähntem Unheil war es noch nicht zu Ende; die Europäer waren alle hinausgegangen, um, wie es die abessinische Sitte erfordert, den König zu grüßen; sein Blick fiel auf Rosenthal und Dr. Blanc, die er beide heftig anfuhr; und endlich gab er Befehl, sie nach Debra Tabor zu Rassam zu transportieren. Auch mit Bruder Saal-

müller zürnte er, weil er früher den Brüdern Staiger und Brandeis ohne seine Erlaubnis eine Flinte zur Benutzung gegeben hatte. Am Abend desselben Tages, den 2. Juli, erhielten wir auch Wachen, doch nur an der Haustüre und den Fensteröffnungen.

Am 9. Juli kam der Kantiba, Gouverneur von Gondar, mit einem sehr finstern Gesicht; er machte einen kurzen Besuch in meinem Hause, sein Befehl war, die Herren Staiger, Brandeis, Eßler und Schiller in Ketten zu legen und mich bewachen zu lassen; da aber die Europäer in Gaffat sich für uns verwendeten, unterblieb es.

Den 10. Juli. Nun sind die schlimmen Prophezeiungen, daß des Königs große Liebe zu Rassam bald umschlagen werde, in Erfüllung gegangen! Herr Rassam ist jetzt in der Regenzeit auf dem Weg nach Magdala mit allen seinen Gefährten. Frau Rosenthal schickte er ohne alle Umstände zu mir; wie bitter ist's für uns, von unsern Männern getrennt zu sein.

Den 18. Juli. Der König kam letzten Sonntag an. Er läßt eine große Kanone gießen und treibt die Leute selber wie ein Fronvogt an; er trägt Steine und Mörtel mit eigner Hand zum großen Ärger seiner europäischen Diener, die, wenn er Hand anlegt, ihm alles nachmachen müssen. Es scheint, der König ist viel verrückter als sein Hofnarr, der ihm dieser Tage den Rat gab: das Hochofenbauen und Kanonengießen sein zu lassen und sich nach den Rebellen, die bald sein ganzes Land eingenommen hätten, umzusehen, was doch viel klüger wäre.

O Herr, sei uns gnädig und laß uns unter dem Schatten deiner Flügel Zuflucht finden, bis das Unglück an uns vorüber ist!

Den 8. Sept. Es kamen Briefe von meinem Manne; Briefe an ihn abgesandt und mit viel Angst und Spannung den Boten nachgeschaut; es ist dies ein gefahrvolles Unternehmen, der Herr nur kann sie beschützen, daß sie nicht gefährlichen Leuten in die Hände fallen.

Den 6. November. Abermals Briefe erhalten von der Küste; habe wieder Diener nach Massowah, sowie nach Matammah abgeschickt. Habe auch die Mädchen des Abends unterrichtet. Anfangs mit sehr kleinem Mut, aber die Taschamusch machte mir durch ihren Eifer große Freude. Ich mußte sie aber dieser Tage ernstlich zur Rede stellen, indem ich einen Haufen geröstetes Getreide in einer Ecke liegen fand. Es war das Mittagessen der Taschamusch, das sie vergessen hatte. Ich sagte ihr, es tue mir leid, daß sie so treulos mit Gottes Gaben umgehe; sie hätte es doch einem der vielen Armen, die an unsere Türe kommen, geben können. Sie versprach mir, sie wolle es gewiß künftighin den Armen geben, und zu meiner großen Freude merkte ich nach diesem Vorfall, daß sie oft, während sie und die andern beiden Mädchen aßen, händevoll austeilten an vorübergehende Arme. Ein altes Weib rief einmal für eine solche Gabe den Mädchen folgenden schönen Segensspruch zu: „Gott bewahre euch vor der Trübsal des Hungers!" Das gefiel ihnen sehr und vermehrte den Trieb, von ihrer gerösteten Frucht, was gewöhnlich ihr Mittagsbrot war, abzugeben. Ich redete mit ihnen bei dieser Gelegenheit über die schöne Stelle Matth. 25: „Kommt her zu mir, ihr Gesegneten meines Vaters usw.", bin auch der guten Zuversicht, der Geist Gottes werde diese und viele andere Unterredungen den Kindern auch später ins Gedächtnis zurückrufen. Genug häusliches Ungemach, besonders mit den Mägden! O Herr, werde nicht müde und bringe du doch selber immer wieder Licht und Ordnung in meine äußere und innere Verworrenheit!

Den 10. November. Vorige Woche wurde Engeda Work, die Frau des Sirr Jehun, der Zauberei angeklagt und vom König in Ketten gelegt. Bei ihrem Verhör stellte es sich heraus, daß ihr Vater sie aus Habgier verleitete, ihrem Manne ohne sein Wissen Zauberzettel umzuhängen. Die vor dem König untersuchten Zettel enthielten folgendes in arabischer Schrift: „Möge der Träger dieses sehend nicht sehen und hörend nicht

hören". Und es stellte sich bei näherer Untersuchung heraus, daß sowohl die junge Frau, als auch ihre Eltern die abergläubische Hoffnung hegten, der junge Mann solle durch das Tragen dieser Amulette betört werden, damit sie mit seinem Eigentum schalten und walten könnten, wie sie wollten. Der König richtete in diesem Fall sehr gelind: die junge Frau wurde freigesprochen, doch mit der Bedingung, daß wenn ihr Mann stürbe, so müsse sie das übliche Blutgeld, welches gewöhnlich 200 Taler macht, bezahlen.

Den 11. November. Neue Sorgen zu den alten. Ein Räuber hatte vergangene Woche, begleitet von einer Herde Raubgesindel, zum Teil Galla, zum Teil rebellisch gesinnte Landleute von Daunt, den Gouverneur Wodisu von Daunt in der Nacht überfallen und in seinem eigenen Hause aufgehängt. Landleute und Verwandte des Ermordeten jagten alsobald dem Gesindel nach, ereilten den Anführer und brachten ihn gefangen zurück, wo sie ihn mit gleicher Münze bezahlten. Der König erhielt vorgestern Kunde von dieser Sache und ließ den Landleuten von Daunt sagen: Wenn sie seine Freunde seien, so sollten sie ein großes Feuer unter dem Baum anzünden, woran der Rebell aufgehängt sei, und sollten ihn zu Asche verbrennen. Durch diesen Vorfall nun ist die Gegend von hier bis Magdala unsicher und ich bin in Sorgen um den Diener, den ich mit Briefen von meinem Mann an Herrn Rassam sandte. Der König kann sich immer noch nicht mit dem Abuna versöhnen. Diesem Umstand, meint man, möchte wohl auch sein hier Sitzenbleiben zuzuschreiben sein, nämlich der Furcht vor dem Bannfluch des Bischofs.

Den 15. November. Vorgestern kam Sahelu, unser Diener, wohlbehalten von Magdala zurück. Die Leute dort, Rassam und seine Gefährten, sind sehr gespannt über den Ausgang der Mission meines Mannes; sie sind ihrer Lage sehr müde. Gestern Nacht um den Hahnenschrei fand eine eigentümliche Himmelserscheinung statt. Der König hielt in eigenster Person Wache bei dem Modell der großen Kanone, und er hatte

zuerst das Phänomen bemerkt. Er ließ alsbald die Europäer rufen, um ihre Meinung zu hören. Die Eingeborenen deuteten das Zeichen auf Krieg, und der König war gleich damit einverstanden; er sah Krieger auf Streitwagen und Rossen in wilder Wut auf einander losstürmen, und man hätte meinen sollen, wenigstens nach seinen Äußerungen, daß er sich in einer bußfertigen Stimmung befinde. Er sprach von seinem zuchtlosen Leben, seiner Vielweiberei und seinen Grausamkeiten. Ach leider, er hat niemals seine Greueltaten bereut; nur wenn ihm sein Tun Schaden brachte, war er betrübt darüber. Schon heute früh hat er sich mit vollen Händen Absolution erteilt: „Er sei doch der Sklave Christi", meinte er, „und Gott werde ihn wohl so lange leben lassen, daß er noch reichlich Buße tun könne", und er beschloß den Tag damit, daß er 65 arme Leute verurteilte, lebendig verbrannt zu werden. Diese unglücklichen Opfer waren Diener und Soldaten eines königlichen Beamten, der vor einigen Tagen aus dem Lager entfloh; sie waren ihrem Herrn nachgelaufen und wurden von königlichen Leuten eingeholt und wieder zum König gebracht. Es war leider kein Daniel da, der dem König sein „Mene" hätte deuten mögen. Es mochte wohl auch ein jeder fürchten, daß der König die Deutung übel belohnen würde. Oft bitte ich den Herrn um eine heilige Liebe, um einen priesterlichen Sinn, damit doch alle mich umgebende Not mein Herz finden möchte! O Herr, erbarme dich doch bald dieses armen Geschlechts und laß uns alle, die mit uns leiden und zum Teil mehr leiden als wir, geläutert und bewährt aus diesem Trübsalstiegel hervorgehen!

Den 21. Nov. Auch dieser Tag ist mit seiner Plage hinter uns. Endlich wird der letzte kommen, der durchs dunkle Tal führt, und auch da wird der Schrecken das Meiste sein. Sieg wird im Panier stehen. Wie den Träumenden wird's dann uns sein, wenn auf einmal der letzte saure Tritt getan ist. — Darum übergebe ich mich mit den lieben Meinigen aufs neue, mein Heiland, deiner Leitung mich überlassend lege ich mich als Opfer

vor dich hin. Ziehe mich in deinen Willen hinein; dann ist alles andere recht. Die Angst ist heilsam, sie jagt mich in deine Arme, sie lehrt mich auf dein Wort merken. O, darum rühme ich mich der Trübsal. — — — Viel, viel Unangenehmes und Beängstigendes erlebt. O HErr, gib mir vergebende Liebe, Weisheit von oben, Geduld und Sanftmut, auch gegen die Undankbaren und Boshaften. Du wirst uns aus diesem Tiegel herausnehmen, wenn's Zeit ist — wenn dein heiliger Wille an uns geschehen, und das Siegel unserer Gotteskindschaft uns aufgedrückt ist. Habe Dank, Herr Jesu!

Den 26. Nov. Habe mich heute, am Beginn eines neuen Lebensjahres an Ps. 116 aufgerichtet und erquickt. Ja Herr, ich will den heilsamen Kelch trinken — was auch von dir für mich in dieses Jahr hineingeordnet ist. Wie viel liegt hinter mir. Wie viel Sorgen, Furcht, banges Warten. — — In wie viel Not hast du nicht, gnädiger Gott, über mir Flügel gebreitet.

Ist alles dunkel um mich her,
Die Seele müd' und freudenleer,
Bist du doch meine Zuversicht,
Bist in der Nacht, o Gott, mein Licht!

Wenn mir angst und bange wird, und das Mutterherz bebt über unser und meiner lieben Kinder künftiges Los, so laß mich Ruhe finden an deinem Heilandsherzen. Gib mir mehr Treue in der Fürbitte. O, möchte doch alle mich umgebende Not mein Herz finden. Gedenke dieses armen, unter tiefster Not schmachtenden Volkes; führe Zeiten der Erbarmung herbei. — Verlaß uns nicht. — Ergreife und erwecke alle, die mit uns leiden. Rette sie aus ihren Sünden, und denen, die dich kennen, offenbare dich in deiner Holdseligkeit als Tröster und Seligmacher. Bewahre mich, mein Gott, ich traue auf dich.

Den 11. Dezember. Den ersten dieses Monats hat der König Gondar zerstört und völlig geschleift. Schon die Woche zuvor waren an die 60 Priester von den Gondar-Kirchen her-

gekommen, um den König zu ersuchen, daß er sie entweder vor den Rebellen beschützen, oder aber das Eigentum der Kirchen, Teppiche, Kleider und Kirchengerätschaften von ihnen in Empfang nehmen möchte; sie wollten sich dann anderswo ein Unterkommen suchen, da ihnen die Rebellen zu mächtig seien. Der König hieß sie warten und machte sich vergangenen Freitag, den 20. November, ganz unvermerkt auf den Weg und nahm nur seine streitbaren Männer mit, mit denen er im Schnellmarsch in einem Tage und einer Nacht 30 Stunden Wegs zurücklegte. Nun war an ein Entfliehen von Seiten der Rebellen so wenig als der armen Gondar-Bewohner zu denken. Frühe vor Tagesanbruch hatte der König Gondar erreicht und umzingelt. Die Soldaten fielen über alles her, die ganze Stadt mit ihren Kirchen wurde ein Raub der Flammen. Nur die Kirche des hl. Abo leistete Widerstand, obgleich zu vier verschiedenen Malen Feuer darin angelegt wurde. Der „Abo" wurde nach diesem Vorfall für einen Mächtigen unter den Heiligen gehalten. Die Not soll sehr groß sein, der König schleppte alle auf diese Weise obdachlos Gewordenen mit sich fort.

Den Dembeanern hatte er angekündigt, sie sollten während drei bis vier Monaten ihre Frucht aufessen und dann zu ihm kommen, indem er Dembea zerstören wolle.

Es ist, als ob eine geheime Macht ihn vorantriebe, in seinem Zerstören zu eilen. „Hat der HErr denn vergessen, diesem Volk gnädig zu sein?" so fragen wir oft um Aufschluß. „Ach HErr, verbirg uns heimlich in deinem Gezelt!"

Den 13. Dezember. Heute kehrte der König von Gondar zurück, beladen mit Gold und Schätzen, wovon er sogleich die Gaffater Europäer reichlich beschenkte. Auch mir schenkte er 50 Theresien-Taler zu meiner größten Betrübnis; das Geld brannte mich und ich seufzte im Stillen, so oft ich an die armen Unglücklichen dachte, denen er's geraubt hatte. Bald hatte ich Gelegenheit, manchen Hungrigen mein Herz finden zu lassen, denn die armen Ausgeplünderten liefen umher, und es kamen

viele Bekannte in ihrer Not, selbst einige Familien, denen ich für einige Zeit ein Obdach gewähren mußte.

O HErr, sei ein Vater der tausend Verlassenen und Heimatlosen. — Erhöre meine Seufzer, meine Gebete für dieses arme Land! Nimm dich auch des Königs an. Gib ihm Gnade zur Buße, gib ihm Frist, sich zu besinnen. — — — —

Den 19. Dezember. Endlich die lang ersehnte Antwort von meinem Manne. Es kam auch ein Brief an den König, nämlich eine Kopie von dem Brief der Königin von England, begleitet von einem Schreiben meines Mannes; das Original des Briefes der Königin muß er selbst überreichen. Der Brief Ihrer Majestät war sowohl freundlich-höflich, als auch scharf und bestimmt, besonders der Punkt, der von der Dignität eines Gesandten handelt; letzterer sei „von allen zivilisierten und zivilisiertseinwollenden Fürsten als heilig und unantastbar zu halten".

Der König soll in einer bösen Stimmung sein, seit er den Brief erhielt.

Den 28. Dezember. Sehr betrübte Weihnachten liegen wieder hinter uns. Ich hatte meine Nachbarn, Staiger, Brandeis, Eßler und Schiller und Frau Rosenthal zum Abendbrot gebeten. Es teilte aber scheint's einer dem andern seine traurige Stimmung mit; der Weihnachtskuchen wollte gar nicht munden. Es wurde mir gar schwer um's Herz, als die Kinder nach dem Papa fragten; doch erquickten wir uns nachher an der Weihnachtsgeschichte und dem schönen Lied:

„Alles ist Euer —
O Worte des ewigen Lebens".

Besonders der letzte Vers war so passend für unsere Lage:

„Seid Ihr auch elend, verlassen, verfolgt und gefangen,
Triefen Euch Zähren des Grams von erbleichenden Wangen,
Droben im Licht, freut euch, da fließen sie nicht,
Dort ist das alles vergangen!"

Den 15. Januar 1867. Heute haben wir den Diener Fanta mit Briefen an meinen Mann abgefertigt.

Möge der HErr, der so treu über uns waltete, denselben in seinen Schutz nehmen. Ach wie trüb ist der Anfang des Jahres! Immer hoffnungsloser scheint sich unsere Lage zu gestalten.

Doch:

Wenn im Dunkeln auch Sein Häuflein irrt,
Er wacht, der treue Hirt
Und läßt den Seinen
Ein freundlich Sternlein scheinen,
Hallelujah!

Der König, scheint's, hat den Brief der Königin Victoria noch nicht verdaut; er braucht sehr lange Zeit, bis er eine Antwort schickt. Er hat nichts Gutes vor; gewiß will er die Engländer noch einmal täuschen. Er hat Schritte getan, um sich mit seiner rechtmäßigen Frau auszusöhnen. Er hat alle Konkubinen fortgeschickt, außer der Favoritin, der Woisoro Jatamengja. Doch Woisoro Terru-Work ist stolzen Charakters, sie hat ihm sagen lassen: als seine Frau wolle sie zu ihm kommen, nicht aber als seine Konkubine, nicht eine einzige dulde sie neben sich, sonst wolle sie lieber auf der Festung bleiben, wo sie doch Ruhe habe, um zu beten und ihren Psalter zu lesen. Der König hat die ganze vergangene Woche „geschlafen", d. h. er war krank; es wäre nämlich ein Verstoß gegen die Hofsitte in Abessinien, vom König zu sagen: „er sei krank". Es hat ungewöhnlich viel geregnet in der letzten Zeit, und die Eingeborenen haben den sonderbaren Aberglauben, daß der Aufenthalt des Königs an einem Ort Regen verursacht; ohne Zweifel verursacht er Kummer und Tränen genug. Es sieht jetzt ganz ernstlich darnach aus, als gehe es nach der Bergfeste. Wie oft muß ich beten: „HErr, mache meine Seele stille bei allem, was mich kränkt und drückt".

Oft kommt die Versuchung an mich heran, ich solle mit

meinen Kindern mich aufmachen und davon gehen, aber das ist unausführbar.

„Keinen Fuß breit laß mich wallen,
O mein Vater, ohne Deine Hut.“

Das Lager ist in Debra Tabor; alles ist stille um uns her. Nur getrost! Des HErrn Arm ist nicht zu kurz, daß er nicht helfen könnte, und an seinem Wollen fehlt's auch nicht. „Die auf den HErrn harren, kriegen neue Kraft.“

Das darf ich doch nicht vergessen zu erwähnen, daß ein Soldat, der einer armen Frau in Gondar ihr Kleid weggerissen hatte, aus eigenem Antrieb kam und ihr dasselbe wieder zurückerstattete. „Es habe ihn gestochen wie Dornen“, sagte er, „sie solle es doch wieder annehmen und ein Vaterunser für ihn beten“. So gibt es doch hier und da noch einen abessinischen Soldaten, der nicht ganz verhärtet ist.

Den 23. Januar. „Wer ausharrt bis ans Ende, wird selig“. Fast scheint es mir, als sei es zu schwer; der König wird immer trotziger und boshafter, immer tyrannischer gegen die Europäer. „Ach HErr, warum schläfst du? Hilf uns doch, wir verderben ja!“

Gestern hatte ich einen sehr betrübten Tag; ich konnte mich des lauten Jammerns kaum erwehren. Meine Nachbarn, Staiger und Brandeis, sind gestern von hier fort, beordert von dem König, einen Weg zu machen von Debra Tabor bis an den Amora Geddel, gewiß aber steckt irgend etwas hinter der Sache. Besonders meine lieben Kinder waren sehr betrübt über die Trennung und haben das Heimweh, denn wir sind so gar allein und auf uns selbst angewiesen. Der HErr läßt uns alles kosten, ehe die Stunde der Erlösung für uns schlägt. Er erlaubt dem König doch viel über uns. „Währt denn der Streit immer und ewig?“ Jedoch:

„Endlich, endlich kommt gewiß“.

Wir sind wie ein Spielball in der Hand des Tyrannen; sehr oft bekommen wir die Weisung, uns zur Reise fertig zu

machen. Gegenwärtig ist alles in der größten Spannung. „Es geht nach Godscham“, sagen einige, andere: „es geht nach Tigre oder Lasta“. Gott stehe uns bei. Schenke uns Deine Gnade, „denn sie flößt zu den Siegen Geduld und Glauben ein“.

Den 31. Januar. „Die Angst meines Herzens ist groß; führe mich aus meinen Nöten“. Vergangener Freitag, welch ein Jammertag! Die Brüder Staiger und Brandeis samt den beiden Jägern und Makerer suchten aus dem königlichen Lager zu entkommen; ihr Plan aber wurde durch den Franzosen Bardel verraten. Letzterer stellte sich, als wäre er mit ihnen eins. Als er aber selber das Losungswort zur Flucht gegeben hatte, da begab er sich zum König und zeigte das Vorhaben an. Der König wurde wütend und begab sich augenblicklich auf den Weg, die Flüchtlinge aufzusuchen. Sie waren alle in ihren Zelten, aber bereit zur Flucht. Sie wurden sogleich in Ketten gelegt und verhört. Um 10 Uhr war der König selber auf unsern Platz herübergekommen. Es war ihm Mißtrauen eingeflößt worden, als hätte ich auch Fluchtgedanken; er wollte sich selber überzeugen, ob dem so sei. Zum Glück war ich jenen Abend wider meine Gewohnheit früh zu Bett gegangen und als gegen 11 Uhr der Schalaka Wolda Gaber an unsere Haustüre klopfte, hatte er Mühe, uns wach zu rufen. Die alte Frau, die allein bei uns im Hause war (mit noch drei kleinen schwarzen Mädchen), fragte, was da los sei. „Der König ist da; macht auf!“ hieß es. Die Alte gehorchte, und Wolda Gaber trat ein mit Schwert, Spieß und Schild. Er zog, ohne meine Erlaubnis einzuholen, den Vorhang zurück, hinter dem ich mit meinen Kindern schlief. Zum Ankleiden hatte ich keine Zeit und das war gut, denn er wurde dadurch überzeugt, daß ich keine Fluchtgedanken hatte; auch lagen meine eigenen Kinder sowie die drei schwarzen Mädchen im tiefsten Schlaf; er nahm das Licht und ging in einen kleinen Anbau an der Seite unseres Hauses, worin wir Getreide, Holz und andere Vorräte aufbewahrten und hielt genaue Untersuchung, fand aber nichts und niemand. Dann ging er auch in

unser Gesindehaus, wo er ebenfalls die Leute im ersten tiefen Schlaf fand. Von dort kam er wieder in mein Haus und wollte mich mit dem bei solchen Anlässen in Abessinien üblichen „sei getrost!" verlassen. Ich fühlte mich aber sehr gekränkt durch diesen nächtlichen Besuch und hatte auch gar keine Ahnung, was die ganze Sache bedeute; sagte daher dem Schalaka Wolda Gaber: der König möge nur sein „sei getrost" für sich behalten. Er habe doch meinem Mann bei seiner Abreise nach England versprochen, er wolle mich bis zu seiner Rückkunft freundlich behandeln, und ich schloß meine Rede damit, daß ich sagte: „Sowie der König Leid und Ungemach über mich und uns alle häuft, so wird Gott ihm vergelten". Der Schalaka entfernte sich, indem er sah, daß seine Trostsprüche an mir verloren waren; er ließ aber eine Wache an meiner Tür, die die ganze Nacht die Runde um das Haus machte. Die alte Schwarze lauschte an der Tür und erfuhr, daß die Soldaten über Bardel schimpften, ihn einen Treulosen und Verräter nannten, der seine Mitgenossen ins Unglück gestürzt hätte. Der Morgen nach diesem nächtlichen Vorfall gab mir Aufschluß über die ganze Sache. Die meisten unserer Leute hatten sich, nachdem Schalaka Wolda Gaber ihr Haus verlassen hatte und zu mir herübergekommen war, aus dem Staub gemacht. Die Nachbarhäuser von Staiger und Brandeis, sowie der beiden Jäger, Eßlers und Schillers waren von Soldaten in Beschlag genommen, und ich erfuhr durch Bruder Mayer und Herrn Moritz, die der König mit einer Botschaft zu mir gesandt hatte, von dem fehlgeschlagenen Plan meiner Nachbarn. Des Königs Botschaft an mich war: „Willst du mit deinen Freunden, den Flüchtlingen, nach Magdala, oder zu meinen Kindern nach Gaffat gehen?"

Beinahe hätte ich mich entschlossen, „nach Magdala" zu sagen, jedoch dies wäre für mich sowohl als für die Gefangenen verderblich gewesen; er hatte mich mit dieser Frage auf die Probe stellen wollen, und die Armen hatten außer mir niemand, der für sie gesorgt hätte, und nach ihrer eigenen Aussage hätten

sie verhungern müssen, wäre es mir nicht möglich gewesen, sie mit Essen für die erste große Leidenszeit notdürftig zu versorgen. Denn da der König sehr erbost über sie war, so hatten die Soldaten Erlaubnis, ihnen alles abzunehmen; es blieb den Armen nichts als die Kleidung am Leibe; Betten, Haus- und Küchengerät, kurz alles wurde ihnen genommen; kein Heller Geld, kein Körnlein Frucht bleibt bei solchen Gelegenheiten im Hause. Als der König früh am Morgen des 27. Januar die Gefangenen an unserem Platz vorbeiführte, um, wie er angab, sie nach Magdala zu bringen, ging ich mit meinen Kindern an den Weg, um sie zu grüßen, und das gab Veranlassung, daß der König sich bewogen fühlte, mich aufs neue auf die Probe zu stellen. Ich sagte den Herren von Gaffat, da mein Mann bei seiner Abreise Herrn Saalmüller um seine Fürsorge gebeten habe, so wolle ich zu ihm gehen. Frau Rosenthal, an die er eine gleiche Botschaft geschickt hatte, entschied sich für Magdala; bei ihr konnte der König kein Mißtrauen hegen, indem ihr Mann ja auf Magdala war; jedoch hatte sie nur den Ärger, für ein paar Tage mit dem königlichen Lager herumziehen zu müssen, denn dem König war es nicht ernst, nach der Festung zu gehen. Er schickte Frau Rosenthal wieder zu mir, und nachdem er die Gefangenen noch einige Tage herumgeschleppt hatte, brachte er sie nach Debra Tabor ins allgemeine Gefängnis. Frau Rosenthal und ich mußten aber unsere Häuser verlassen und wir fanden ein Obdach in einem großen Hause, Bruder Saalmüllers Schmiede, die er für uns ausräumen ließ. Die neue Herberge war abermals kein Paradies; es gab genug zu fegen und was wir nicht wegfegen konnten, z. B. die Mäuse und anderes Ungemach, mit „Würde" zu ertragen.

In den ersten Tagen des Februar wurde auch der Kantiba Hailu, ein alter Mann und des Königs Taufpate, in Ketten gelegt, weil er den König bat, ihn von der Arbeit zu dispensieren, indem er Mönch zu werden wünsche und für seine Seele sorgen möchte. Der König hat alles Ehrgefühl verloren; weder die

Kindheit noch das Alter schont er, und keine Rücksichten der Dankbarkeit halten ihn ab, seiner Tyrannei Genüge zu tun. Der Kantiba Hailu hat jetzt Geld genug, und der König hat keins; daß der Greis sein Taufpate ist, daß er und seine Frau des Königs größte Wohltäter waren zu einer Zeit, wo er noch klein war und sich mühsam seine Bahn brach, das hat er alles vergessen. Ras Ubie wurde auch kürzlich wieder in Ketten gelegt, nachdem er kurze Zeit frei gewesen war; ebenso wurde der junge Detschasmatsch Tasamma Engeda von Gaint gebunden; der König hatte ihn erst vergangene Regenzeit zum Herzog erhoben, weil der junge Gouverneur ihm jene Provinz, Gaint, von den Rebellen gesäubert hatte. Die Gefangennehmung beider hatte keinen andern Grund, als Eifersucht und den Wunsch, sie politisch unschädlich zu machen. Viele andere weniger bedeutende Leute von Debra Tabor haben dasselbe Los zu teilen. Beinahe die ganze Nobilität von Debra Tabor liegt in Ketten, und der König hat kaum noch einen Mann von Stande um sich; nur solche, die er von Grasschneidern zu Würdenträgern erhoben hat und welche die abgeschmacktesten Heuchler sind.

Den 28. Februar. Abermals Briefe nach beiden Grenzen Massaua und Matammah gesandt und mit viel Bangen den Boten nachgeschaut, bis sie aus dem Bereich des Königs heraus waren, indem man hier alle Ursache hat, um das Schicksal der Briefe oder vielmehr der Boten besorgt zu sein.

Von Magdala bleiben alle Nachrichten aus; es heißt, es seien Rebellen bei Ansata. Zwei Diener, die Bruder Waldmeier vorige Woche sandte, sind aufgefangen und festgehalten. Meine Besorgnis um die vor vier Wochen nach Magdala abgesandten Briefe wächst täglich.

Mit den armen Gefangenen hat sich keine Veränderung zugetragen; der König fragt nichts nach ihnen und sonst bekümmert sich auch niemand um sie; sie sind im heißesten Leidenstiegel und ihre armen, ganz unschuldigen Diener mit ihnen. Sie befinden sich unter Dieben und Mördern, denn der König be=

trachtet Deserteure oder solche, die ohne sein Wissen und Willen das Land verlassen, wie Mörder gegen seine Person. Täglich sind sie Zeugen der größten Greuelszenen und stehen auch fortwährend ihrer selbst wegen Todesangst aus. Vor kaum acht Tagen ließ der König 78 Leute, entlaufene Soldaten, in ein Strohhaus einsperren und lebendig verbrennen; andere läßt er verhungern und trotz dieser Schreckensgerichte dauert das Desertieren unaufhörlich fort, ja es wird alle Tage schlimmer, und der König kommt darüber immer mehr in eine bittere und grausame Stimmung.

Den 10. März. Vergangenen Sonntag hatten wir einen großen Schrecken. Fanta, der vertraute Diener der Gefangenen, kam und erzählte uns, der König habe allen Gefangenen die Kleider wegreißen lassen und verboten, ihnen Essen und Trinken zu verabfolgen; er ging eilends wieder nach Debra Tabor, um zu sehen, wie es seinen Herren ergehen werde. Wir verbrachten eine sorgenvolle Nacht; aber gottlob! am Montag früh kam er wieder und berichtete uns, daß es seinen Herren wohlgehe. Der König war am Sonntag ungewöhnlich schnell von seinem Kirchgang zurückgekehrt. Die Gefangenen, an denen er vorbei mußte, standen auf, sobald sie seiner gewahr wurden, und gürteten sich vor dem Tyrannen so schnell sie es vermochten, wodurch natürlich ein lautes Kettengeklirr entstand. Der König, der scheints mehr Dämonen aus der Kirche zurückbrachte, als er mit hinein genommen hatte, wurde über das Kettengeklirr wütend. „Wer ist euer Vater, daß Ihr mich auch noch verspottet?" sagte der Schreckliche und befahl bei seinem Weggehen, allen Gefangenen die Kleider abzureißen und ihnen weder zu essen noch zu trinken zu geben. Schon war er fort, da kam ein Befehl an den obersten Hüter, daß außer drei adeligen Eingeborenen nur die Europäer von dieser Strafe befreit bleiben sollten. Vier volle Tage hielt dies grausame Gebot des Königs an; keinen Tropfen Wassers und keinen Bissen zu essen sahen die Armen. Europäer würden wohl schwerlich so lange das Hungern aushalten; die Abessinier

haben aber sehr elastische Verdauungswerkzeuge; sie können enorm essen und auch ganz ungewöhnliche Fasten aushalten.

Den 28. März. Welche Wendung der Dinge in dem Geschick des Königs seit wenig Wochen! Alle Morgen sind jetzt die ersten Nachrichten, daß wieder welche davongelaufen sind. Der König ergeht sich in Prahlereien, um seine innere Verzagtheit seiner Umgebung gegenüber zu bemänteln, und treibt zum Kanonengießen an, als ob davon sein Glück abhinge; er sagte auch den Europäern ganz unverhohlen, sie hätten das gleiche Los, vielleicht ein verhängnisvolles, mit ihm zu teilen. Wer weiß, was der noch zu tun imstande ist, so sagen wir oft; aber es ist ein großer Trost, daß unsere Zeit in Gottes Händen steht, und der Herr schon viele Beweise uns hat sehen lassen, daß Er über unserem Leben wacht.

Den 9. April. Noch immer keine Nachricht von meinem Manne; wird er wohl noch vor Winter (Regenzeit) kommen? Der König hat wieder einen Raubzug vor, sagt man. Ach, mit Unglück geht er schwanger. Rauben, Plündern, Foltern und Hinrichten ist bei ihm an der Tagesordnung; unaufhaltsam treibt ihn das wilde Rad seiner Natur. Gewiß sind's Gerichte Gottes über eine fleischlichgesinnte, gottvergessene Nation. Vor acht Tagen, als die königlichen Soldaten die Gegend von Wudo plündern wollten, stellten sich die Landleute zur Wehr, nahmen ihnen allen Raub wieder ab und obendrein noch viele Pferde und Maultiere und töteten, wie man sagt, an 300 Mann; das war eine Niederlage! Das ganze Begemder ist im Aufstand; es geht dem Ende zu, und viele freuen sich darüber. Rebellen sind dicht um uns her, auch sollen laut Gerüchten die zwei großen Rebellen, der Wagschum von Lasta und der von Godscham sich nähern. Und wie ist es möglich, in diesem Gewirr auch nur eine ruhige Stunde zu verleben?

„Du hältst die Wach' an unsrer Tür und läßt uns sicher ruhn."

Es ist alle Nacht ein heilloses Lärmen im königlichen Lager, Tanz und Musik; man wird unwillkürlich an Belsazars Mahl

erinnert. Der König hätte Warnstimmen genug, wenn er sie nur hören wollte. Es wird uns häufig angedeutet, er habe nichts Gutes gegen die Europäer im Sinne; doch der Herr kann ihm Halt gebieten; unsere Zeit steht in Gottes Hand, nicht in des Tyrannen. Heute sandte ich den Agaschie mit Briefen an meinen Mann. Er gedenkt mit den Efag-Marktleuten nach Matammah zu kommen; der Herr bewahre ihn vor bösen Leuten!

Den 10. April. Endlich die langersehnte Nachricht von meinem Manne und damit wieder ein Sorgenstein weggewälzt. Es wird immer zu rühmen geben: „In Trübsal und Beschwerden läßt du die Deinen nicht". Der König lagert in der Ebene von Foggera.

Den 29. April. Wieder eine Katastrophe hinter uns! Vor elf Tagen wurden wir von Gaffat weg und herauf nach Debra Tabor geschleppt. Hat der Brief meines Mannes, den der Tadla von Gedarif brachte, in ihm gegoren, oder wollte er die Leute durch einen Schrecken von ihren festen Wohnsitzen verjagen? Man kann keine Vernunftschlüsse über des Königs Handlungsweise ziehen. Freilich kam es die Leute hart an, als die Reihe auch einmal an sie kam; sie hätten gerne zu sich selber gesagt: „Das widerfahre dir nicht". Mir hat dieser Vorfall nur einen vorübergehenden Schrecken verursacht, denn die Hüter betrugen sich artig und höflich. Leider ist dieser Wechsel unserer Lage mit einer königlichen Bluttat bezeichnet. Als wir die Wegschleppung von Gaffat befürchteten, indem der König verschiedene Mal mit seinen Arbeitern zürnte, ließ mir Bruder Staiger durch seinen vertrauten Diener sagen, ich möchte das Geld, das ich bisher für ihn aufbewahrte, dem Debtera Sahhelu, einem uns bekannten Manne, zur Bewahrung übergeben, was ich auch befolgte. Leider überfiel der König Gaffat, ehe der Mann das Geld in Sicherheit gebracht hatte; derselbe wurde durch einen Henkersknecht des Königs aufgefangen und verraten. Der Unglückliche wurde von dem König verhört. Man fand außer dem Gelde noch eine Pistole bei ihm, worüber der König besonders

erzürnt war. Eine Französin, die Frau des Flintenschmieds Bourgaud, hatte ihm die Pistole zum Aufheben gegeben. Der arme Sahhelu bestand auf seiner Aussage, das Geld und die Pistole seien sein Eigentum. Der König, dem dies eine erwünschte Gelegenheit war, um die Europäer recht zu erschrecken, gab Befehl, ihn sogleich hinzurichten. Hände und Füße wurden ihm abgeschnitten, und der Unglückliche verschmachtete nach dreitägiger Qual. Wie mir und allen, die daran beteiligt waren, zumute war, läßt sich kaum beschreiben. Ich verbrachte zwei schauervolle Nächte in dem Bewußtsein, daß der Arme mit dem Tode ringe; heiße, bittere Tränen und Seufzer stiegen aus meinem Herzen; ich meinte, ich müßte Gottes Arm und Seine verfolgende Gerechtigkeit vom Himmel herabziehen. Eine unendliche Erleichterung war es mir, als ich am dritten Tage die Kunde vernahm, der Tod habe den Armen von seinen Qualen befreit. Der Herr, der ja keinen Tropfen kalten Wassers unbelohnt lassen will, wird auch diese Tat der Treue dem unglücklichen Sahhelu nicht vergessen.

Diese Not wäre nun überstanden, aber da taucht schon wieder eine neue auf. Mein Mann ist zwar laut Nachrichten im Lande, aber wo ist mein Diener Teku, den ich mit Briefen an ihn absandte? Darf ich mich freuen über die Ankunft meines Mannes oder geht es jetzt tiefer in die Not? Doch:

„Freundlich blickt Sein Aug' auf uns herab,
Sein sanfter Hirtenstab
Bringt Trost und Friede,
Er wachet sich nicht müde. Halleluja!"

VII.

Meine Audienz bei der Königin von England und die Rückreise nach Abessinien.

Nicht wenig bestürzt war die englische Regierung bei meiner Ankunft in England und meiner Berichterstattung von der mißlungenen Mission des Herrn Rassam; denn laut unseren Briefen

von Quarata hatte man in England jeden Tag die Ankunft aller Gefangenen erwartet.

Nachdem ich Lord Stanley und Lord Chelmsfort, den Kanzler, von dem Stand der Dinge in Abessinien in Kenntnis gesetzt, erhielt ich eine Audienz bei der Königin Victoria im Schloß Osborne. Ihre Majestät nahm den innigsten Anteil an dem traurigen Los der Gefangenen und gab Befehl, daß von seiten der Regierung alles getan werden solle, was die Befreiung der Gefangenen bewirken könne. Zugleich gab mir die Königin einen mündlichen Auftrag für König Theodoros.

General Merewether, damals englischer Geschäftsträger in Aden, war vor mir in England angekommen und nahm die Aufgabe, Handwerker zu suchen, Werkzeuge und Maschinen zu kaufen, in seine Hand; mit viel Mühe und Aufopferung gelang es ihm, beides zu bekommen. Dieser treffliche General hat sich von Anfang bis zu Ende unserer Gefangenschaft und bis zu unserer Befreiung besonders verdient gemacht, indem er anbahnte, was General Napier ausführte.

Die sieben Handwerker, darunter zwei Ingenieure, und die Werkzeuge und Maschinen, die für Theodoros bestimmt waren, kosteten der englischen Regierung, bis sie in Massaua waren, über 80 000 Mark.

Diese sieben Leute sollten mit mir zu Anfang Oktober London verlassen und nach Abessinien reisen; denn man glaubte fest, daß durch Willfahrung der Wünsche des Königs von seiten Englands die Befreiung der Gefangenen bewirkt werde und ein kostspieliger Krieg, der das Leben aller Europäer in Abessinien bedrohte, umgangen werden könne. Noch ehe ich aber mit den Handwerkern von England aufbrach und die Reise nach Abessinien antrat, kamen Briefe von Herrn Rassam und meiner Frau, welche die traurige Nachricht brachten, daß alle Gefangenen nach Magdala gesandt und aufs neue in Ketten gelegt worden waren. Dies gab der ganzen Sache eine andere Wendung. Man sah deutlich, daß durch Sendung der sieben Handwerker die Befrei-

ung der Gefangenen nicht nur nicht erreicht werde, sondern daß man dadurch dem König noch sieben Engländer zu unmenschlicher Behandlung in die Hände liefern würde.

Der Beschluß wurde gefaßt, daß ich mit einem eigenhändigen Schreiben Ihrer Majestät der Königin Victoria so schnell als möglich nach Massaua und, wenn ein Weg über Tigre offen wäre, von da zum König Theodor mich begeben sollte. Demzufolge verließ ich am 8. Oktober London und traf schon am 29. Oktober in Massaua ein. Die Handwerker und Werkzeuge sollten mir folgen.

In Massaua angekommen, fand ich den direkten Weg über Tigre nach Debra Tabor zum König, der Rebellen wegen unpassierbar. Zudem waren die für des Königs Geld eingekauften Seidenwaren und Werkzeuge, ohne die ich es nicht wagen durfte, vor ihm zu erscheinen, noch in Ägypten und Aden zurück.

Der König hatte mir bei seinem Gouverneur in Matammah 2000 Taler angewiesen, wovon ich für ihn verschiedene Seidenstoffe und für seine Arbeiter Werkzeuge gekauft hatte.

Der kürzeste Weg, um den Brief der Königin Victoria so schnell als möglich in des Königs Hände zu befördern, war meiner und Herrn Munzingers, des englischen Konsular-Agenten in Massaua, Ansicht nach der, daß ich von dem Brief eine Übersetzung ins Amharische machte und dieselbe durch Kurierboten an ihn absendete.

Der Brief der Königin Victoria rügte scharf die Beleidigung, welche der König an Konsul Cameron und den Gesandten durch die gewalttätige Gefangenschaft und das ungerechte Zurückhalten in Abessinien begangen hatte; dies sei eine Verletzung der Völkerrechte, die von Regenten, welche auf Zivilisation Anspruch machen, nie verletzt würden. Er sagte, daß England der wiederholten Wortbrüchigkeit des Königs halber alles Vertrauen in seine Versprechungen verloren habe und ihm die gewünschten Handwerker und Werkzeuge nur dann übergeben werden würden, wenn er die englischen Beamten, samt allen Europäern,

deren Wunsch es sei, Abessinien zu verlassen, mit einem sicheren Geleit bis an die Grenze seines Landes sende, wo die Arbeiter gegen Gefangene ausgetauscht werden könnten.

Diesem Schreiben fügte ich einen eigenen Brief bei, in welchem ich dem König den Vorteil auseinandersetzte, der ihm daraus erwachse, wenn er auf den Wunsch der Königin eingehe, andernfalls werde die Sache zu seinem Nachteil ausfallen, was er gewiß dann bereuen würde, wenn es zu spät sei.

Auch den Europäern in Gaffat legte ich in einem Schreiben den Stand der Dinge klar auseinander und bat sie, dem König zu sagen, wenn er keinen Krieg mit England wolle, so müsse er auf den Vorschlag der Königin Victoria eingehen.

Welchen Erfolg der Brief der Königin bei Theodor hatte, wird am besten aus folgenden Briefen ersichtlich. Bruder Staiger schrieb an mich:

„Gaffat, 2. Januar 1867.

Lieber Bruder Flad!

Der Herr sei mit Dir.

Deine Briefe von London und Massaua haben hier großes Aufsehen erregt. Jedermann und der König selbst war erstaunt, daß Deine Bemühungen in England so erfolgreich waren. Kein Mensch hier dachte daran, daß die englische Regierung den höchst sonderbaren Bedingungen und Wünschen unseres lieben Königs entsprechen werde. Der König selbst hatte am wenigsten Glauben daran, was aus seinem gegenwärtigen Benehmen hervorgeht. Der Brief Ihrer Majestät der Königin an unsern allerdurchlauchtigsten Kaiser erregte hier bei allen aufrichtig denkenden Menschen Bewunderung und Freude. Er war höflich, aber nichts weniger als schmeichelhaft, ja voll trefflicher Wahrheiten, die der König gut verstanden hat und die ihm schon früher hätten gesagt werden sollen. Er sandte denselben sogleich nach Magdala an Rassam und ließ ihm dabei sagen, er werde bald selbst kom=

men, um sich über die Antwort mit ihm zu beraten. Wir sind ängstlich gespannt, was das Resultat sein wird.

Den 5. Januar. Heute hatten wir Briefe von Magdala. Alle erwähnen die Ankunft des Briefes von der Königin, sowie des freundlichen Briefes vom König an Herrn Rassam. Letzterer scheint die kühnsten Hoffnungen zu hegen, während alle übrigen all den Schmeicheleien nicht mehr trauen, um so mehr, da er ihre Fußketten nicht aufmacht. Zu diesen gehören auch wir. Unser Vertrauen in diesen Mann ist bis auf ein Nichts zusammengeschmolzen. Seine Absichten mit uns sind nicht gut. Bis jetzt ist er zwar artig gegen uns und besonders gegen Deine liebe Frau und Kinder, aber wir sehen hier und da etwas, ähnlich dem Blitzen aus einer schwarzen Gewitterwolke, und wir haben leider schon zu viele Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht, als daß wir so leicht zu täuschen wären. Ob sich nun diese schwarze Gewitterwolke in Sturm und Hagel über unsern Häuptern entleeren wird, oder ob es beim bloßen Donnern und Blitzen bleibt, weiß nur der Herr, der alles in seiner Hand hat. Wir sind aufs Schlimmste gefaßt, unser treuer Gott kann jedoch alles wenden, ja selbst dann noch, wenn die Not aufs höchste gestiegen ist.

Der König scheint nach unserer Ansicht durchaus nicht auf Bedingungen eingehen zu wollen. Er glaubt, er sei es allein, der Bedingungen zu machen habe. Dadurch, daß die englische Regierung ihm kein Vertrauen mehr schenkt, scheint sein Ehrgefühl verwundet worden zu sein. Er sagte diesen Morgen, die Engländer sollen ihm glauben und die Leute und Waren schicken. Vom Loslassen und Fortschicken der Gefangenen jedoch will er nichts wissen. Gegenwärtig ist Ras Engeda und Ras Gebrie gesandt, um mit Herrn Rassam zu verhandeln, und dann, wenn er die Antwort hat, wird er sie an Dich schicken. Der König selbst ging nicht hin, wie er anfangs beabsichtigte, sondern blieb hier und betreibt die Arbeit, so stark er kann. Es wird Tag und Nacht gearbeitet, um die Kanonen und Wagen so schnell als möglich fertig zu bringen, und unsere armen Brüder werden fast

aufgerieben, besonders Bruder Saalmüller. Sie fangen jetzt an, ihre Lage zu erkennen, da die Kugel sich dreht und die Schattenseiten zum Vorschein kommen.

Vor einigen Wochen hat der König Gondar mit all seinen Kirchen zerstört. Die Leute brachte er hierher, sowie auch alle Kirchengerätschaften, darunter eine große Menge Kronen, teils goldene, teils silberne und messingene. Letztere wurden in den Flammofen geworfen, um Kanonenmetall davon zu machen. Die silbernen erhielten die Silberschmiede, um Schildbeschläge davon zu machen. Diese Sache hat ihm in den Augen seines Volkes einen großen Schlag versetzt. Die Unzufriedenheit unter dem Militär ist außerordentlich. Die Revolution in den Provinzen macht gewaltige Fortschritte. In dieser Woche hat er Andabiet und Goma plündern lassen. Die Landleute schlugen sich mit königlichen Soldaten und flohen hernach sämtlich nach Godscham. Die Hälfte von Agaumeder ist ebenfalls tatsächlich zum Rebellen in Godscham übergegangen. Der Rebell in Woggera hat in den Tiefländern von Tschelga Leute und Vieh hinweggetrieben. Überdies gehen tagtäglich Leute des Königs durch. Das alles macht, wie Du Dir denken kannst, kein gutes Blut bei unserer schwarzen Majestät.

Den 13. Januar. Heute fand eine große Beratung statt. Das Resultat davon wirst Du in einem königlichen Brief selbst erhalten. Du sollst kommen und zwar über Matammah; der König ließ in großer Aufregung einen Brief an Dich schreiben. Die Freundschaft mit England ist zu Ende. Er will weder Arbeiter noch Waren. Alles was du bringst, sei ihm angenehm, sei es Krieg oder Frieden, nur sollst Du bald kommen. Morgen gehen die Boten an Dich ab. Mache, wenn es Dir möglich ist, daß Du bald kommst. Die Sache ist also insofern zum Abschluß gekommen, daß alle freundlichen Versuche umsonst waren und auch in Zukunft sein werden. Der König ist entschieden, nicht nachzugeben, sondern im Gegenteil Trotz zu bieten, und zwar erstens, weil er glaubt, im Recht zu sein, und zweitens, weil er

sehr zweifelt, daß England Gewalt gegen ihn brauchen kann und brauchen wird. Du kennst ja die alte Weibersage: daß es für eine europäische Macht rein unmöglich sei, Abessinien zu erobern, da es eine Naturfestung sei. Dies scheint sich der Idee Seiner Majestät fest eingeprägt zu haben. Wir hoffen, daß er bald eines andern belehrt werden wird. Nur sollen die Engländer nicht zögern, wenn sie was tun wollen und keine Drohungen voraus schicken, denn sonst ist es um alle Europäer geschehen. Wort und Tat, d. h. Kriegserklärung und Militär müssen zusammen kommen.

Es scheint, daß die katholischen Missionare in Massaua viel zu den gegenwärtigen kritischen Verhältnissen zwischen der hiesigen und der englischen Regierung beitrugen. Man ist hier der allgemeinen Ansicht, daß in der letzten Regenzeit, als Herr Rassam gebunden wurde, ein Brief von dort kam, welcher den König gegen die Engländer hauptsächlich aufzuregen und zu verfeinden suchte. Gott weiß, welch feindliche Mächte hierin im Spiele sind. Das eine jedoch ist uns gewiß: „daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen". O, wie wirst Du staunen, wenn Du kommst und siehst, wie gewaltig sich alles verändert hat, seit Du von uns Abschied genommen in Segie. Jetzt ist eigentlich erst recht wahr geworden: „Jeder Tag hat seine Plage". Die glückliche, goldene Sklaverei hat ein Ende, sie ist jetzt weder glücklich noch golden. O wie vieles könnte ich Dir erzählen, wenn nur Preßfreiheit wäre hier zu Lande. Doch es ist auch genug für heute, umsomehr, da alles, was ich Dir zu schreiben habe, ungünstig ist. Des Herrn Hand liegt schwer auf uns. Wohin wir sehen, ist alles schwarz und dunkel, und kaum ein kleiner Lichtstrahl erfreut unser Herz. Möge der Herr sich über uns erbarmen zur Zeit der Not!

Deine l. Frau und Kinder sind alle wohl. Die kleine Pauline macht uns jeden Tag mehr Freude, da sie anfängt zu plaudern. Sie unterhält und vergnügt uns manche Stunde. Sie freut sich auf Dein Kommen und stimmt ein in den Heimweh=

gesang des Fritz, mit dem er jeden neuen Tag begrüßt und wodurch er sein Verlangen nach Dir in schmerzlichen Tönen und Ausdrücken kundgibt. Er und Anna zählen jeden Tag und Stunde, bis Du kommst. Ach, die armen Kleinen wissen nicht, unter welch traurigen Umständen wir leben in diesem Lande. Sie leben noch sorgenfrei dahin und lassen den lieben Vater im Himmel sorgen. O, daß sie doch unsere Lehrer werden möchten in dieser Beziehung!

Und nun zum Schluß empfehle ich Dich und uns alle Gott und dem Wort seiner Gnade. Apgsch. 20, 32. Der Herr sei mit Dir und bringe Dich bald zu uns zurück.

In herzlicher Liebe grüßt Dich

Dein mitgefangener Bruder in Christo
W. Staiger.

P. S. Diesen Morgen sagte der König, daß er in der Regenzeit einen Brief von einem Europäer in Massaua erhalten habe, in welchem derselbe sagte, die englische Regierung beabsichtige nichts anderes als des Königs Untergang, worauf er Herrn Rassam in Ketten legen ließ. Wir können nicht anders denken, als daß dieser Europäer von Massaua niemand anders als ein katholischer Missionar sein kann, da es in ihrem Interesse liegt, Abessinien in Krieg verwickelt zu sehen. W. St."

Henry Stern schrieb also:

„Magdala, den 31. Dez. 1866.

Mein lieber Flad!

Ihre l. Frau gab uns gestern die fröhliche Nachricht von Ihrer glücklichen Ankunft in Massaua mit den englischen Geschenken und Arbeitern. Ich muß gestehen, daß ich selbst bezweifelte, daß Ihre Bemühungen, Leute zu finden, die willig wären, hierher zu kommen, Erfolg haben würden. Nun, Ihr Bestreben für unsere Freiheit überstieg unsere Hoffnungen. Ich kann mir leicht denken, wie Sie die Tage zählten, bis Sie

kommen würden, uns die lang verschlossene Pforte der Freiheit zu öffnen. Nun kommt plötzlich die schmerzliche, unsere Hoffnung vernichtende Botschaft vom König, daß wir alle wieder in Banden gelegt werden sollen, und zwar ohne die geringste Ursache. Sie erinnern sich, wie Sie mir bei Ihrem Abschiede in Segie sagten, „bis ich zurückkehre, haben Sie nichts zu befürchten". Nun, der Herr hat seine verborgenen Absichten in diesen Begebenheiten, und das Ende wird zeigen, daß alles in Liebe geordnet war. Wie und wann wir frei werden, ist nicht zu erraten; meiner Überzeugung nach dauert es noch lange. Vielleicht täusche ich mich. Die Versöhnung zu Segie war ein Possenspiel; der Herr verleihe, daß das Ende nicht in eine Tragödie sich verwandelt! Jene Versöhnung war bloß, um die Augen zu blenden, und Sie sehen, wie gut das „belhat"[1]) unseres Freundes beinahe gelungen wäre. Ich glaube, je länger sich die Sache verzögert, desto tiefer der Groll. Seine Rache gegen mich und Rassam ist ein Beweis, daß je mehr Gutes man einem hier zu Lande zufügt, desto mehr wird man von ihm gehaßt. Gott lebt, und alles gedeihet zum Besten der Seinigen.

Es freut mich, daß meine Familie wohl ist; Gott gebe, daß wir bald zusammenkommen. Er kann ja einen Weg bahnen, auch wo die Schwierigkeiten uns unüberwindlich scheinen. Ihre liebe Frau wird Ihnen wohl alle Neuigkeiten mitteilen. Die politischen Umstände des Landes haben sich nicht verbessert seit Ihrer Abreise. Seine Majestät macht Kanonen und die Rebellen — —?

Ich wünsche Ihnen und allen, die bei Ihnen sind, obwohl ziemlich spät — aber ein guter Wunsch bleibt immer ein guter Wunsch — ein glückliches und gesegnetes Neujahr. Der Herr verleihe Ihnen und allen, die mit unseren Angelegenheiten etwas zu tun haben, die Weisheit, die da kommt von oben und nicht irrt!

---

[1]) Belhat: Kunst, Kunstgriff.

Mit dem ernsten und beständigen Gebet für unsere baldige Befreiung aus diesem Elend und in der Hoffnung, daß wir uns wiedersehen in Freuden, verbleibe ich

Ihr Freund und Bruder in Christo
Henry Stern.

P. S. Schärfen Sie es doch unseren Freunden ein, daß man hier zu Lande nichts mit guten Worten gewinnt."

Im Dezember kam General Merewether mit den Handwerkern und Geschenken für Theodoros in Massaua an.

Da man wenig oder keine Hoffnung hegte, daß der König auf das Verlangen der Königin von England eingehen werde, so machte Herr Munzinger mit General Merewether mehrere Ausflüge ins Innere, um die beste Straße, auf welcher englisches Militär nach Abessinien befördert werden könnte, ausfindig zu machen. Sowohl in England als in Indien wurde schon damals für die im folgenden Jahre 1867—68 ausgeführte Expedition vorgearbeitet.

Während meines Aufenthalts in Massaua hatte ich beinahe täglich Gelegenheit, mit Abessiniern das Wort Gottes zu lesen und ihnen Jesum Christum den Gekreuzigten zu predigen. Da ich das englische Konsulat bewohnte, durchsuchte ich eines Tages das Magazin und fand eine große Anzahl Kisten voll von amharischen Bibeln und Neuen Testamenten. Diese waren von Br. Worke, als er aus Bombay, wo er ausgebildet war, zurückkehrte, dem Konsulat zur Aufbewahrung übergeben worden. Wie es scheint, fehlten später die Mittel, diese Bücher nach Abessinien zu bringen. Mit der Einwilligung des Konsularagenten Werner Munzinger erlöste ich die Bücher aus ihrer Gefangenschaft, ließ sie reinigen und verteilte sie unter die Abessinier. Vier Esellasten sandte ich durch meine Diener an Gouverneur Hailu in Hamazin, den ich in einem Briefe bat, dieselben unter sein Volk zu verbreiten, was er tat, solange meine Diener noch bei ihm

waren. Er sandte mir einen Dankbrief zurück. Wolda Selassie, ein christlicher Debtera, der später auf Chrischona in Basel ausgebildet wurde, und eine Anzahl anderer Abessinier von Hamazin kamen durch das Lesen dieser Bibeln zur Erkenntnis der Wahrheit und bekehrten sich. Zwei davon stehen jetzt noch (1886) als Missionsgehilfen in Tätigkeit in der Schwedischen Mission in M'Kullu. Auch die katholischen Missionare in Massaua sandten ihre Schüler zu mir und ließen um Neue Testamente bitten, um dieselben in ihren Schulen zu gebrauchen.

Mit meinen Knechten, darunter ein Bedaui, ein Mohammedaner war, hielt ich Morgen- und Abendandachten, deren gesegnete Wirkung an etlichen unter ihnen zu sehen war. Sahle, so hieß der mohammedanische Bedaui-Junge, ließ sich später in Jerusalem taufen. — Mit Herrn Werner Munzinger stand ich in täglichem Verkehr. Er blieb mir freundlich zugetan bis zu seinem verhängnisvollen Tode und wechselte Briefe mit mir.

Mitte Februar erhielt ich Nachricht von meiner Frau, daß der König einen Brief über Matammah an mich gesandt habe; demzufolge verließ ich am 6. März, nachdem ich kaum von einer bedenklichen und schweren Cholerine genesen war, Massaua und trat meine verhängnisvolle Reise über Bogos, Kassala und Matammah nach Abessinien an. Das Losungswort, das ich aufschlug, war Jos. 1, 9: Siehe, ich habe dir geboten, daß du getrost und freudig seiest. Laß dir nicht grauen und entsetze dich nicht; denn der Herr, dein Gott, ist mit dir in allem, das du tun wirst.

Konsul Munzinger, der mir bei dem vielen Gepäck und den Schwierigkeiten, die man mit den Kameltreibern hat, treulich zur Seite gestanden und fast alles besorgt hatte, begleitete mich als treuer Freund bis in das Barka-Land. In Keren, wohin uns seine Frau begleitet hatte, bereitete dieselbe uns noch ein vortreffliches Abschiedsmahl. Aus ihrer zahlreichen Herde ließ sie für uns und unsere Leute eine fette Kuh schlachten und versah uns reichlich mit Rinderbraten für unsere Weiterreise.

Nahe bei Zaga trafen wir mit den königlichen Boten zu-

sammen. Der Brief des Königs, den diese mir überbrachten, lautete also:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Ein Gott.

Dieser Brief, der gesandt ist von dem König der Könige, Theodoros, gelange an Herrn Flad. Wie befindest Du Dich? Ich bin gottlob wohl.

Am 29. Dez. sind Deine drei Boten bei mir angekommen. Sage jenen Leuten, die mit Dir kamen und welche Leute meiner Freundin, der Königin von England, sind, und Colonel Merewether, wie befindet Ihr Euch? Herr Rassam, Herr Cameron samt den übrigen sind durch Gottes Kraft wohl.

Herr Rassam sendet durch seinen Diener einen Brief. Wir warten auf Euer aller Ankunft. Ich, ein armer Mann, warte auf den Willen meiner Freundin, der großen Königin von England und Irland, welche eine Freundin des Glaubens und der Freundschaft ist.

Aus diesem Grunde behalte ich Herrn Rassam hier. Wenn Ihre Majestät mir ein Freundschaftszeichen sendet, so bringe mirs, und wenn ich es gesehen habe, so will ich Herrn Rassam auf eine freundliche und ehrenvolle Weise senden."

Konsul Munzinger nahm Abschied von mir und kehrte mit obigem Briefe und den Boten nach Massaua zurück.

Die englischen Handwerker, welche bis jetzt häufig mit dem Fieber kämpfend, in M'Kullu bei Massaua gewesen, wurden von General Merewether nach England zurückgesandt.

Von Massaua erreichte ich in 17 Tagen Kassala. Daselbst hatte ich neue Kamele zu mieten, die mich in sieben Tagereisen nach Gedarif zu den Geschwistern Eipperle und den Brüdern Stamm, Mutschler und Deiß brachten, welche mehr oder weniger fieberkrank waren.

Die Matammahstation der Apostelstraße war von großem Nutzen für uns während der 4½ jährigen Gefangenschaft. Durch die dortigen Brüder war es uns möglich, Europa von unserer

Lage in Kenntnis zu setzen. Ein Depot von Geld wurde bei den Brüdern in Matamma für uns errichtet, von wo wir so nach und nach alles durch Eingeborene beziehen konnten, und die Brüder unterzogen sich daselbst vieler Aufopferung und Mühe, um uns das Notwendigste, das zum menschlichen Leben gehört, zu besorgen. Möge der Herr es ihnen allen reichlich lohnen! Auch die Kartumstation hatte ihre nicht geringe Bedeutung für uns. Wiederholt besorgte Herr Duisberg Gelder und anderes von der englischen Regierung und den betreffenden Missionsgesellschaften in England und Schottland, an ihre zugehörigen Gefangenen in Abessinien. Auch an ihm wolle sich der Herr als ein reicher Vergelter erweisen!

Nachdem ich einige Tage bei den Brüdern ausgeruht und frische Kamele gemietet hatte, setzte ich, von Br. Stamm begleitet, meine Reise nach Matammah fort, wo wir nach sechs Tagen Br. Rein trafen. Von Matammah beförderte mich der dortige Beamte auf des Königs Kosten weiter bis Wöchne ($2^1/_2$ Tage). Am Palmsonntag, zwei Tage nach meiner Ankunft in Wöchne, wurde ich mit Kamelen drei Stunden Wegs landeinwärts spediert. An dem beinahe trockenen Flußbette Beluha wurde unter schattigen Bäumen Lager gemacht.

Sobald ich den abessinischen Boden betreten, mußte ich bald fühlen, daß ich meine Freiheit verloren hatte. Mehrere Beamte von Tschelga kamen und hüteten mein Gepäck und mich Tag und Nacht. Nach achttägigem Aufenthalt am Beluha kamen die höchsten Beamten von Tschelga mit den Landleuten, die das Gepäck tragen mußten. In zwei Tagereisen erreichten wir das Hochland. Anstatt jetzt direkt vorwärts zu gehen, wurde ich mit allem auf die Festung Sar Amba gebracht. Nach zweitägigem Aufenthalt daselbst wurde mir gesagt, daß der König in Dembea angekommen und Befehl gegeben habe, mich und das Gepäck zu ihm zu bringen. Sofort wurde das Landvolk zum Tragen zusammengetrieben, und wir verließen die Festung. Unweit des Tschelga-Marktplatzes wurde für die Nacht Lager gemacht. Am Abend

hatte ich noch viele Besuche von alten Bekannten, Tschelga- und Dschenda-Bürgern. Letztere hatten sich vor dem König und seinen Soldaten nach Tschelga geflüchtet. Sie erzählten mir, wie sie ganz unerwartet von dem König überfallen und ausgeraubt worden, und da die meisten halb nackt waren, bettelten sie bei mir um Kleider. Am folgenden Tage ging unser Marsch bis Dschenda. Welchen Anblick gewährte das einst so bevölkerte, fruchtbare und von zahlreichen Kuhherden beweidete schöne Land Dembea! Kein Mensch, kein Vieh war auf der ganzen Strecke Weges zu sehen. In der Kirche in Dschenda, wo ich auf dem Grabe unseres sel. Benoni einige frische Ölzweige pflückte, saßen etwa zwölf alte, fast nackte Männer und Weiber und aßen rohe Erbsen. Was war die Ursache? Wer hatte das herrliche Dembea innerhalb zwei Tagen in eine öde, menschen- und viehleere Wildnis verwandelt? Wer hatte diesen Greisen und Greisinnen ihre Kleider ausgezogen? Es war der Landesvater, der schreckliche Tyrann Theodoros. Was mag ihn wohl dazu verleitet haben? Die teuflische Sucht, andere zu quälen. Von der Kirche aus warf ich einige wehmütige Blicke nach den Ruinen unserer Häuser in Kobula. Gerne hätte ich ihnen einen Besuch abgestattet, hätte ich nicht fürchten müssen, daß mir solches von meiner Wache versagt würde. Eines aber konnten sie mir nicht versagen: mir die an jenem Orte mit meiner lieben Frau und meinen Mitarbeitern gemachten Erfahrungen und Erlebnisse ins Gedächtnis zurückzurufen. Da gab es vieles, das mich tröstete, ermutigte und zum Danken stimmte; aber auch gar viel Demütigendes, das mich ausrufen ließ: Ach Herr, vergib mir auch meine verborgenen Fehler!

Nachdem wir auf einer Wiese unter freiem Himmel übernachtet, setzten wir am anderen Morgen, den 26. April, unseren Marsch fort. Schon um Mittag erreichten wir das königliche Lager. Der König war nicht da. Er war auf Plünderung der Bewohner von Dagusa ausgezogen; diese aber hatten sich, ehe er kam, mit ihrem Vieh in die Wildnis geflüchtet. Bald nach

meiner Ankunft erschien der Franzose Bardel in meinem Zelt und sagte: Sie haben sich auf das Schlimmste gefaßt zu machen. Der König ist furchtbar böse über Sie, weil Sie die Arbeiter nicht mitgebracht. Ich erwiderte: Ich bin auf alles gefaßt; daß die Arbeiter nicht mitkamen, ist nicht meine, sondern des Königs und seiner schlechten Ratgeber Schuld. Um drei Uhr kam der König im Lager an und ließ mich um 4 Uhr zu sich rufen. Der Empfang war sehr kalt. Mürrisch und finster saß er in einem gewöhnlichen Kleide am Boden. Ich übergab ihm den Brief der Königin Victoria, den er, ohne ihn zu öffnen, seinem Schreiber gab; dasselbe tat er mit den Briefen von General Merewether und den Verwandten der Gefangenen. Von General Merewether übergab ich ihm zugleich ein ausgezeichnetes Teleskop; allein ohne es genau zu betrachten, sagte er gleich: „Ich kann nichts dadurch sehen; es ist schlecht". Hierauf wurden alle Umstehenden weggesandt und mir wurde erlaubt, auf einem ausgebreiteten Teppich zu sitzen. Er frug: „Hast du die Königin gesehen?" „Ja", sagte ich, „und Ihre Majestät gab mir nebst dem Brief noch einen mündlichen Auftrag für Sie". „Was? Was? bei meinem Tod, sage mirs". „Ihre Majestät sagte mir, wenn Sie den König Theodor sehen, sagen Sie ihm von mir, daß wenn er die Europäer, die er bisher gegen ihren Willen in seinem Lande behielt, jetzt nicht gehen läßt, so hat er kein Recht, weitere Freundschaft von mir zu erwarten." „Bei meinem Tod, sage mirs noch einmal." Nach einer Weile sagte er: „Ich verlangte ein Freundschaftszeichen, das mir verweigert wird. Wollen sie kommen und mit mir kämpfen, gut, laß sie kommen. Durch die Kraft Gottes will ich ihnen begegnen und heiße mich ein Weib, wenn ich sie nicht schlage." Hierauf sagte ich ihm, daß wenn er Herrn Rassam und dessen Genossen nicht nach Magdala gesandt hätte, die Handwerker mit mir gekommen wären. Auch jetzt sei es noch nicht zu spät, einen Krieg mit England und vielleicht mit Frankreich und Ägypten zu verhüten, wenn er nach dem Wunsch der Königin Victoria die Gefangenen herausgäbe.

Allein alle meine Vorstellungen halfen nichts. „Ich fürchte mich nicht", sagte er, „der Sieg kommt von dem HErrn. Ich vertraue auf Gott, er wird mir helfen. Du bist doch ein Gelehrter und weißt, daß Christus sagt: Wenn du Glauben hast wie ein Senfkorn, so kannst du Berge versetzen; laß meinen Glauben kleiner sein als ein Senfkorn, du wirst es sehen, ich werde die Engländer schlagen. Tötet mich Gott, kann ich meinem Schicksal nicht entgehen; tötet Er mich nicht, dann töten mich die Engländer auch nicht. Die Engländer meinten es noch nie redlich mit mir, auch jetzt nicht." [1]) Meine Entgegnungen waren vergeblich, und als er endlich zornig zu werden anfing, fand ich für besser, zu schweigen.

Der unserem Diener Taku abgenommene Brief meiner Frau wurde mir übergeben, und Taku selbst wurde seiner Bande entledigt und erhielt Erlaubnis, zu mir zu kommen. Seiner Kleidung durch die Soldaten beraubt, kam er in halb verhungertem Zustand zu mir. Er war von einem grausamen Tode errettet.

Voll Bangigkeit durchlebte ich die Nacht, mich dem befehlend, der gesagt: Fürchte dich nicht, ich bin bei dir!

Am folgenden Morgen sandte der König frühe nach mir, er nahm mich besonders in sein Zelt und erkundigte sich genau über alles, was ich ihm tags zuvor gesagt hatte. Ich tat mein Möglichstes, ihn zu bestimmen, die Gefangenen zu befreien und nach Massaua zu senden und dadurch einen verhängnisvollen Krieg mit England zu vermeiden. Er meinte aber, die Engländer kommen nie nach Abessinien, sein Land biete einer europäischen Armee zu viele Schwierigkeiten, und wenn sie kommen, nun dann bekomme ich doch einmal englisches Militär, von dem ich so viel gehört habe, zu sehen und will dann gerne sterben. Darauf antwortete ich ihm: General Merewether sagte mir in Massaua, wenn Sie den Mut haben, dürfen Sie dem König sagen, daß, wenn die Gefangenen bis Ende September nicht in Massaua an-

---

[1]) Der König hatte immer gehofft, die Engländer würden ihm zu der Wiedererlangung von Sennar behilflich sein und ihn in seinem Plan, die Türken aus Jerusalem zu vertreiben, unterstützen.

kommen, die englischen Truppen am 1. Oktober in Zulah landen werden. Darauf sagte er zornig: „Was geht es dich an, laß sie kommen", und befahl mir, ich sollte alles Gepäck, das ich für ihn mitgebracht habe, zu ihm bringen. Ich übergab ihm, was ich für seine 2000 Taler gekauft hatte, nebst den Geschenken von den Verwandten der Gefangenen. 1000 Taler, die ich für Herrn Rassam mitgebracht hatte, nahm er und versprach, diesem solche auf Magdala von seinem Gelde ausbezahlen zu lassen, was aber erst mehrere Monate später geschah. Auch Eß- und Trinkwaren, im Wert von zirka 200 Talern, die ich für Herrn Rassam und Genossen mitgebracht hatte, eignete er sich an und verteilte sie unter seine europäischen Arbeiter, bezahlte aber nachgehends Herrn Rassam 1000 Taler dafür. Nachdem er mir zwei Tage lang nichts zu essen und zu trinken gegeben hatte, schickte er mir am dritten Tage eine Kuh und etwas Brot.

Viele unserer ausgeplünderten Proselyten kamen in meine Nähe. Verhungert, halb nackt irrten sie im königlichen Lager umher, mit den Tausenden Bewohnern von Dembea, die in den letzten Tagen von Hab und Gut, Kleidung und Obdach entblößt worden waren. Ach, welcher Jammer! Welch namenloses Elend war da zu sehen!

Am 29. April sandte er mich mit sicherem Geleit nach Debra Tabor, wo ich meine Frau und Kinder, Frau Rosenthal und die Brüder in elenden Zelten, umgeben von einem 3 Meter hohen, dichten Dornengehege eingesperrt, wohnend fand. Ach, welch ein Wiedersehen, welch namenloses Elend, Armut und Not! — Obgleich unsere Lage sehr kritisch war, feierten wir doch einen Danktag, daß uns Gott nach 1 Jahr und 10 Tagen wieder gesund zusammengebracht hatte. Der König, der in meiner Abwesenheit vier Riesenkanonen, acht kleinere Kanonen und mehrere Bomben hatte gießen lassen, ging in den Monaten Mai, Juni, Juli fast jeden Tag auf Raubzüge aus, und da es dem ausgesaugten Landvolk unmöglich war, die verlangten Steuern zu entrichten, so sah er sie als Rebellen an und raubte erst ihr

Vieh, dann ihr Getreide und zuletzt ihre Hausgerätschaften und Kleider und, wer sollte es glauben, ließ seine eigenen Untertanen fangen, nackt ausziehen, ihnen die Hände auf den Rücken binden und Tausende lebendig verbrennen. Das Tagebuch meiner lieben Lebensgefährtin, in das sie von Zeit zu Zeit einige Notizen schrieb, das sie sonst aber, in ihr Kleid eingenäht, verborgen hielt, wird uns weiteres erzählen.

* *
*

Zwischen obigem und dem zweiten Teil meines Tagebuches ist eine große Lücke. Die Ankunft meines Mannes am 2. Mai 1867 war gewiß ein Dankfest für uns, aber ein sehr wehmütiges: die Brüder Staiger und Brandeis in harter Gefangenschaft, und wir, obdachlos, allen Stürmen der Witterung, sowie der mannigfaltigen Not eines Lagerlebens preisgegeben. Mein Mann war keineswegs freundlich vom König aufgenommen worden; falsche Leute trugen dazu bei; doch hat der Herr über uns gewaltet, was wir auch besonders wieder bei der Bewahrung unseres Dieners Teku erfahren durften. Derselbe fiel den königlichen Soldaten auf seinem Wege nach Dembea in die Hände; der Brief, den er in seinen Hosen eingenäht trug, wurde gefunden und vom König einem Europäer zum Übersetzen gegeben. Dieser ließ zum Glück die auf den König bezüglichen Stellen des Briefes aus. Teku, dessen Leben auf dem Spiele stand — er war gefoltert worden, ehe der König den Inhalt des Briefes wußte — wurde befreit und meinem Manne übergeben.

VIII.

Greueltaten des Königs und Reise nach der Bergfeste Magdala.

Sonntag, den 18. August 1867. Eine lange Zeit machte ich keine Notizen mehr, teils aus Furcht und teils, weil ich dachte: was kann es nützen? Über uns hat der Herr gnädig gewacht; wir hatten ja gar nicht zu hoffen gewagt, daß wir so lange in Ruhe und Frieden beieinander bleiben dürften. Hier

und da zwar sprühte der königliche Vulkan seine feurige Lava aus, und es schien, als müßten wir uns rettungslos verschlingen lassen. Welche Erlebnisse füllen die Lücke der letztverflossenen drei Monate! Welche Feder wäre imstande, den Jammer zu schildern, den der grausame König in unserer unmittelbaren Nähe, sowie in der ganzen Umgegend, angerichtet hat! Die Dörfer wurden wiederholt ausgeplündert und die Landleute samt ihren Häusern verbrannt. Weder die Kindheit, noch das Alter, noch Kranke und Krüppel wurden verschont. Entlaufene Soldaten wurden über ein Tausend aufgefangen und ihnen die Hälse abgeschnitten; Frauen, Dienstboten und Kinder Entronnener wurden auf die grausamste Weise hingemordet, ein Knabe von vier Jahren erschossen. Über 80 000 Stück geraubtes Rindvieh mußten innerhalb drei Tagen bei Todesstrafe geschlachtet werden und wurden zum Futter der Hyänen und Raubvögel weggeworfen. Ganze Ebenen von einer Viertelstunde waren mit totem Vieh bedeckt. Schrecklicher Anblick. Warum solche Verwüstung? Wohl darum, damit die Engländer, wenn sie kommen, keine Nahrungsmittel mehr finden. Als er diese Tat verübt, sagte er zu seinen Soldaten: „Gerade so viele Menschen müssen dieses Jahr noch sterben".

Auf das unschuldige Landvolk wurde nun Jagd gemacht; wer gefangen werden konnte, wurde verbrannt. Die bevölkerten Städte Madracha und Mahedara Mariam wurden mit ihren Einwohnern verbrannt. Die Hungersnot im Lager ist sehr groß und infolge davon sterben unzählige Menschen, so daß die Begräbnisplätze der nahe gelegenen Kirchen angefüllt sind und viele Leichen von den Soldaten unter den Bäumen der Kirchhöfe aufgeschichtet werden, was die Luft noch mehr verpestet.

Unter den vielen Mordtaten war auch die Hinrichtung fünf armer, unschuldiger Diener der Brüder Staiger und Brandeis, deren trauriges Schicksal uns große Bekümmernis verursacht. Die beiden Brüder sind samt den Herren Schiller, Eßler und Makerer von ihren Handketten befreit und müssen in Fußketten

Steinkugeln, die für die Bomben verwendet werden sollen, machen. Ach Herr, der Jammer ist in stetigem Zunehmen! Verkürze die Tage um Deiner Kinder willen, damit wir im Glauben und in der Geduld nicht zu Schanden werden! Zerbrich den Arm des Tyrannen, der es noch wagt, sich mit einem David, Daniel und Hiskia zu vergleichen! O laß sein Maß bald überfließen und bereite uns eine Erlösung aus seinen Klauen!

Den 25. August. Die Hungersnot hat einen hohen Grad erreicht. Es kommen täglich 50 bis 100 elende Jammergestalten vor unsere Tür betteln. Leichname, Sterbende und Halbverhungerte liegen den Straßen entlang. Halbverschmachtete Kinder, die von ihren Rabenmüttern verlassen wurden, laufen nackt umher und jammern und schreien nach ihren Müttern.

Unser lieber Debtera Beru mit seiner Frau und etlichen anderen Proselyten kamen spät abends, als es schon dunkel war, nur kümmerlich mit alten Fetzen bedeckt und verabschiedeten sich. Sie hatten sich entschlossen, in der Mitternachtsstunde sich aus dem königlichen Lager zu entfernen, und wenn sie durchkommen, in ihre Heimat, ihre leeren Hütten zurückzukehren. Der Abschied war rührend. Die armen Leute umklammerten meinen Mann, schluchzten, weinten und küßten seine Hände und Kniee. Mein Mann befahl sie dem Schutze Gottes und segnete sie unter Tränen.

Die Nacht war für uns eine schlaflose, denn wären sie von den königlichen Wächtern aufgegriffen worden, hätte ihnen der König, wie so vielen anderen, Hände und Füße abschneiden lassen. Wir konnten nichts für sie, die nur das nackte Leben retten wollten, tun, als sie dem Schutze Gottes übergeben. Da heute nichts verlautete, daß Durchbrenner aufgegriffen wurden, nahmen wir an, der Herr habe ihnen himmlische Begleiter gegeben, und dankten ihm für die Erhörung unserer Gebete.

Die Engel selbst begleiten
Als Brüder unsere Reih'n.

Heute, trotzdem es Sonntag ist, wurden wieder zehn Soldaten, deren beabsichtigte Flucht dem König verraten wurde, erschossen. Die Rückkunft meines Mannes hat wenigstens den einen guten Eindruck beim König hervorgebracht, daß er sieht, es gibt doch noch Treue und Liebe auf der Welt. Er sagte wiederholt zu meinem Manne: „Ich weiß, du bist nicht meinetwegen, sondern deiner Frau und Kinder wegen in dies Feuer, in dem wir sitzen, zurückgekommen". Und seinen Leuten stellte er ihn schon mehrmals als Muster der Treue und Liebe gegen Frau und Kinder dar.

Gestern wurde durch den Herold ein Plünderungstag angesagt, um aus den Höhlen und Gruben die von den Landleuten verborgene Frucht zu holen.

Weil kein Fleisch mehr vorhanden ist, um die Löwen des Königs zu füttern, wurden dieselben auf seinen Befehl heute mit Arsenik vergiftet.[1])

Nach Aussprüchen des Königs fühlt er, daß er in einer höchst kritischen, mißlichen Lage ist; allein daß er sich demütigte, beugte und besserte, davon ist keine Rede; sein stolzes Herz läßt ihm dies nicht zu.

Sonntag, den 1. September. Der heutige Tag trifft mich auf dem Krankenbett. Schon Wochen lang kämpfte ich mit Dissenterie, die mich so abschwächte, daß ich letzte Woche meinen fast erschöpften Gliedern im Bette Ruhe geben mußte. Wenn das Elend um uns her uns niederdrückt und die Hunderte von Jammergestalten unser Mitleid erwecken und zum Seufzen und

---

[1]) Das Bild von Monf. Lejean, das auch Dr. R. Andree in sein Buch aufgenommen hat, wo König Theodorus, unter den Löwen sitzend, Audienz erteilt, ist Erfindung Lejeans. Theodorus hatte vom Beginn seiner Regierung bis auf diese Zeit Löwen, welche stets an starke eiserne Ketten angebunden waren und auf Märschen von ihren Hütern, denjenigen, die sie täglich fütterten, an Ketten geführt wurden. Es sei hier beiläufig bemerkt, daß der von Dr. Andree so häufig angeführte Reisende Apel Abessinien nie betreten hat, und seine Erzählung in vielen Punkten reine Erfindung ist.

Beten um eine Gnadenheimsuchung Gottes über dieses arme Volk antreiben, könnten wir unsern eigenen Druck über dem allgemeinen vergessen. „Ach, die Herberg ist so böse“ und der Trübsal so ungewöhnlich viel, daß in mir oft recht sehnlich der Wunsch aufsteigt: „Laß mich ein, in den sichern Friedenshafen, zu den Schafen, die der Furcht entrücket sein“.

Die bösen Geister, die Besitz von dem König genommen haben, gingen gestern wieder mit ihm auf den Raubzug. Sein Raubgesindel, denn Soldaten kann man sie nicht mehr nennen, konnte ihm beim Aufbruch nicht schnell genug folgen. Er stieg von seinem Maultier, nahm, was ihm zuerst unter die Hände kam: Holzscheite, Stöcke, Peitschen, Steine usw. und verfuhr aufs grausamste mit seinem Gefolge. Als unsere Grasschneider heimkehrten, brachten sie die grauenhafte Kunde mit, daß des Königs Weg mit Blut bezeichnet sei. Leichname, Sterbende, Stöhnende, halb zu Tod Geprügelte lagen der königlichen Heerstraße entlang rechts und links. Die Gedanken und Gefühle, wenn je der Abessinier solche hat, sind sehr verschieden von denen eines Europäers. In Hinsicht auf seine meisten Erlebnisse steckt er in einem bleiernen Fatalismus: „Gott im Himmel und der König auf Erden“ oder: „Wären wir nicht so schlecht, so hätte Gott uns keinen so bösen König gegeben“, damit legen sie sich die empörendsten Greueltaten des Königs zurecht.[1]) Das sind die Folgen einer Tyrannenherrschaft. Das Elend, die Hungersnot und Pest wachsen täglich. Wie schmerzt es uns, daß wir nicht helfen können! Wir waren genötigt, uns und unsern Leuten an den täglichen Rationen bedeutend abzuziehen. Welch einen Anblick von Jammer und Not bietet das Lager des Königs! Wir auf dem Berge sind noch golden daran gegen die Soldaten um den Berg herum, denn bei ihnen ist eigentliche Pestluft. Jetzt kommt der

[1]) Der König selbst sah sich als eine Geißel Gottes an. Wiederholt sagte er zu seinem Volk: „Wäret ihr keine so schlechten Leute, hätte euch Gott keinen so grausamen König gegeben“.

von jedermann Gefürchtete zurück, und doch müssen ihn seine Leute mit Ill, ill, ill, ill, ill-rufen empfangen.

Unser ältestes Kind Anna hatte heute als an ihrem Geburtstag die armen Kinder aus unserer Nachbarschaft zum Mittagessen und durfte einigen von ihnen gebrauchte Kleidchen schenken. Das war ihr Geburtstagsgeschenk.

Den 2. September. Der König hat einen Ausflug an den Arno Garno gemacht. Als er zurückkam, prahlte und rühmte er, daß ihm auf dem ganzen Weg kein menschliches Wesen und kein zahmes Tier begegnet sei. Man sagt, er habe viel Gold und Silber gefunden, das ein vor kurzem hingerichteter mohammedanischer Kaufmann bei Efag vergraben hatte.

Wunderbar schauerlich zeigen sich oft die Gerichte Gottes, die dieser Mann auszuüben Erlaubnis hat. Der eben Genannte war ein abscheulicher Geizhals und kam als Zolleinnehmer auf ungerechte Weise zu seinem Reichtum. Sein zehn Jahre alter Sohn hatte das schauderhafte Schicksal des Vaters zu teilen. Beiden wurden Hände und Füße abgeschnitten. Sie lebten noch mehrere Tage, bis sie der Brand verzehrte. Herzzerreißend waren die Berichte unserer Leute, wie die Verstümmelten so flehentlich um einen Trunk Wasser gebeten hatten; aber niemand durfte es wagen, ihren brennenden Durst zu löschen, sonst hätte er ihr Schicksal teilen müssen. Wer sollte es glauben?! 293 Soldaten mit ihren Frauen wurden, weil sie entfliehen wollten, mit den Hälsen an hölzerne Gabeln gespannt zum Hungertod verurteilt. Manche lebten 10, 12 und noch mehr Tage. Ach, wann wird dem Verderben des Wüterichs gesteuert und dem Zerstören Einhalt getan? Soll es ewig so fortgehen oder ist doch Gott noch Richter auf Erden? Wir sind in beständiger Todesangst. Keinen Augenblick sind wir sicher vor dem blutdürstigen Wüterich. Am Morgen und Abend beklagen wir unsere trostlose Lage, aber wir finden immer wieder Ruhe, indem wir dem Herrn unsern Willen zum Opfer bringen.

Der Tyrann ließ alle gefangenen Großen aus dem Kerker ins Freie führen. Dort wurden sie von den Kleidern entblößt, auf den Boden gelegt und mit Stricken (Bastseilen) über die Brust so fest als möglich geknebelt, auch die Arme wurden mit Seilen umwunden, bis die Fingerspitzen bersteten und das Blut hervortröpfelte.

Es war meinem Mann viel Gelegenheit geboten, bei Hoch und Nieder auf die schrecklichen Folgen der Sünde und die Gerichte Gottes hinzuweisen; aber auch ihnen den Heiland, den Retter und Seligmacher zu verkündigen. Viele ließen sich zur Buße leiten und bekannten ihre Sünden und fingen an, zu Gott zu schreien, andere wurden noch verhärteter. Auch von den Abessiniern, nicht allein von uns, steigen Tag und Nacht heiße Gebete zum Himmel empor.

Sonntag, den 8. September. Abermals hat der Herr seine Flügel über uns gebreitet und des Löwen Rachen verstopft. Ein jeder Tag, eine jede Stunde ist ein Gnadengeschenk. Ach, gib Treue, diese kostbare Zeit recht auszukaufen! Letzten Donnerstag, als der König sich in einer wütenden Stimmung befand, ließ er meinem Manne das Oberkleid abreißen und die Taschen untersuchen, wohl um zu sehen, ob er keine Pistole bei sich trage, und befahl ihm, den Europäern in ihrer Arbeit zu helfen; wo nicht, so werde er ihn behandeln, wie er seine Feinde zu behandeln pflege. Die bösen Geister in ihm haben ihm aber diesmal die Wahrheit gesagt. Er äußerte sich: „Du bist gegen mich und bist auch gegen die Arbeit“. Es ist ja gut, wenn er fühlt, daß man gegen ihn wirkt, und daß sein Treiben uns ein Greuel ist. Mein Mann war gefaßt, in Ketten gelegt zu werden. Nach längeren Schimpfworten entließ er ihn, aber zur Arbeit muß er jetzt jeden Tag gehen. Man sagt, der König gedenke meinen Mann noch einmal als Vermittler zwischen ihm und der englischen Regierung zu gebrauchen, und habe ihn allein aus diesem Grunde bis jetzt noch nicht in Ketten gelegt.

Als er am folgenden Morgen ging, war mir's, als ginge

er in die Nähe eines Tigers. Wie bewahrheiten sich hier die Worte Schillers:

Das Schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

Der Herr aber hatte ihm befohlen, daß er freundlich mit seinem Knechte reden sollte. Als der König ihn sah, sagte er: „Aito [1]) Flad, vergib mir, ich verzeihe dir auch. Ich habe nichts gegen dich, als daß du immer deutsch mit deinen Brüdern redest, und da habe ich ein Gefühl, als schimpfest du über mich. In Zukunft rede in meiner Gegenwart nur in der Sprache, die ich verstehe".

Fast jede Nacht gelingt es mehreren Soldaten zu entkommen. Heute am lieben Sonntag wurden zwei arme Kerle lebendig verbrannt. Sie wollten durchgehen, wurden aber aufgegriffen und dem König überliefert. Bei ihrem Verhör gestanden sie: die Furcht, verhungern zu müssen und dann von Hyänen oder Raubvögeln gefressen zu werden, habe sie zum Entrinnen veranlaßt. Ach, es ist kaum zu glauben, der König tröstete sie spöttisch: „Fürchtet euch nicht, weder die Hyänen noch die Raubvögel sollen euch fressen" und befahl, sie lebendig zu verbrennen.

Die Angst unserer Herzen ist oft groß, wenn wir daran gedenken, was die nahe bevorstehende Krisis über uns verhängen wird. Wohlan! soll doch aller Kummer nur dazu dienen, daß uns sonst nichts gefalle,

„Sonst nichts als Jesus uns tröstlich soll sein".

Den 14. September. Gott Lob, wieder eine Woche hinter uns. Nicht ohne tägliche Angst und Spannung. Wir wandeln buchstäblich in beständiger Todesangst; aber es schließt sich uns inmitten der Angst der unvergleichliche Trost von Gottes Verheißungen auf. O wie wunderbar geht der Herr mit den Seinen um. Wenn alles Irdische uns im Stiche läßt, dann enthüllen sich die Kräfte der unsichtbaren oberen Lichtwelten. Ver-

[1]) Herr.

gangenen Mittwoch, dem Festtag des hl. Johannes, wurden wieder 87 Personen verbrannt. Dies ist etwas Unerhörtes in der abessinischen Geschichte; an diesem Festtag wurden gewöhnlich viele Gefangene befreit, aber niemals jemand getötet. Diese armen Opfer waren Frauen, Kinder und Dienstboten entlaufener Soldaten.

Den 21. September. Ach, daß die Hilfe aus Zion käme und der Herr sein gefangenes Volk erlösete! So seufzen wir schon Jahre lang; aber dies Seufzen wird immer dringender und sehnlicher. Die Treiberei der Frondienste vor dem äthiopischen Pharao wird alle Tage drückender und bitterer. Mit dem frühesten Morgengrauen geht's an die Arbeit; kaum ist mein Mann ein halbes Stündchen zu einem ruhigen Mittagsmahl zu Hause, und erst der Anbruch der Nacht endet das saure, vergebliche Tagewerk. Während der letzten acht Tage gab es auch kaum eine ruhige Nacht. Es ist jetzt 10 Uhr vorbei, und mein Mann ist noch nicht gekommen. Eine Riesenbombe soll gegossen werden. Die Europäer sind bei den Eingeborenen furchtbar verhaßt. Alle Schuld, daß das Land durch die großen Geldsummen, die der König ins Ausland sendet, um Kupfer, Zinn, Werkzeuge usw. zu kaufen, zu Grunde geht, wird ihnen zugeschrieben. Und was nützt diese Arbeit? Der König scheint ein höllisches Vergnügen zu haben, wenn er die Leute plagen kann. — Es ist jetzt Mitternacht vorbei, und noch sind mein Mann und die Brüder nicht zurück. Ach viele böse, bittere Gedanken gegen den tyrannischen Plagegeist wollen aus meiner Seele aufsteigen. Aber des Herrn Wort unterweiset mich: „Wohl dem, den du, Herr, lehrest, daß er Geduld habe, wenn's übel geht, bis dem Gottlosen die Grube bereitet ist". Endlich kommt mein Mann. Eine Riesenbombe, die 16 000 Pfund Metall hat, wurde gegossen.

Den 6. Oktober. Zwei Wochen voll wachsender Angst und Sorge sind wieder hinter uns. Die Soldaten laufen massenweise fort. Bald wird der König ein Herrscher ohne Land und ohne Leute sein. Vor acht Tagen hatten wir ganz in unserer

Nähe einen furchtbaren Brand. Herrn Mayers und Herrn Bourgauds Häuser brannten ab. Von unserem Wohnhäuschen wurde das Stroh vom Dach gerissen, so daß in den darauffolgenden Tagen der heftige Regen ins Haus drang.

Den 13. Oktober. Endlich sind wir von dem uns durch so viele Greuelszenen unvergeßlichen Debra Tabor aufgebrochen und haben unsern Weg nach Magdala angetreten. Unser Lager befindet sich auf der Dschan Meda. Debra Tebra wurde abgebrannt. Die königlichen Bomben, Kanonen und Transportwagen, 24 an der Zahl, müssen des Königs Soldaten ziehen. Dazu müssen sie noch erst zum Fahren brauchbare Wege machen, Flüsse und Bäche mit Steinen ausfüllen, damit man zum Hinüberfahren Brücken bekommt. Daher geht es sehr langsam voran. Wir danken Gott, daß wir aus der Pestluft Debra Tabors heraus sind.

Auch im Äußerlichen war uns der Herr gnädig und gab uns einen deutlichen Fingerzeig, daß er noch an uns denkt. Den Gefangenen in Magdala, die in großer Geldnot waren, konnten wir in Bambusrohr durch ihre Diener etwa 25 Goldstücke senden. Mein Mann hatte uns Geld mitgebracht, welches Frau Rosenthal und ich bei uns tragen; außer dem Gold haben wir noch jede 40 Taler Tag und Nacht bei uns verborgen, damit wir, wenn's wieder zu einer Plünderung kommen sollte, einen Notpfennig besitzen. Als bei uns, Frau Rosenthal und den gefangenen Brüdern das Geld fast ausgegangen war, kamen wir in eine harte Glaubensprobe. Woher nun Geld bekommen? Was anfangen? Auch diese Not legten wir betend dem aufs Herz, der gesagt hat: „Mein ist beides, Silber und Gold". Und siehe da, noch ehe der letzte Taler ausgegeben war, kam eines Abends ein Abessinier vor unser Zelt und fragte nach meinem Manne. Er hatte 80 Taler gebracht und bat um eine Anweisung auf das Konsulat in Massaua, welche ihm mein Mann gab. Von einem Kaufmann bekam er für die Gefangenen in Magdala, die gefangenen Brüder, Frau Rosenthal und uns, auf Anweisungen

nahezu 1000 Taler; in früheren Zeiten konnten wir von Eingeborenen keine 50 Taler bekommen. Alle diese Erfahrungen waren Glaubensstärkungen für uns, die uns verbürgten: „Der Herr denkt an uns".

Den 25. Oktober. Abermals eine für uns besonders schwere Leidenszeit! Unsere drei Kinder hatten die Masern; die zwei ältern sind auf dem Wege der Genesung; Pauline dagegen ist noch sehr gefährlich krank. O welch saure Tritte! Welch schwere Pilgrimschaft! Im elenden Zelt mit drei kranken Kindern leben zu müssen. Wir haben besonders kalte Nächte, so daß schon mehrmals morgens alles mit Reif bedeckt war.

Wir sind jetzt in der Nähe der Provinz Gaint. Der König ließ durch seinen Herold den Landleuten Amnestie anbieten, falls sie darauf eingehen und ihren Tribut entrichten wollten. Allein wir zweifeln, ob die Landleute den Worten ihres wortbrüchigen Königs Glauben schenken werden.

27. Okt. Wir sind jetzt in Gaint. Das Landvolk hat sich mit seinen Habseligkeiten und seinem Vieh geflüchtet; nur von wenigen Dörfern hat man dem König Kühe und Honig gebracht. Täglich desertieren Massen von des Königs Soldaten. Man sagt, der Casta-Rebell Gobazie sei im Anzuge und wolle sich mit dem König schlagen.

Unsere armen gefangenen Freunde hatten das Los der abessinischen Gefangenen zu teilen: sie wurden alle in Fußketten gelegt, in denen sie marschieren müssen. Ach, die Beschwerden häufen sich mehr und mehr! Täglich sterben viele im Lager infolge von Hunger und Kälte. Unsern Kindern geht es gottlob besser, doch haben sie noch sehr Husten. Die Nächte sind sehr kalt und jeden Morgen haben wir starken Reif. Unser dünnes Zelt schützt uns wenig gegen den Frost.

„Scheint gleich die Hilfe etwas lange,
Trau auf Gott, so wirst du siegen;
Ob alle Fluten einhergingen,
Dennoch wirst du oben liegen."

29. Okt. Heute morgen ging der König ans Plündern. Mit teuflischer Freude lief alles was Füße hatte und fiel über die verlassenen Fruchtfelder der Gainter her. Der König läßt alle Dörfer abbrennen. Das Gerücht, Wagschum Gobazie, der Lastaner Rebell, sei im Anzuge, wird immer allgemeiner.

31. Okt. Gestern hatten die Soldaten mit den Landleuten, die sich im Tieflande aufhalten, harte Kämpfe zu führen. Die Gainter wehren sich tapfer für Leben und Freiheit, sind aber den Soldaten gegenüber im Nachteil, weil sie keine Flinten besitzen; sie haben aber doch mehrere Soldaten getötet und dem König zugerufen, er sei ein Mohammedaner, ein Heide, ein Tyrann, was ihn natürlich empörte.

In dem ganzen Lager werden die halbreifen Früchte: Gerste, Weizen, Linsen, Bohnen und Leinsamen als große Leckerbissen verspeist. Die Leute sitzen fast den ganzen Tag um den Backapparat und führen das warme geröstete Getreide sogleich in die Mühle, d. h. zwischen ihre guten Zähne. Man erinnert sich bei ihrem Anblick an einen Stall voll wiederkäuender Kühe.

Unsern wenigen europäischen Hausrat mußten wir aus Mangel an Lasttieren zurücklassen. Keine Bettstelle, kein Sessel, kein Tisch, nur eine verschließbare Kiste konnten wir mitnehmen. Bloß an unserer Kleidung und Haut sind wir noch als Europäer legitimiert. Auf dem Boden schlafen, essen und hausen wir. Wenn am Morgen der Befehl zum Weitermarschieren ergeht, so wird schnell der Kaffee getrunken, die Betten zusammengepackt, die Brot-, Geschirr- und Speisekörbchen zusammengeschnürt. Die eine der Mägde trägt die Butter in einer Kürbisflasche, eine andere die Milch, eine dritte hat Pfeffer, ein unentbehrliches Gewürz zum abessinischen Essen. Weizenbrote, Fleisch, kurz das Mittagessen und was sonst noch die bescheidene Küche zu bieten vermag — alles tragen die Frauen in zugebundenen Körbchen auf dem Rücken. Ledersäcke mit Frucht, Mehl, Mühlen, Kleider usw. werden auf die Maultiere und Esel geladen, ebenso Zelte. Das Ausziehen des königlichen Heeres macht einem Europäer

gewiß viel eher den Eindruck, als wäre ein ungeheurer Stamm Zigeuner ausgewandert, als daß man an ein ausgerücktes Heer erinnert würde. Alles geht bunt durcheinander: Soldaten, die man nicht an ihrer Uniform, sondern an ihrem Spieß, Schild oder Gewehr erkennt, Mägde mit Mühlen, Backöfen, Kochtöpfen usw. beladen. Viele Männer sieht man mit einer Bürde gebogener Rohrstäbe: das ist ihre Hütte, welche sie am letzten Lagerplatz abgebrochen haben, um sie auf dem nächsten alsbald wieder aufzuschlagen. Alles paßt zusammen: die Kleider, die niemals übermäßig sauber aussehen und besonders während solcher anhaltender Märsche bald gehörig schmutzig werden, die Ledersäcke, die mit Leder überzogenen Körbe, kurz, alles harmoniert wunderbar mit der Hautfarbe der Eingeborenen.

Den 2. Nov. Der König läßt seine Soldaten das Getreide in der Umgegend schneiden. Der gestrige Tag hat wieder 87 Leuten das Leben gekostet. Es waren entlaufene Soldaten, die bei Sur Amba aufgefangen und verbrannt wurden. Die Soldaten brachten gestern vom Plündern Frucht, Rindvieh, Schafe, Esel, Maultiere und Honig. Auf weite Entfernungen sah man nichts als Rauchsäulen von den angezündeten Dörfern und Städten aufsteigen. Selbst die Kirchen werden nicht verschont. Ach, es scheint, als wolle der Herr diese Nation ausrotten, um einem andern Volke in diesem schönen, ergiebigen Lande Platz zu machen. Der Ort hier heißt Ja edef Wuha (das trübe Wasser). Das Klima hier ist gelinder als das in Aibangeb, wo wir beständig Reif und einigemal sogar vier Finger dickes Eis hatten.

Den 17. Nov. Wiederum liegt eine schwere Zeit hinter uns; eine Schmerzenswoche für unsere armen Gebundenen, Br. Staiger, Brandeis und Gefährten. Die eine Hand wurde ihnen an die Fußketten hinuntergebunden und zwar so kurz, daß sie nur in fast zu Boden gebückter Stellung weiterkriechen können. In dieser elenden Lage mußten sie marschieren; sie wären längst erlegen, wäre es uns nicht möglich gewesen, ihnen unsere Maultiere zum Reiten zu geben. Wir seufzen und sehnen uns nach

Befreiung und Erlösung und oft wird uns innerlich die Versicherung, daß dieselbe nicht mehr ferne sei. Die Wogen um uns her brausen greulich — aber der Herr unser Gott ist doch noch größer! Er kann dem Sturm in uns und dem tobenden Meere außer uns gebieten, daß es stille wird.

Den 19. Nov. Der Herr wendet sich zum Gebet der Verlassenen; das ist wieder an unsern Brüdern Staiger, Brandeis und Gefährten wahr geworden. Aus der tiefsten Not schrieen sie und wir zum Herrn und er zog sie aus der grausamen Grube. Der König hatte gestern den Einfall, sich einen Rock nach englischem Schnitt machen zu lassen, worauf Br. Waldmaier der glückliche Gedanke kam, den Br. Staiger zum Zuschneiden dieses Rockes vorzuschlagen; infolgedessen wurde er mit seinen europäischen Mitgefangenen von den Handketten befreit.

Gestern wurden 75 Gainter Soldaten in Hand- und Fußketten gelegt, und sechs Gefangenen wurden Hände und Füße abgeschnitten. Ach endlich, endlich muß es doch mit der Not ein Ende nehmen.

Den 1. Dez. 1867. Der König war wieder mehrere Tage in einer Tollwut. Seine ganze Umgebung zitterte. Seine Schwester und eine seiner Frauen starben. Erstere wurde einbalsamiert. Häuser und Menschen wurden wieder in Masse verbrannt, was mir unwillkürlich ein Angstgeschrei auspreßt. Vom Freitag auf Samstag nacht waren wir in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Hat wohl der König gehört, daß dic Engländer am kommen sind!? Am Freitag abend sandte er zu allen Europäern: „Es sind Landleute in der Nähe, die Esel stehlen wollen. Wenn ihr Lärm hört, so bleibt in euren Zelten, bis ihr gerufen werdet". Unter den Eseln waren, wie sichs nachher herausstellte, wir Europäer gemeint. Wir waren kaum eingeschlafen, als ein Soldat kam und meinen Mann rief, er solle schnell zum König kommen. Alle Europäer hatten zu erscheinen. Der König war wie ein wildes Tier und schimpfte auf die gemeinste Weise, besonders über Br. Waldmaier und seiner Frau

Verwandte. Zu den Br. Maier, Bender und meinem Mann sagte er: „Unter dem Vorwand, mein Volk zu unterrichten, seid ihr in mein Land gekommen; aber eure Absicht ist, dasselbe in die Hände eines andern zu bringen". Fußketten wurden gebracht, um sie anzuschmieden; doch sollte es noch bis auf den Morgen verbleiben, wie der König meinte. Die Nacht über wurden sie im Freien von Soldaten bewacht. Die Ketten werden für meinen Mann nicht mehr lange ausbleiben. Nachdem er seine Zorneswut über ihn ausgeschüttet hatte, rühmte er vor seinen Ministern, Generalen und Offizieren die Anhänglichkeit und Treue der Europäer an ihre Familien. „Herr Flad ist in den Tod gegangen für seine Frau und Kinder, und ihr desertiert und überliefert euere Frauen und Kinder dem Feuer und Schwert. Ihr seid ein treuloses Gesindel." — Die Not kommt heran wie ein gewappneter Mann. Mit dem Psalmisten wollen wir beten: „Herr, wenn du auch töten wolltest, so will ich doch auf dich hoffen." Immer tiefer, immer ernster ringt sich der Seufzer aus dem gepreßten Herzen:

Durch deinen Geist mich heilig leite,
Gib in Geduld Beständigkeit.
Ach zeuch mich, daß ich dir nachlaufe;
Sei mir ein Schild in Trübsalshitze,
Laß deinen süßen Gnadenschein
In Finsternis nie ferne sein.

O wie viel innere Anfechtungen!

Den 8. Dez. Fünf Tage voller Gefahren, Sorgen und Angst liegen hinter uns. Wir hatten die Schluchten Nefas Mautscha und Maugeria zu passieren und befinden uns jetzt in Sebit. Dem König kostete es große Mühe, durch die engen, felsigen Schluchten seine 24 Wagen bergauf, bergab mit seinen Soldaten vorwärts zu bringen. Wäre ein Soldat und eine Nonne mir nicht zu Hilfe gekommen, so wäre ich letzten Dienstag mit meinem Maultier und der kleinen Pauline, die ich vor mir

reiten lassen muß, in den Abgrund gestürzt. Der Herr lohne ihnen ihre Barmherzigkeit. Es ist ein furchtbares Durcheinander, wenn Tausende von Menschen, berittenen und beladenen Maultieren, Eseln und Pferden sich durch einen solchen Engpaß durchwinden müssen. Der Wassermangel war sehr groß, nicht, daß es kein Wasser gäbe, sondern weil außerhalb des Lagers alles unsicher ist. Besonders schlimm ist es seit gestern. Zum Glück brachten wir einen Schlauch voll Wasser mit uns, und mit diesem und ein wenig Milch mußte ich mit meinen drei Kindern volle 24 Stunden mich behelfen, habe dazu aber noch andern Kleinen den Durst gestillt. Das Wasser durfte indes nicht ganz ausgehen; es kam eins unserer kleinen Mädchen mit einer Kürbisflasche voll der köstlichen Flüssigkeit, die nur der recht zu würdigen versteht, der einmal recht gedurstet hat.

Der grausame Despot versammelte sein ganzes Heer; auch sämtliche Europäer, die ohne Ketten sind, mußten vor ihm erscheinen. Der König zählte seine Heldentaten auf und ließ seine Ahnenschaft aufmarschieren bis auf David und Abraham. Er schimpfte tüchtig über die Engländer und meinen Mann und schloß seine mehrstündige Rede also: „Warum richtet und verurteilet ihr mich? Ich weiß, daß ich ein großer Sünder bin. Ich weiß, daß wenn ich so sterbe, wie ich heute lebe, gehe ich verloren. Ich weiß aber auch, daß der Schächer am Kreuz begnadigt wurde. Ich weiß auch, daß jeder, der Buße tut, Gnade erlangt; ja auch ich will noch Buße tun und mich bekehren, ehe ich sterbe“.

Den 15. Dez. Noch immer in Sebit. Bis vergangenen Mittwoch hatte der König zu tun, um seine Geschütze den hohen steilen Berg heraufzuschleppen, zu welchem Ende 1000 bis 1500 Soldaten an die Bomben- und Kanonenwagen gespannt wurden.

Als der König heute ans Plündern ging, verteidigten sich die Landleute, wurden aber fast alle niedergemetzelt; darüber erfreut kam der König gut gelaunt zurück.

Den 25. Dez. Dies unser viertes Weihnachtsfest in der

Gefangenschaft. Die Erinnerung an das heimatliche Weihnachtsfest und seine Segnungen berührt mein Herz gar wehmütig, und ein „Ach Herr, warum müssen wir so traurig gehen?" konnte ich kaum unterdrücken. P. Gerhards Weihnachtslied: „Fröhlich soll mein Herze springen" hob mich empor. Ich konnte mit ihm einstimmen: „Süßes Heil, laß dich umfangen, laß an dir, meine Zier, unverrückt mich hangen". Was wären wir ohne den Mensch gewordenen Sohn Gottes!? Ich hatte noch eine Hand voll Rosinen, die ich in unser Weizenbrot buk; das war unser Weihnachtskuchen. Die Gesundheit, deren wir und unsere Kinder uns erfreuen dürfen, stimmt uns zum Dank.

Wenn ich Ihn nur habe,
Laß ich alles gern.
Folg' an meinem Wanderstabe
Treu gesinnt nur meinem Herrn.

Den 4. Januar 1868. Ach, wiederum liegt ein Jahr hinter uns voller Beweise: Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit.

In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott
Über uns Flügel gebreitet!

Er hat uns erquickt, uns willig gemacht zu leiden; Er erfreut und beschämt uns täglich! Ihm wollen wir für das angetretene entscheidungsvolle Jahr vertrauen:

Man traut ihm ohne Reu',
Und wenn uns je will grauen,
So bleibt's: der Herr ist treu!

Wir sind in Bet Hor. Der König hat angefangen, eine breite Straße 3000 Fuß tief hinab bis an das Bett des Dschidda machen zu lassen. Die Dalanta-Leute sind mit Tribut angekommen. Auch die Daunter werden erwartet. Es ist dies eine Wohltat für uns, indem wir allerlei auf dem Markte kaufen können. Mein Mann mit den übrigen Europäern muß schon geraume Zeit in des Königs Zelt schlafen und wird streng bewacht. Von

den Gefangenen in Magdala lief die Nachricht ein, daß alle gesund sind, und von Zulah erhielt mein Mann zwei Briefe von General Merewether. Die Engländer sind also am Kommen oder schon im Lande. Der König muß es schon lange wissen, aber er hält es geheim. Ein Hoffnungsstern leuchtet uns aus schwarzer Gewitternacht. Wird der Herr uns erretten?!

Unter meiner Feinde Menge,
In dem heißen Angstgedränge,
Flieht Dir meine Seele zu;
Meine Zuflucht, Herr, bist Du!

Erlösung kommt für uns, sei es zum Leben oder Tod. Der Herr tue, was ihm wohlgefällt! Was ist der Tod? Das Ende aller Angst und Not: Er darf uns nur schrecken, nicht schaden, wenn wir rein gewaschen sind in dem Blut des Lammes!

Den 10. Jan. Die Gefangenen hatten gestern und wir heute den ersten Abhang hinunterzugehen. Hier unten ist's heiß und gibt's Skorpionen, Taranteln und Schlangen. Die Wassernot ist groß. Der König arbeitet fleißig an seiner Straße. Man glaubt, er wolle sein Pulver vor Ankunft der Engländer mit Steinsprengen verschießen, damit er vor seinen Leuten die Ausrede hat, er habe kein Pulver, er könne sich nicht schlagen. Die Soldaten wissen noch nichts von dem Kommen der Engländer; ob es der König wohl weiß?

Den 20. Jan. Seitdem wieder einige Große des Königs entflohen sind, werden mein Mann und die übrigen Europäer viel strenger bewacht. Des Tags sind sie bei der Wegarbeit unter seiner eigenen und des Nachts unter seiner Leibwache strenger Aufsicht. Manchmal schläft der Zigeunerkönig bei der Wegarbeit, die schon lange Tag und Nacht fortgeht, im Freien; dann müssen die Europäer auch im Freien schlafen und zwar geradezu in den Kleidern auf der unebenen, steinigten Erde. Das Wegemachen geht langsam. Die Engländer holen uns wohl noch ein, ehe wir nach Magdala kommen. Gottlob, daß es meinem Manne

immer noch gelingt, kleine Briefchen nach Magdala und an General Merewether im englischen Lager zu befördern. Es würde uns freilich übel belohnt, sollte unsere Korrespondenz aufgefangen werden. Der Herr wacht darüber.

Not macht erfinderisch. Bald werden die Brieflein in ausgehöhlten Spazierstöcken, bald eingenäht zwischen die Sohlen der Sandalen oder in die Kleider der Boten, bald in Amulettform in Leder eingenäht, Eseln um den Hals gehängt, unseren treuesten eingeborenen Knechten zur Beförderung an die Adressaten übergeben.

Den 22. Jan. Was soll ich sagen?

Die Gnade, die den Alten
Ihr Weh half übersteh'n,
Die wird auch uns erhalten,
Die wir in unsrem fleh'n.

Wir sind jetzt in dem Flußbett des Dschidda. Es ist eine ungeheure Hitze hier. Jetzt geht unser Weg 3000 Fuß hoch hinauf auf die Dalanta-Ebene. Dies wird den König und seine Soldaten viele Arbeit und Schweißtropfen kosten.

Vorgestern nacht haben uns Diebe verschiedene Nahrungsmittel entwendet. Es gibt viel Not und Gefahr. Es ist keine Kleinigkeit für eine Frau, unter unsern jetzigen Umständen mit einer Herde Gesindel fertig zu werden, unter dem, ohne viel Übertreibung, der Beste und Redlichste wie eine Hecke und Distel ist.

Den 24. Januar. Alle Gefangenen wurden in Handketten gelegt und auf die Festung Magdala gesendet. Frau Rosenthal erhielt Erlaubnis, zu ihrem Manne auf die Festung zu gehen. Die Wegearbeit geht Tag und Nacht fort. — Unser Friedrich hat Fieber.

Den 9. Februar. Wir sind den ersten Abhang des Dalantagebirges herauf. Wunderbar hat uns der Herr geschützt. Ein Felsblock, der sich loslöste, rollte ganz nahe hinter uns in die unabsehbare Tiefe hinunter. — Zum Wassermangel kommt

noch der Milchmangel. Unsere Kuh und die Ziegen haben fast ganz aufgehört Milch zu geben. Die Kinder haben alle drei kranke Augen, und ich hatte heftiges Fieber.

Das Heranrücken des englischen Heeres ist bekannt. Der König nahm gestern meinen Mann beiseite und sagte ihm, er habe sichere Nachricht, daß ein englisches Heer auf dem Wege sei. Wundern müssen wir uns über seine Gelassenheit dabei. Er vertraut dem Fatalismus: „Wenn mich Gott nicht tötet, so können mir die Engländer nichts anhaben". Der König sagte zu meinem Mann: „Es scheint mir, es ist so Gottes Wille, daß diese Leute in mein Land kommen. Ich fürchte mich nicht. Ich verlasse mich auf Gott. Als Sanherib Jerusalem belagert hatte, betete und fastete der König Hiskias zu Gott, und siehe, der Engel Gottes kam hernieder und schlug das Heer Sanheribs in einer Nacht. Will mich Gott erretten, so kann er; will er mich töten, so kann mich niemand erhalten". — Unsere Spannung wächst mit jedem Tage und wir können nichts Besseres tun, als dem Rat des Apostels folgen: dem treuen Schöpfer unsere Seelen zu befehlen.

Den 20. Februar. Wir sind jetzt oben auf der Dalanta-Ebene angekommen. Die Luft ist reiner und gesünder, der Krankheiten sind weniger. Der König, wer sollte es glauben, ließ die Dalanta-Bewohner, welche ihn und sein Heer schon 1½ Monate lang mit Frucht, Fleisch, Butter und Salz versorgten, ausplündern. Es scheint, die bösen Geister sind wieder recht tätig bei ihm. Auch mit den Europäern hier hat er furchtbar gezürnt. Besonders schüttete er seinen Groll wegen des Kommens der Engländer über Br. Waldmaier aus. Seine Wut versetzte uns alle in den größten Schrecken. Um den vor einigen Tagen abgegangenen Boten befinden wir uns in großer Angst. Wenn er nur nicht aufgefangen wird! Die Dalanta-Leute riefen von einem Berge dem König zu: daß sie vor Gottes Gericht seine an ihnen verübte Treulosigkeit mit ihm ausmachen wollten. — Auch im Angesicht der äußersten Angst und des Todes selbst fühlen wir

eine Kraft und heilige Freude, daß der Herr endlich unser Schreien erhört und uns und diesem armen Lande und Volke zu Hilfe kommt. — Es wurden auch wieder mehrere Soldaten zu Tode geprügelt.

Am 5. März erhielt ich Erlaubnis vom König, nach Magdala zu gehen. Wie froh und dankbar war ich, das Lagerleben mit dem stillen Leben in der Festung vertauschen zu dürfen. — Der königliche Befehl lautete, daß mir ein Haus in der Nähe von Herrn Rassam gegeben werde, und daß Frau Rosenthal mit mir verkehren dürfe. Eine elende Hütte wurde mir als Wohnung angewiesen. Gegen meinen Mann äußerte sich der König, wenn die Engländer, die kommen, freundlich mit ihm verkehrten, werde alles ein gutes Ende nehmen; wenn nicht, so werde er ein großes Blutbad anrichten.

18. März. Vorgestern kam mein Mann mit etlichen Offizieren auf die Festung, überbrachte Herrn Rassam einen Brief von dem König und die Ordre an den Festungskommandanten, Herrn Rassam die Ketten abzunehmen. Mein Mann erinnerte den König an jene 2000 Taler, welche er für Herrn Rassam aus England mitgebracht hatte, worauf der König sie ausbezahlen ließ. — Herr Rassam erhielt zu gleicher Zeit ein königliches Geschenk, bestehend in 100 Schafen und 50 Kühen. Letztere waren so mager, daß ihr Fleisch ungenießbar war. Etliche Tage später wurden sie von den königlichen Soldaten, als Woro Haimano geplündert wurde, geraubt.

Den 5. April (auf der Festung Magdala).

Schon seit vier Wochen bin ich hier oben mit den Kindern. Der König hat seine Geschütze durch die 3400 Fuß tiefe Talschlucht des Bäschilo transportieren lassen und sie herauf ganz in die Nähe der Festung gebracht. Mein Mann, der beständig in königlichem Gewahrsam sich befand, ist nun auch hier oben und von der Arbeit dispensiert.

Herrn Rassam wurden schon vor mehr als einer Woche die Ketten abgenommen. Einige Tage später wurden auch Dr. Blanc

und Leutnant Prideaux von denselben befreit und letzte Woche Kapitän Cameron, Herr Stern, Rosenthal, Keran und Petro. Auch die beiden Brüder Staiger und Brandeis und ihre Leidensgenossen sind der Ketten entledigt, müssen aber für die große Bombe Steinkugeln machen. Immer größer wird unsere Spannung, je näher die englischen Truppen heranrücken. Menschlich genommen, bleibt dem König kein Ausweg, als der der Versöhnung. Er ist von allen Seiten von Feinden umgeben. Laut Nachrichten sollen die Engländer in Dalanta angekommen sein. Die Woche der ernsten Entscheidung ist für uns angebrochen. „Leben oder Tod! Beides Freiheit!" Wir sind's versichert, daß in allen Fällen

Der Herr uns zur Rechten steh,
Und dämpfe Sturm und Wellen
Und was uns bringet Weh!

IX.

Ankunft der englischen Truppen. Gründonnerstag. Hinrichtungen. Schlacht am Karfreitag. Friedensverhandlungen mit Sir R. Napier am Ostersamstag. Unsere Befreiung. Ostersonntag. Magdalas Einnahme. Tod des Königs.

Wunderbar merkwürdig ist es, wie der Herr alles zu Gunsten unserer Befreier, der Engländer, vorbereitet hatte. Fürs erste war der König ohne Land und fast ohne Leute bei ihrer Ankunft. Er hatte etwa noch 6—7000 Soldaten; hätte er, wie früher, ein Heer von 80—100 000 Mann gehabt, so würde er den Engländern, bevor sie Magdala hätten erreichen können, bei den vielen engen und schwer zu passierenden Bergpässen große Schwierigkeiten bereitet haben. Und wiederum, wäre ihm das Landvolk noch treu gewesen, hätte es ein einziges Verbot von ihm befolgt, so würde es auch nicht für 1 Taler Proviant den Engländern verkauft, sondern denselben alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt haben.

Ferner führte der König seinen schnellen Untergang und unsere baldige Befreiung durch das Bauen der Straße über die Flüsse Dschidda und Bäschilo selbst herbei. Er baute zwar jene Straße für sich, allein nach Gottes Vorsehung mußte dieses bedeutende Werk dazu dienen, daß die Engländer mindestens drei Wochen früher nach Magdala gelangten.

Wunderbar ist auch, daß M. Bardel, der Mann, der so viel Schuld an unserem Elend hatte, und der, wenn er gekonnt, gewiß den König zu unserem Nachteil beraten hätte, für die ganze entscheidungsvolle Karwoche durch einen Sonnenstich bewußtlos auf das Krankenbett gelegt wurde. So vernichtet der Herr den Rat der Gottlosen!! — —

Am 27. März kam der König auf die Festung. Er sandte Herrn Rassam einen Gruß und er hoffe ihn bald zu sehen. Alle Bewohner der Festung, ganz besonders die vielen Gefangenen, zitterten vor Angst der Dinge, die im Gefolge des Königs kommen werden. Eine Anzahl Priester und Mönche in ihrem Ornat traten vor ihn und sagten, sie haben gehört, er wolle den protestantischen Glauben annehmen, und sie möchten ihn bitten um der hl. Dreieinigkeit willen doch dem abessinischen Glauben treu zu bleiben. Der König schimpfte sie Dummköpfe und Esel, ließ sie zur Festung hinausjagen, und sagte: „Wenn ich euch nochmal in meinem Lager finde, werde ich euch geißeln lassen". Sie kamen gnädig mit heiler Haut davon. Wie beneideten wir sie, und wünschten, ein ähnliches Schicksal möchte uns zuteil werden.

Nach diesem wurde Gericht gehalten über den Festungskommandanten und zwei andere hohe Beamte, die des Verrats angeklagt waren. Da sie aber nicht überwiesen werden konnten, wurde die Besatzung der Festung gewechselt, was für unsere Gefangenen sehr unangenehm war, da sie neue, strengere Hüter erhielten.

Am Palmsonntag war der König wieder auf der Festung Magdala und veranstaltete ein persönliches Zusammenkommen mit Herrn Rassam. Er sprach sich damals dahin aus, daß er sich

mit den Engländern schlagen werde und es Gott überlasse, den Sieg zu geben, wem er wolle. Er hätte sich wohl nicht geschlagen, wenn ihm nicht ein Europäer gesagt hätte, es sei eine Schande für einen König, wenn er sich versöhne, ehe er sich mit seinem Feinde geschlagen habe. Zum Versöhnen habe er hernach noch Zeit. Gegen Herrn Rassam war er besonders freundlich. Er dachte sich in ihm einen großen, einflußreichen Mann Englands und glaubte, Herr Rassam sei der Mann, der ihm mit Hilfe des englischen Militärs wieder zu seinem verlorenen Lande verhelfen könne; diese Hoffnung hegte er auch noch, als er die Gefangenen herausgab. Herr Rassam hatte ihm zwar dafür keine Versprechungen gemacht, wohl aber die Hoffnung mehrmals ausgesprochen, daß alles gut enden werde, wie es denn auch geschah. Auf Herrn Rassams Bitte ließ der König an diesem Tag Dr. Blanc und Leutnant Prideaux von den Ketten befreien.

Seinen Sohn, Alamaiu, empfahl er Rassam: „Hier ist mein Sohn, sei ihm ein Vater, Erzieher und Versorger, ich übergebe ihn dir". — Er schloß die Sitzung mit dem Wunsch für Frieden und Freundschaft. Im Fall aber ihm von den Engländern der rechte Arm durchschossen werde, so könne man, sagte er, sicher sein, daß er mit seiner Linken Herrn Stern auch nicht fehlen werde.

Am 2. April ließ der König auf die Bitte Herrn Rassams die Herren Cameron, Stern, Rosenthal, Keran und Petro von den Ketten befreien.

Am 8. April ließ der König alle Gefangenen von der Festung herab zu sich in sein Lager kommen, das auf der Vorfeste Salamgie war. Mehrere der eingeborenen Gefangenen wurden zum Tode verurteilt, darunter auch Knaben. Andere Gefangene wurden befreit.

Immer unheimlicher wurde uns die Nähe des Königs, besonders als er am Gründonnerstag abend, ganz in unserer Nähe, 200 arme eingeborene Gefangene teils zu Tode geprügelt, teils lebendig über eine hohe Felsenwand 150 Fuß tief hinunterstürzen

ließ. Wir sahen es an als ein Vorspiel für uns, da am folgenden Tage die Engländer in Arogie, also am Fuß der Vorfeste Selassie und Fala erwartet wurden. O, wie unheimlich war es uns zumute, wie seufzten wir, denn zum Beten war die Herzensangst zu groß!

Zu dem schauerlichen, über die 200 Gefangenen verhängten Blutgericht soll einer derselben durch unbesonnenes Reden Veranlassung gegeben haben. Der König hatte an demselben Morgen vielen die Ketten abnehmen lassen. Als die Reihe an jenen einen kam, sagte er: „Ich lasse mir meine Ketten nicht öffnen; die Engländer, die bald hier ankommen, sollen meine Befreier sein". Diese Äußerung brachte den König in Wut und mit eigener Hand hat er diesen Gefangenen mit noch andern in Stücke zerhauen, und jene große Anzahl die Felswand hinunterstürzen lassen. Einige wurden, als er des Abschlachtens müde war, begnadigt, besonders Frauen und Kinder.

Am Karfreitag kam ein Brief von Sir Robert Napier, jetzt Lord Napier von Magdala, an den König.

Folgendes ist die Übersetzung des Briefes, wie er im Blaubuch veröffentlicht ist:

Von . . . . . . an König Theodoros.

Auf Befehl der Königin von England komme ich mit meiner Armee nach Magdala, um den Gesandten Rassam, Konsul Cameron, Dr. Blanc, Leutnant Prideaux und die übrigen Europäer, die jetzt in Ihrer Macht sind, zu befreien. Ich verlange von Ihrer Majestät, dieselben umgehend in mein Lager zu senden.

Der König empfing den Brief gar nicht. „Wer ist der Sklave der Königin von England, der mir, Theodoros, dem König der Könige, einen Brief schreibt?" sagte er verächtlich.

Die Gefangenen wurden jetzt alle wieder in die Festung gesandt, und der König war mit seinen Soldaten geschäftig, seine Kanonen nach Fala zu ziehen.

Um 4 Uhr hörten wir den ersten Kanonenschuß von Fala, bei welchem die Kanone, die Theodoros getauft war, zersprang.

Das ganze Heer des Königs war ausgerückt, nicht nur Soldaten, sondern auch ihre Diener und Angehörigen. Der König hatte ihnen gesagt, daß nur 200 Mann Engländer auf dem Platz seien, welche sie leicht vernichten und sich durch ihre Waffen, Kleider und Schätze bereichern könnten. Dies gefiel natürlich dem Raubgesindel, und man sah Mägde und Frauen den Soldaten mit Beilen und Säcken folgen, um die Geldkisten der in den Gedanken der Abessinier geschlagenen Engländer aufzubrechen und ihre Schätze heimzutragen. Nach einem halbstündigen Kanonendonner stürzte auf Befehl des Königs das ganze Heer in wildem Kriegermut den Berg hinab auf die 300 Mann Engländer, und griffen sie von drei Seiten an; aber wie überrascht mußten sie sein, als die Engländer sie aus ihren Hinterladergewehren mit einem ununterbrochenen Kugelregen begrüßten und ihre Flanken lichteten, und besonders als die feuerspeienden Raketen im Zickzack unter ihnen herumfuhren und Verheerungen anrichteten. Wegen des Regens konnten die Abessinier ihre Luntenflinten fast nicht in Anwendung bringen, weil das Pulver auf der Zündpfanne feucht geworden war. Groß war der Verlust an Toten und Verwundeten bei den Abessiniern, während die Engländer keinen Toten, sondern nur 15 Leichtverwundete hatten.

Aber was soll nun aus uns werden? In welcher Wut wird der König zurückkommen, um sich, wie er früher mehrmals gesagt, an uns zu rächen! Wird er ein Blutbad unter uns anrichten und uns in Stücke zerhauen oder uns verbrennen?! Wir befahlen uns dem Herrn an. Aber wie groß war unser Erstaunen, als der König in tiefer Nacht zurückkam und vor uns bekannte: „Ich bin geschlagen, ratet mir, was ich tun soll". „Um Frieden bitten", war die Antwort. „Gut, gehe zu Rassam und sage ihm: „bisher meinte ich, ich sei der einzige Held in der Welt, heute habe ich aber gesehen, daß es noch größere Helden gibt. Ich bin geschlagen. Nun, bisher sagtest du, du seist mein Freund; jetzt beweise dies dadurch, daß du mich mit dem englischen General versöhnst, aber es muß schnell geschehen; denn einen zweiten

Angriff kann ich nicht ertragen.“ Rassam und die übrigen vernahmen mit Spannung von Br. Waldmaier und mir das Resultat der Schlacht und die königliche Botschaft.

Am Ostersamstag früh mit Tagesanbruch gingen Leutnant Prideaux, Dedschadsch Alame, Tochtermann des Königs, und ich ins englische Lager, um bei General Sir R. Napier für den König um Frieden zu bitten. Mit enthusiastischem Hurra wurden wir im englischen Lager empfangen; denn jeder hatte geglaubt, es lebe keiner mehr von uns. Von Sir R. Napier und General Merewether wurden wir herzlich empfangen und erhielten beifolgende Antwort für den König, die sich noch in meinen Händen befindet:

British Camp Arogie

11. April 1868.

Ihre Majestät haben gekämpft wie ein braver Soldat, Sie wurden überwunden durch die größere Macht der Britischen Armee.

Es ist mein Wunsch, daß kein Blut mehr vergossen wird.

Wenn deshalb Ihre Majestät sich der Königin von England unterwerfen will und alle Europäer, jetzt in Ihrer Majestät Händen, noch am heutigen Tage sicher ins englische Lager sendet, so garantiere ich ehrenvolle Behandlung für Sie selber, sowie alle Glieder Ihrer königlichen Familie.

R. Napier, L. General
Commander in Chief.

Ehe wir mit dieser Botschaft zum König zurückkehrten, wurden dem Schwiegersohn desselben die gestern gebrauchten Flinten, Raketen und Kanonen, sowie die Elefanten gezeigt, die gerade mit den großen Kanonen und Bomben angelangt waren, was einen gewaltigen Eindruck auf unsern Abessinier machte; besonders als ihm Sir R. Napier sagte: „Gestern brachten wir bloß unser Spielzeug in Anwendung; wenn mich aber der König nötigt, ihn noch einmal anzugreifen, werden wir unsere Waffen

(auf die großen stählernen Armstrong-Kanonen hinweisend) gebrauchen".

Als wir mit dem Schreiben zum König zurückkamen, trafen wir ihn in übler Laune und Gemütsstimmung. Das Schreiben Sir R. Napiers ließ er sich zweimal vorlesen, worauf er die Frage stellte: „Was ist gemeint unter guter Behandlung? Ist es, daß man mir wieder zum Besitz meines Landes verhelfen wird, oder daß man mich als Gefangenen gut behandelt? Und kennt der General auch die Personenzahl meiner Familie? Es würde England wohl viel kosten, diese alle königlich zu behandeln; denn meiner Weiber und Kinder sind so viele als ich Haare auf meinem Kopfe habe". Er diktierte nun seinem Schreiber einen Brief, den er Herrn Prideaux und mir übergab, um ihn so schnell als möglich in das englische Lager zu bringen. Seinen Schwiegersohn aber behielt er zurück. Während der König den Brief schrieb, sammelte sich sein ganzes Heer, und es hatte den Anschein, als wollte er nochmals einen Angriff auf die Engländer machen.

Mit seinem eigenen Briefe hatte der König auch Sir Roberts Brief zurückgesandt. Der Brief enthielt durchaus keine Antwort auf das Schreiben Sir R. Napiers, sondern empfahl demselben sein Heer auf eine Weise, die erst nachher verstanden wurde.

Brief des Königs, wie er im Blaubuch veröffentlicht ist:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Ein Gott in seiner Dreiheit und Einheit. — Kassa, welcher auf Christum vertraut, sagt: O Volk von Abessinien, werdet ihr immer vor dem Feinde fliehen, wenn ich nicht selbst durch Gottes Kraft mit euch ausziehe, euch zu ermutigen? In der Meinung, daß ich alle Macht besitze, habe ich mein christlich Volk an diesen heidnischen Ort gebracht. In meiner Stadt befindet sich eine Menge, welche ich genährt, Jungfrauen, die ich beschützt, Weiber, die gestern zu Witwen wurden, alte Leute mit und ohne

Kinder. Gott hat Ihnen die Macht gegeben. Vernachlässigen Sie diese Leute nicht, es ist ein heidnisches Land.

Meine Landsleute haben mir den Rücken gekehrt und haben mich gehaßt, weil ich ihnen Steuern auferlegte und sie unter militärische Disziplin bringen wollte. Sie haben mich überwunden durch gutgeschulte Soldaten. Meine Soldaten, welche mich liebten, waren durch eine Kugel in die Flucht gejagt gegen meinen Befehl. Als Sie dieselben besiegten, war ich nicht unter den Flüchtlingen.

Ich hielt mich für einen großen Herrn und habe die Schlacht eröffnet; aber durch die Nichtswürdigkeit meiner Artillerie sind alle meine Bemühungen umsonst gewesen. Meine Untertanen sagten von mir, ich habe die Religion der Franken (Protestanten) angenommen; andere sagten, ich sei Mohammedaner geworden, auf zehn verschiedene Weisen haben sie meinen Zorn gereizt. Möge Gott aus dem, was ich Übels gegen sie getan habe, Gutes bringen. Sein Wille geschehe. Mein Wille war, wenn Gott es erlaubt hätte, die Welt zu erobern, und sollte ich's nicht ausführen können, wollte ich lieber sterben. Seit meiner Geburt bis heute hat niemand gewagt, Hand an mich zu legen. Wenn meine Soldaten fliehen wollten, habe ich vor ihnen gekämpft und ihnen Mut eingeflößt. Gestern abend hat mich die hereinbrechende Nacht daran verhindert. Ihre Soldaten verbrachten die Nacht freudig; möge Gott Ihnen nicht tun, wie er mir getan. Meine Absicht war, wenn ich alle meine Feinde in meinem Lande unterworfen, meine Armee gegen Jerusalem zu führen und die Türken zu vertreiben. Ein Krieger, der starke Männer in seine Arme schloß wie Säuglinge, kann nicht zugeben, daß er von einem andern mit den Armen umschlossen wird."

Ohne Datum und ohne Siegel.

Während wir in das englische Lager gingen, kam eine Art Verzweiflung über ihn. Von Europäern, die um ihn waren, wurde mir nachher folgendes erzählt. Der König saß still am Boden; auf einmal sprang er auf, betete, verneigte sich dreimal

zur Erde, zog seine Pistole und wollte sich eine Kugel durch den Mund schießen. Ras Engeda, sein erster Minister, der sich in seiner Nähe befand, zog ihm noch zu rechter Zeit den Arm weg, so daß die Kugel an den Ohren des Königs vorbeisauste. — Wäre durch Gottes Vorsehung der Schuß nicht abgewendet worden, würde keiner der Gefangenen mit dem Leben davongekommen sein. Des Königs Soldaten hätten sich für die tags zuvor in der Schlacht gefallenen Verwandten gerächt und ihre Mordlust an den wehrlosen Europäern in Magdala befriedigt. — „Die Europäer sind Ursache, daß sich der König erschießen wollte und an all dem Elend, das über uns gekommen", hörte man Stimmen aus den Offizieren in des Königs Umgebung, „wir wollen diese abschlachten, sterben müssen wir ja doch alle." Einer sagte sogar: „Majestät, dort ist das Strohhaus, wir wollen sie alle lebendig verbrennen". Ein anderer sagte: „Wir wollen ihnen Hände und Füße abschneiden und dann die Festung verlassen und fliehen". — Wunderbar, der Mann, der uns 4½ Jahr lang gequält hatte, wurde nun unser Verteidiger und Beschützer gegenüber seinen Soldaten, die gerne sich an uns gerächt hätten. Er sagte: „Seid mir stille, es darf diesen Leuten kein Leid geschehen; denn sie haben kein Unrecht in meinem Lande getan. Wie könnte ich's vor Gott verantworten!"

Dedschadsch Alame, der mit uns im englischen Lager gewesen, und die Europäer, die bei ihm waren, rieten ihm, die Gefangenen in das englische Lager zu senden. „Gut", sagte er, „holt sie, ich will sie senden".

Während der Festungskommandant ging, um die Gefangenen zu holen, trat Ras Engeda, der ihm den Arm weggezogen, mit blankem Schwert vor ihn und sagte: „Majestät, jetzt gilt es Kopf um Kopf; an denen, die in unseren Händen sind, wollen wir uns rächen und ein Blutbad anrichten". Alle anwesenden Abessinier stimmten bei. Der König aber sagte: „Schweiget, euer Rat ist nicht gut. Warum sollen diese und andere meinetwegen sterben? Was haben sie gegen mich getan? Würden sie mich

vor Gott nicht verklagen?“ Das waren die denkwürdigen Worte des Königs!

Gott hat unsere und der vielen Tausenden, die für uns beteten, Gebete erhört und uns wie durch ein Wunder aus des Löwen Rachen und aus den Händen derer, die nach unserem Blute dürsteten, aus aller Not, Feuertod und grausamer Verstümmlung erlöst. In Ewigkeit können wir dem Herrn die Wunder seiner Gnade und Hilfe, die er an uns Unwürdigen in jenem verhängnisvollen Augenblick getan hat, nicht genug rühmen und preisen. Ja, wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn, der vom Tode errettet.

Sollt' er was sagen und nicht halten?
Sollt' er was reden und nicht tun?
Kann auch der Wahrheit Kraft veralten?
Kann auch sein wallend Herze ruhn?
Er sinnt und sorgt aufs allerbest;
Wohl dem, der sich auf ihn verläßt!
Halleluja, Halleluja!

Die Gefangenen kamen von Magdala herunter, begleitet von Soldaten, alle in der Meinung, sie werden zum Tode abgeführt. — Der König wollte niemanden von ihnen sehen, als Herrn Rassam. Er verabschiedete sich von ihm mit den Worten: „Ich hoffe, du bleibst mein Freund, wie du es warest, solange du dich bei mir befandest. Ich wünsche, daß du das im Gemüte behältst; wenn du mein Freund nicht bleibst, werde ich mich entweder erschießen oder ich werde ein Mönch. Nun leb wohl, es wird spät, komm morgen zu mir“.

Die Herren Waldmaier, Saalmüller und Mayer wurden beauftragt, die Befreiten (Rassam, Blanc, Cameron, Kairns, Stern, Rosenthal, Frau und Kinder) in das englische Lager zu begleiten, wo sie abends 9 Uhr anlangten.

Während dies auf der Festung vorging, befanden Prideaux und ich uns im englischen Lager. Es wurde beraten, was für

weitere Schritte getan werden sollten; denn eine Antwort auf des Königs Brief konnte Sir Robert Napier nicht geben. Mit Herrn Munzinger und Colonel Merewether machte ich einen Plan fertig von Magdala und den verschiedenen Wegen, die hinaufführen. In der Nacht sollte die Festung umzingelt und mit Tagesanbruch genommen werden. Der größere Teil der Herren vom Generalstab wollte, man solle uns im englischen Lager behalten, wir aber, fürchtend, unser Ausbleiben möchte verhängnisvoll für die andern werden, entschlossen uns, zurück in die Festung zu gehen und das Los unserer Leidensgenossen zu teilen. Dieser Ansicht war auch Sir Robert Napier. Als wir den steilen Weg nach der Festung zurückgelegt hatten, kam uns Herr Mayer von oben entgegen und rief uns zu: „Die Gefangenen sind befreit und kommen".

Meine Frau und Kinder und 9 Europäer samt Familien waren noch zurück in der Festung. Abermals eine kummervolle Nacht für mich!

Am Ostersonntag den 12. April sandte der König durch Br. Bender und einen Abessinier ein Schreiben an Sir R. Napier, in welchem er versprach, auch die übrigen Europäer zu senden, falls es verlangt werde. Zugleich frug er, ob er dem englischen General ein Geschenk von Kühen und Schafen senden dürfe.

Dedschadsch Alame, der mit Herrn Rassam und seinen Gefährten gekommen war, wurde von Sir Robert Napier beauftragt, mit mir und den Brüdern Mayer, Saalmüller und Waldmaier und Herrn Moritz, die Herrn Rassam begleitet hatten, zum König zurückzugehen und ihm zu sagen, daß er alle Europäer im Verlauf des Tages in sein Lager senden möchte. Als wir vor dem König erschienen, frug er zuerst: „Ist mein Geschenk von Kühen empfangen worden?" Samuel antwortete mit Ja. Hierauf gab der König für alle die Erlaubnis zu gehen. Zuerst ging ich zu den noch in Ketten unter strenger militärischer Macht sitzenden Staiger, Brandeis, Eßler, Schiller, Makerer und ließ ihnen die Ketten abnehmen und sie in Freiheit setzen, dann nahm

ich freudigen und dankerfüllten Herzens meine Frau und Kinder und eilte mit verdoppelten Schritten den Berg hinunter in das englische Lager und alle übrigen folgten mir. Wie oft sah ich angstvoll den Berg hinauf zurück, ob nicht ein Heer hinter uns herkomme, um uns wieder zurückzubringen in die Zwingburg. Der Befreiten waren (die Kinder eingerechnet) 59 Personen.

Die Kühe und Schafe, welche der König für den englischen General abgesandt hatte, wurden nicht angenommen. Durch ein Mißverständnis Herrn Rassams hatte dieser Samuel gesagt, Sir R. Napier habe das königliche Geschenk in Empfang genommen.

In der Nacht vom Sonntag auf Montag verabschiedete der König sein Heer. Er selbst begab sich mit wenigen seiner Getreuen auf die Flucht, kehrte aber nach ein paar Stunden wieder in seine Festung zurück, wo er sich mit etwa 25 Mann gegen die Engländer bei der Erstürmung derselben mannhaft verteidigte. Als er sie aber endlich über die Festungsmauer hereinbrechen sah, übermannte ihn die Verzweiflung und er machte seinem Leben durch einen Pistolenschuß in den Kopf ein Ende. Das ganze Heer des Königs hatte schon am Vormittag die Waffen gestreckt und sich auf Gnade und Ungnade dem General Napier ergeben.

Die Festung wurde von den Engländern geplündert, abgebrannt und zerstört. Von Zulah bis Magdala und zurück nahmen die Engländer von den Eingeborenen nichts, für das sie nicht ihr Geld bezahlten. Nur nach Eroberung Magdalas war es dem Militär gestattet, auf der Festung zu nehmen, was gefunden wurde. Schätze fanden sie keine, ausgenommen die goldenen und silbernen Kronen des Königs, silberne Trommeln nebst andern Silberarbeiten und Gold im Werte von einigen tausend Talern. Ein reicher Schatz von äthiopischen Manuskripten wurde im königlichen Schatzhause gefunden. Von diesen wurden ein oder mehrere Exemplare von jedem Werk für das britische Museum mitgenommen. Alle übrigen wurden Dedschadsch Kasa zur Verteilung an Kirchen übermacht. 95 einge-

borene Gefangene, meist dem abessinischen Adel angehörend, wurden in Magdala gefunden und durch die Engländer von ihren Ketten befreit.

Erstaunliches hat Sir Robert Napier mit seinen Truppen geleistet, denn unbeschreiblich groß waren die Schwierigkeiten, die sich ihnen auf dem beinahe 200 Stunden langen Wege von Zula nach Magdala entgegenstellten. Vielen Entbehrungen und großen Strapazen waren sie manchmal ausgesetzt, ehe sie endlich Magdala erreichten; sie waren unsere Befreier, aber die Errettung unseres Lebens haben wir allein Gott zu verdanken, der des Tyrannen Hand zurückhielt, daß sie unser Blut nicht vergießen durfte. Einige Augenblicke, ehe er sich erschoß, soll er zu seinem Waffenträger gesagt haben: „Bisher glaubte ich, daß Gott mit mir sei, und meinte bei allem, was ich tat, den Willen Gottes zu vollbringen. Jetzt aber sehe ich, daß Gott nicht mit mir war, sondern der Teufel, der mich trieb, so grausam zu sein".

Die Festung Magdala wurde, nachdem sie zerstört war, von Sir R. Napier der Galla-Fürstin Woisoro Mastatie übergeben. Nach späteren Nachrichten aus Abessinien hatte Menilek, der König von Schoa, die Inhaberin der Festung verjagt und dieselbe ihrer Schwester Woisoro Workit gegeben.

Am 15. April reisten wir von Arogie ab und traten mit dem englischen Heer unsere Reise nach der Meeresküste an. Sir Robert Napier, wie alle übrigen Generäle und Offiziere der Armee, waren äußerst freundlich und gefällig gegen alle befreiten Europäer. Alle wurden auf Kosten der englischen Regierung verpflegt und erhielten in Zula zur Bestreitung der Reisekosten von Suez bis in die Heimat das erforderliche Reisegeld. Die Reisenden erster Klasse erhielten die Person 45 Pf. Sterl. = 900 Reichsmark, und die zweiter Klasse 20 Pf. Sterl. = 400 Reichsmark. Frau Rosenthal und meine Frau erhielten von Sir R. Napier jede eine Sänfte, in welcher sie von Hindus bis an die Meeresküste getragen wurden. Meine liebe Frau war besonders dankbar für das Wohlwollen des englischen Generals; denn zehn

Tage nach der Einnahme Magdalas wurde sie auf der Heimreise in Sendiewuha von einem Töchterlein, dem wir in der hl. Taufe den Namen „Arnatie“ (meine Freiheit) gaben, entbunden. Auch da schwebte sie in großer Lebensgefahr; der Herr aber stärkte sie wunderbar, so daß sie nach einem Tage und zwei Nächten Ruhe mit der Armee die Rückreise fortsetzen konnte.

Wenn ich so alles das Schwere und Wunderbare, das wir in Abessinien erlebten, überblicke, so muß ich ausrufen: Ach Herr, wir sind nicht wert all der Barmherzigkeit und Treue, die Du an uns getan hast! . .

Ach ja, wenn ich überlege,
Mit was Lieb' und Gütigkeit,
Du durch so viel Wunderwege
Mich geführt die Lebenszeit:
So weiß ich kein Ziel zu finden,
Noch die Tiefen zu ergründen;
Tausend, tausendmal sei Dir,
Großer König, Dank dafür!

Mich hast Du auf Adlers Flügeln
Oft getragen väterlich,
In den Tälern, auf den Hügeln
Wunderbar errettet mich;
Schien mir alles zu zerrinnen,
Ward ich doch der Hilfe innen.
Tausend, tausendmal sei Dir,
Großer König, Dank dafür!

Selten ist wohl ein Kriegszug, der mit so großen Schwierigkeiten verknüpft war, in so kurzer Zeit und so glänzend ausgeführt worden, wie die englische Expedition nach Abessinien. Der König war tot, die Schreckensburg Magdala zerstört und die Gefangenen befreit. Mit wahrer Großmut hat das englische Volk das Opfer von 72 Millionen Gulden, welche die Expedition

kostete, gebracht, um die unschuldig Gefangenen zu erlösen und den Tyrannen zu züchtigen. Großmütig war es von den Engländern, auch nicht eine Hand voll Getreide von den Eingeborenen zu nehmen, ohne dafür zu bezahlen. Die strenge Disziplin wurde während des Marsches nach Magdala und zurück nach Zulah im englischen Lager gehandhabt. Nur nach Einnahme Magdalas war den Soldaten erlaubt, die eroberte Zwingburg zu plündern.

Die Armee der Engländer bestand aus 12 000 Mann, davon waren 4000 Europäer, welche Hinterladergewehre hatten. Ein Troß von 8000 Mann folgte zur Besorgung der Lasttiere. 40 000 Lasttiere, darunter 12 000 Maultiere und 40 Elefanten, waren für die Expedition angekauft. Infolge schlechter Pflege ging ein großer Teil dieser Tiere zu Grunde. Von Zulah oder Annesley Bay hatten sie eine Eisenbahn gebaut bis an das Gebirge von Abessinien. Ein Telegraphennetz ging von Zulah bis Antalo, etwa 200 englische Meilen. Der Weg nach Magdala mußte fast Schritt für Schritt erst gebahnt werden, und der mühevolle Marsch ging über jäh abstürzende Klippen und Schauder erregende Abgründe. In den engen, tief gelegenen Tälern war die drückende afrikanische Hitze und auf den Höhen von 12 000 Fuß über dem Meer herrschte die empfindlichste Kälte, die um so schmerzlicher empfunden wurde, weil der Wechsel von Wärme und Kälte so schnell aufeinander folgten.

Der Weg von Zulah nach Magdala kann mit nichts besser veranschaulicht werden als dem Ausspruch Lord Napiers. Er sagte, der Weg, den er mit seinen tapferen und aufopferungswilligen Truppen gemacht, gleiche einem umgekehrten Tisch, an welchem man an einem Fuß mühsam hinaufsteige, über ein Plateau von einigen Stunden breit gehe und ebenso tief hinabsteige. Nachdem ein Flußbett oder kleine Ebene überschritten, habe man ein anderes Gebirge zu ersteigen und so gehe es fort.

Von Zulah bis Magdala hatte Lord Napier 39 Stationen, die alle ein gut versehenes Kommissariat hatten, wo jeder die



መልእክት፡ ዘሥዩም፡ እግዚአብሔር፡ ዮሐንስ፡
ንጉሠ፡ ነገሥት፡ ዘኢትዮጵያ፡ ወኩሉ፡ አድ
ደሚሃ። ይድረስ፡ ከማርቲን፡ ፍላድ፡ በዜና፡
ብዙውን፡ እንዴት፡ አለህ። እኔም፡ ሠራዊቴ
ም፥ ሁሉ። እግዚአብሔር፡ ይመስገን፡ ደህና፡
ነኝ። ደብዳቤህም፡ ደረሰኝ። አንተም፡ የእ
ንግሊዝን፡ ደብዳቤ፡ ይዘህ፡ በመምጣትህ፡
እጅግ፡ ደስ፡ አለኝ። ስለ፡ ማስተማሩ፡ ግን፡
አልፈልግም። በእሮም፡ ንጉሥ፡ በቆስጠን
ጢኖስ። በአርብሃ፡ በአጽብሐ፡ ጀምሮ። ለኢ
ትዮጵያ፡ ከግብጽ፡ በቀር፡ ሌላ፡ አስተማ
ሪ፡ የላትም። ደግሞም፡ ብዙ፡ መምሕራ
ን። ብዙ፡ ሊቃውንት። የሚያስተምሩ፡ አሉ
ነ። ስለ፡ ፍቅር፡ ግን፡ ስንኳን፡ አንተንና፡
ሁሉን፡ እወዳለሁ። ወዴጄ፡ ሆይ፡ ይህን፡
ተናገረኝ፡ ብለህ፡ አትዘንብኝ። በእግዚአ
ብሔር፡ ቸርነት፡ ሁሉንም፡ ስንገናኝ፡ እን
ጨወታለን። የሚቀበልህ፡ ወደ፡ እኔ፡ የ
ሚያመጣህም፡ ሰው፡ ከእራስ፡ አርአያ፡
ልኪአለሁ። ዐቃህንም፡ ጀንዳ፡ እንድታ
ስቀምጥ፡ አድርጌ። ዐቃም፡ ያልሁቱ፡
መጽሐፉን፡ ነው።

ተጽሕፈ፡ በጉሊት፡ ከተማ
እመ፡ ፳ወ፯ለጥር። በ፲ወ
፰፻፸ወ፯ዓመት፡ ምሕረ
ት።

Brief des abessinischen Königs Johannes an Missionar Flad.
Übersetzung Seite 242.

Übersetzung des umstehenden Briefes.

„Dieser Brief ist gesandt vom König der Könige, Johannes, der eingesetzt ist von Gott über Äthiopien und alle Lande; möge er gelangen an Martin Flad. Wie befindest Du Dich? Gott sei gepriesen, ich und alle meine Soldaten befinden uns wohl. Dein Brief ist zu mir gelangt. Ich freue mich sehr, daß Du mir einen Brief von der Königin von England bringst; aber ich erlaube Dir nicht, daß Du in meinem Lande unterrichtest. Seit der Zeit des römischen Kaisers Constantin und der abessinischen Könige Arbaha und Azbaha, haben die Äthiopier außer den Kopten keine anderen Lehrer des Glaubens. Wiederum muß ich Dir mitteilen, daß wir in unserem Lande viele Priester und Gelehrte haben, welche uns unterrichten. Freundschaft anzuknüpfen können andere, geschweige Du, zu mir kommen. Mein Freund, nimm mir nicht übel und werde nicht betrübt, daß ich Dir dies geschrieben habe. Durch Gottes Güte wollen wir, wenn Du bei mir angekommen bist, alles besprechen. Ich habe Ras Arai Befehl gegeben, Dich zu empfangen und zu mir zu bringen.

Die amharischen Bücher, von denen Du mir schreibst, Du habest sie mitgebracht, laß in Dschenda[1]), die Geschenke für mich bringe mit.

Geschrieben in Gulit
am 26. Januar, dem
Jahr der Gnaden 1866." [2])

---

[1]) Missionsstation.

[2]) Die Abessinier rechnen von der Schöpfung bis auf Christus 5500 Jahre, und haben von Christo bis auf unsere Zeit 7 Jahre 122 Tage weniger als wir. Der Grund hiervon liegt in der von den alexandrinischen Bischöfen befolgte Chronologie des Julius Afrikanus.

Ihr Jahr 1866 war unser Jahr 1874. Die Jahre benennen sie nach den vier Evangelisten: Johannes, Matthäus, Markus, Lukas. Jedes Lukasjahr ist ein Schaltjahr. Jeder ihrer Monate hat 30 Tage. Am Schluß des Jahres haben sie 5 Schalttage, Pagme genannt. Jedes Lukasjahr hat 6 solcher Pagme-Tage.

Ihr Neujahr beginnt mit ihrem 1. September, unserem 10. oder 11. September und es wird als großer Festtag gefeiert, d. h. als ein Tag, an welchem man recht viel und recht gut ißt und trinkt.

täglichen Portionen Lebensmittel für sich und seine Reit- und Lasttiere erhielt.

Der geringste Teil des täglichen Bedarfs konnte von den Einwohnern gekauft werden. Der größte Teil wurde von England und Indien auf Schiffen nach Zulah gebracht, von wo es auf Kamelen, Maultieren und Eseln und dem Rücken gemieteter eingeborener Träger dem englischen Heer nachgeliefert wurde. Beim Rückmarsch wurde aller übriger Proviant den armen Abessiniern überlassen, welche sich bei der Verteilung gewöhnlich tüchtig rauften und prügelten.

Viele Hunderte wundgetragener Maultiere verschenkte Lord Napier an die Eingeborenen.

Die Engländer haben leider für das künftige Wohl Abessiniens gar nichts getan, vielmehr das Land sich selbst überlassen. Die Hoffnung, die uns oft unsere schwere Lage erleichtern half, daß Abessinien infolge des durch unsere Gefangenschaft herbeigeführten Krieges unter den Einfluß der englischen Regierung kommen werde, ging nicht in Erfüllung. Religionsfreiheit, Freiheit für Handel und Gewerbe, glaubten wir, würden die Früchte der Expedition sein. England hat seine Hand ganz von Abessinien abgezogen und die Unkosten der Expedition, die sich auf mehr als 72 Millionen Gulden beliefen, ohne auf Entschädigung Anspruch zu machen, bezahlt. Wäre Abessinien wie Indien oder Australien, so hätte England jedenfalls anders gerechnet und das Land annektiert.

X.

Rückreise aus Abessinien in die Heimat.

In einem englischen Dampfschiff wurden sämtliche befreite Gefangene von Sula nach Suez gebracht. Es waren fünf schwüle Reisetage auf dem Roten Meer; allein der Gedanke, wir sind freie Leute, half uns über all das Schwere. Der liebe Agasche war uns bis Kairo eine treue Hilfe und Kindsmagd.

Die englische Regierung zahlte jedem befreiten Europäer die Reise bis in seine Heimat. Sterns, Rosenthals und mir erster Klasse, den übrigen zweite Klasse. In Kairo begrüßten uns Herr und Frau Rappard, in Alexandrien wurden wir aufs freundlichste von den lieben Geschwistern Bauder aufgenommen und liebevoll verpflegt. Wir sahen viele alte Freunde, die alle sich mit uns freuten über das, was Gott an uns getan. Abends wurde von Rev. Youl in der schottischen Kirche ein Dankgottesdienst gehalten, an welchem viele englische und schottische Christen teilnahmen und uns bewillkommten.

Wir fuhren mit einem italienischen Schiff nach Venedig. Unsere englischen Mitgefangenen verließen uns in Brindisi. Wir landeten in dem schönen Venedig und fuhren über Innsbruck und München nach Stuttgart. Wie herrlich sah alles um uns her aus, die Felder, die Wiesen, die Gärten, die Weinberge, die Ortschaften und Städte im Vergleich zu Abessinien! In 24 Stunden waren wir im lieben Württemberg und stiegen in Untertürkheim aus. Dort setzten wir uns im Schatten der Bäume beim Bahnhof und sandten einen Knaben, um meinem Bruder, dem Oberlehrer, zu sagen, ein Herr aus Abessinien wünsche ihn zu sprechen. Im Nu erschien er und bat uns nach herzlicher Begrüßung, mit ihm ins Schulhaus zu kommen. Wir folgten. „Ja, wo ist euer Gepäck?“ frug er. „In der Ledertasche, die du trägst“, antwortete ich. „Armer Bruder“, rief er aus, „Frau und 4 Kinder, und nichts, gar nichts mehr; du dauerst mich“. „Wir leben noch und haben einen reichen Vater im Himmel. Er wird sorgen“.

In Alexandrien hatte ich für jedes einen Anzug gekauft, es galt nun aber alles weitere Notwendige anzuschaffen. Verschiedene Freunde und Freundinnen in Stuttgart haben uns bei unseren Einkäufen nobel behandelt, indem sie an den Rechnungen 10—20 Prozent strichen oder, wie Herr Rominger, alles Porzellangeschirr schenkte.

Nach wenigen Tagen mußte ich mit meiner Frau nach Lon=

don. Ich war dazu von Lord Napier aufgefordert. Die Reise ging auf Kosten der englischen Regierung. Unser Komitee seinerseits lud uns beide dringend ein, dem Dankgottesdienst in St. James' Hall beizuwohnen.

Durch Gottes gnädige Fügung fanden wir bei denselben lieben Leuten, Mr. und Mrs. Jaffry, bei denen ich 1866 drei Monate gewohnt hatte, jetzt auch wieder freundliche Aufnahme. Wir hatten unsere beiden jüngsten Kinder, Pauline und Arnatie bei uns. Mrs. Jaffry nahm sich unserer zwei Kleinen mütterlich an. Pauline, die immer noch von der abessinischen Furcht behaftet war, sie werde von ihren Eltern für immer getrennt, machte Schwierigkeiten. Die Liebenswürdigkeit der Frau Jaffry und ihrer Kinder überwanden auch diese bald. Tags nach unserer Ankunft wurden wir von unserem Komitee begrüßt und herzlich beglückwünscht für unsere wunderbare Befreiung aus unserer Gefangenschaft. Am folgenden Tag war das große Thanksgiving Meeting in St. James' Hall unter großer Beteiligung aus allen Ständen. Nach Gesang und Gebet von Rev. Goodhart redete der Präsident der Gesellschaft, Lord Shaftesbury; nach ihm hielten wir Befreite, Stern, Rosenthal und ich noch kurze Ansprachen. Unser Mütterchen und Frau Rosenthal wurden gebeten, in der vordersten Reihe der Plattform zu sitzen. Einige Tage später begab sich eine Abordnung des Komitees zu Lord Napier, um ihm den Dank der Gesellschaft für unsere Befreiung auszusprechen; Stern, Rosenthal und ich waren auch dabei. Wir warteten in langer Reihe im Empfangssalon. Nach 10 Minuten öffnete sich die Doppeltüre und herein trat Lord Napier in Feldmarschallsuniform. Lord Shaftesbury dankte im Namen des Komitees für die Befreiung ihrer Missionsleute. Lord Napier erwiderte kurz: „Danke sehr, my Lord, für Ihre freundlichen Worte; es ist nicht mein Verdienst, es ist Gottes wunderbare Gnade und Barmherzigkeit, daß die Gefangenen lebendig ins englische Lager kamen. Ich und meine Soldaten taten nur, was wir zu tun schuldig waren, Gott allein gebührt die Ehre und

der Dank. Was die befreiten Gefangenen betrifft, so sind es besonders zwei Persönlichkeiten, die ich hochschätzen lernte, Mr. und Mrs. Flad." Nach diesen Worten schritt er die Front ab, gab jedem der Anwesenden, wir waren 12, die Hand. Ich stand ziemlich am Schluß der Reihe. Als er mir die Hand reichte, sagte er: „Ich wußte nicht, daß Sie hier seien, entschuldigen Sie, daß ich in Ihrer Gegenwart Sie und Ihre werte Frau lobte. Vertrauen Sie auch fernerhin Gott, wie bisher, Gott wird es Ihnen lohnen."

Als zu Ehren Lord Napiers, des Siegers von Magdala, wie er von nun an genannt wurde, im Kristallpalast ein Fest gegeben wurde, erhielten von sämtlichen Gefangenen nur wir beide eine Einladung. Es war am 8. Juli 1868 und werden nach Meinung von Sachkundigen wohl 10 000 Menschen versammelt gewesen sein. Lord Napier empfing uns beide an der Türe, führte meine liebe Frau am Arm in den Saal, und stellte sie und mich unter allerlei anerkennenden, freundlichen Worten der englischen Aristokratie, welche um ihn versammelt war, vor. Dann war ein Lunch, welchem die Aufführung folgte.

Einige Tage nachher erhielt ich von Lord Napier ein Schreiben, darin er mir mitteilte, daß die Regierung auf seinen Vorschlag gewillt sei, mir in Anerkennung meiner Dienstleistungen ein Honorar von 500 Pf. Sterling zu geben.

Unser Komitee zahlte uns die Reiseauslagen, die wir von Magdala nach Sula hatten, sowie den Verlust an Lasttieren, die wir nicht verkaufen konnten, und deshalb an der Küste verschenken mußten. Auch allen rückständigen Gehalt zahlte sie uns, und die Regierung schenkte einem jeden der Gefangenen, was er während der 4½ Jahre durch den englischen Konsul oder durch Mr. Rassam aus der Regierungskasse erhalten hatte. Die Engländer waren in der Tat nobel.

Wir durften von englischen Missionsfreunden viel Freundlichkeit und Liebe erfahren und der Einladungen waren so viele, daß wir unmöglich alle annehmen konnten. Immer hieß es,

wir haben täglich den Herrn für eure Befreiung gebeten und möchten Sie so gern für einen Augenblick bei uns sehen.

Einmal wurde ich von Lord Stafford, Minister für Indien, zum Lunch ins Ministerium eingeladen, wo ich unsere einstigen Mitgefangenen, die Herren Rassam, Prideaux und Blanc traf, die ganz erstaunt waren, daß ich eine Einladung erhalten hatte. Alle Beamten des Indischen Ministeriums waren zugegen und ich saß unter den höchsten Würdenträgern des englischen Reiches und beantwortete die vielen Fragen, welche an mich gestellt wurden. Lord Stafford kam nach aufgehobener Tafel auf mich zu, gab mir die Hand und sagte: „Das ist der Herr Flad, der uns große Dienste erwiesen hat, für welche ich ihm vor ihnen allen meinen und unserer gnädigen Königin Dank ausspreche. God bless you!"

Einige Tage nachher bat mich Lord Stafford nochmals zu sich, bei welcher Gelegenheit er sich in längerer Unterredung mit mir über die Zukunft und Erziehung des Prinzen Alamaju besprach. Er frug mich auch, ob mein Komitee mich in ihren Diensten behielte. Ich hatte den Eindruck, es wäre mir eine Regierungsstellung angeboten worden, hätte ich um eine solche angefragt. In meinem Innern aber hieß es: „Liebes Kind, bleibe gerne im niedrigen Stand!" Ich wollte der Mission treu bleiben und das war auch die Gesinnung meiner lieben Frau. Hierin waren wir bestärkt worden durch die wichtige Entscheidung, die wir in jenen Tagen getroffen hatten und die ich noch erzählen will.

Ich hatte mein Komitee um meine Entlassung gebeten, da ich die Ausbildung, die ein Judenmissionar in Europa haben muß, nicht hatte. Ich gedachte nach Amerika zu gehen und dort an einer deutschen Gemeinde Pastor zu werden. Als ich eines Tages im Office der Gesellschaft war, sagte mir Mr. Goodhart, das Komitee sei geneigt, die abessinische Mission weiterzuführen und hoffe, günstigere Zeiten werden in Abessinien eintreten. Das könnten sie aber nur ausführen, wenn ich in ihren Diensten bliebe,

und so bald es die Umstände gestatteten, dorthin zurückkehrte. Mein Herz bebte bei dem Gedanken, nochmals in das Land so vielen Elends, Leidens und Todesängsten zurückzugehen, und sagte dem lieben Herrn Goodhart: „Ich zittere vor dem Gedanken, nochmals in das Land zu gehen, wo ich mit Frau und Kind so viel gelitten und mit knapper Not das Leben rettete"; er erwiderte: „Denken Sie, bitte, an ihre Kinder, die Proselyten in Abessinien und an das Wort des Heilandes, wer sein Leben lieb hat, wird's verlieren, wer's aber verliert um meinetwillen, der wird es finden. Bedenken Sie, daß wir ohne Sie die Falaschamission aufgeben müssen. Denken Sie darüber nach und bringen Sie mir bis morgen eine Antwort." Als ich meiner lieben Frau Mitteilung davon machte, fing sie an zu weinen. Sie meinte: „Niemand, der Verständnis für die Verhältnisse hat, kann uns zumuten, noch einmal nach Abessinien zurückzugehen, das wäre geradezu grausam". Der Sturm in unsern Herzen legte sich aber, nachdem wir darüber gebetet hatten, konnten wir nicht anders als sagen: „Willst du, Herr, uns senden, so wollen wir gehen!"

Wir waren einen Monat in London. Die englische Regierung bezahlte unsere Reiseauslagen und Aufenthaltskosten in London, was von unserer Gesellschaft dankbar anerkannt wurde.

Von England zurück wohnten wir etwa ein Jahr in Untertürkheim. Noch war unsere jüngste Tochter nicht getauft und Herr und Frau Dr. Krapf verlangten, das müsse in Korntal geschehen. An einem Samstag reisten wir mit all unsern Kindern dorthin und tags darauf empfing die muntere Kleine, auf den Armen des ehrwürdigen Herrn Schulmeister Maiers sitzend, von Pfarrer Staudt die Taufe und dabei den Namen „Arnatie" (meine Freiheit), hatte sie uns ja die Freiheit gebracht! Nach der Taufe hielt ich eine Missionsstunde, erzählte der großen Menge unsere Erlebnisse in der Mission, in der Gefangenschaft, und unsere wunderbare Befreiung. Als wir vom Betsal in die Wohnung des lieben Dr. Krapf gingen, kam eine 80jährige

Korntalerin aus ihrem Hause, nahm die Kleine auf ihre Arme, segnete sie und sprach: „Du bist ein Wunderkind, du und deine Eltern sind aus der Löwengrube herausgebetet worden. Gott lasse dich aufwachsen zu seiner Ehre und setze dich für viele zum Segen". Frau Dr. Krapf, die uns mit andern lieben Freunden zu einer Nachfeier zu sich eingeladen hatte, war trotz ihrer schwachen Gesundheit außer sich vor Freude. Sie sagte, dies ist auch unser Dankfest dafür, daß mein Mann von Senafe wieder gesund zurückkam. Bis dorthin hatte Dr. Krapf die englische Armee als Dolmetscher begleitet, mußte aber wegen Krankheit wieder zurück.

Nun mußten wir auch den lieben Verwandten in meinem Heimatsort einen Besuch abstatten. Leider war meine Mutter kurz vor unserer Befreiung gestorben. Ich kann nicht umhin, folgendes zu erwähnen: In der Nacht, da sie starb, sah ich sie im Traume; wir gingen zusammen, es war ein aus den heimatlichen Fluren mir gut bekannter Weg. Auf einmal stand sie still, sah mich an und sagte: „Bleibe, weiter kannst du mir nicht folgen", und ich sah sie in lichter heller Gestalt in den Himmel auffahren und erwachte. — Ich weckte meine Frau (wir befanden uns auf dem Transport nach der Festung Magdala und schliefen mit unsern Kindern in einem Zelt), und sagte zu ihr: „Meine Mutter ist gestorben, eben ist sie mir erschienen". Es war in der Stunde, in welcher sie in Undingen ihren Geist aushauchte und zur Ruhe des Volkes Gottes eingehen durfte.

Eines Abends gingen wir von Untertürkheim nach Eßlingen, um Pf. Blumhardt aus Boll zu hören. Als wir ihm nach der Versammlung in der kleinen Kirche vorgestellt wurden, sagte er: „So, Ihr seids, für die wir so viel gebetet haben? Freut mich, euch begrüßen zu dürfen"; sich an meine Frau wendend, „sage mir, hast dem wüsten Kerl von einem König, dem Theodoros, auch vergeben?" „Noch nicht ganz", sagte meine Frau. Darauf rief er mit Donnerstimme, wie nur Blumhardt eine hatte: „Laß ihn los, laß ihn los, der wird jetzt in der Hölle gepeinigt".

In Untertürkheim beteiligte ich mich an der Gemeinschaftsarbeit und wurde viel zu Kranken und Sterbenden gerufen. Eines Tages brachte uns eine alte Frau eine Schürze voll Kopfsalat. Meine Schwägerin sagte, „wem wird sie den wohl gestohlen haben? Sie ist in der ganzen Gemeinde als Diebin bekannt". Ein halbes Jahr nachher lag sie auf dem Sterbebett und beichtete mir nicht nur ihre Diebstähle, sondern eine Menge anderer grober Sünden. Sie starb begnadigt.

Einmal wurde ich gebeten, einen kranken Weingärtner zu besuchen. Ich redete mit ihm über Sünde, Tod, Gericht und wies ihn auf Jesum, den Heiland der Sünder, der gekommen sei, alle diejenigen selig zu machen, welche ihre Sünden erkennen, bekennen, bereuen, hassen und lassen. Der Kranke fuhr heftig auf und schrie: „Was, Sie wollen mich zu einem Sünder machen? In meinem ganzen Leben habe ich nichts Unrechtes getan, keim Hühnle hab i was do". „Mein Freund", sagte ich, „Ihr Leben kenne ich nicht, wir beide sehen uns zum erstenmal, aber in unserer Bibel steht: sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie vor Gott haben sollen, und werden ohne Verdienst gerecht durch Gottes Gnade. Die Bibel sagt Ihnen, daß Sie ein Sünder sind und daß Sie durch Gottes Gnade und durch diese allein selig werden können". „Machen Sie, daß Sie fortkommen!" rief der Kranke, „ich bin kein Sünder, ich bin ein braver Mann, geehrt von allen meinen Kameraden und allen, die mich kennen, nicht nur im Ort, sondern weit über Württemberg hinaus; Raus, raus aus meinem Haus!" „Gut, lieber Freund, ich gehe, nur noch ein Wort, Joh. 3, 16 steht geschrieben: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben". Ich ging; vor der Türe stand seine Schwiegertochter, die mich gebeten hatte, den Kranken zu besuchen. Diese bedauerte, daß ich so schroff abgewiesen worden war. „Kommen Sie doch wieder", sagte sie. „Erst, wenn Ihr Schwiegervater mich rufen läßt, komme ich

wieder". Eine Woche später ließ er mich bitten, ihn zu besuchen, er war zum armen Sünder geworden, bat um Verzeihung, suchte und fand noch vor seinem Tode Vergebung und Frieden.

Ich wurde landauf landab viel aufgefordert, auf Missionsfesten zu reden und Vorträge über Abessinien zu halten; von Freunden gedrungen mußte ich auch im Königsbau in Stuttgart, in der Aula in Karlsruhe und in Kirchen und Sälen vor großen Versammlungen reden von den großen Taten Gottes. Es kostete mich jedesmal eine Überwindung, denn obgleich ich mich gründlich vorbereitete, hatte ich immer den Eindruck, ich könne dem Publikum nicht bieten, was sie zu erwarten das Recht hatten.

Im Frühjahr 1869 siedelten wir nach Korntal über; mein väterlicher Freund Dr. Krapf hatte sehr darauf gedrungen und es war gut. Meine Frau litt noch sehr in ihren Nerven an den Folgen der langen Gefangenschaft, auch für unser geistliches Leben fanden wir dort reichlich Nahrung. Wie viel boten doch Staudt, Daur, Maier in den Predigten und Bibelstunden! Durch Dr. Krapf wurde ich in die Hansche Gemeinschaft eingeführt.

Auf Wunsch meines Komitees war ich während des Sommers 1869 auf Missionsreisen mit Missionar Hechler in Karlsruhe. Wir besuchten alle Judenorte in Baden und Württemberg, und verteilten tausende von guten Traktaten unter Christen und Juden. Im Herbst wollte ich eine Reise nach Abessinien unternehmen, wurde aber durch ungünstige Nachrichten von dort daran verhindert. Die Wintermonate benützte ich zur Übersetzung mehrerer Traktate ins Amharische, welche ich auf St. Chrischona drucken ließ. Frühjahr und Sommer 1870 machte ich wieder Missionsreisen mit Freund Hechler in der Pfalz, Baden und Hessen bis zur Kriegserklärung, die uns in Bingen überraschte. Wir hatten gerade noch Zeit, nach Hause zu reisen, ehe die Eisenbahnen durch Militärtransporte belegt waren.

XI.

Meine fünfte Reise nach Abessinien. 1870/71.

Seitdem wir Abessinien verlassen hatten, waren wir ohne jegliche Nachricht von unseren getauften Falaschas in Abessinien. Ich hatte auf St. Chrischona außer Michael Aragawi noch Agasche, Samani, Sanbatu zur Ausbildung für den zukünftigen Missionsdienst untergebracht. Außer ihnen waren noch W. Schimper, Gobau und Heilu in derselben Missionsanstalt. Für erstere vier zahlte unsere treue Freundin Mrs. E. Potts, Hoole Hall Chester, „zum treuen Andenken an einen geliebten Vater".

Es war im Sommer 1870, daß ich von meinem Komitee eilends nach London berufen wurde. Mrs. Potts hatte sich nämlich erboten, mein Komitee in einer besonderen Mission zu unterstützen. Ich sollte mich ihr vorstellen und ihr über die Falaschamission in Abessinien berichten. Ich verbrachte den Tag mit ihr; ehe ich abends nach London zurückkehrte, beteten wir noch zusammen, und die liebe Dame versprach, mit ihren Mitteln die ganze abessinische Mission zu bestreiten. Die beiden Sekretäre Goodhardt und Layard waren sehr erfreut über das Resultat meines Besuches bei obiger Dame und nachdem wir noch das Nötige besprochen und geordnet hatten betreffs meiner Reise nach Abessinien und Fürsorge meiner Frau und Kinder in Korntal, reiste ich nach der Heimat zurück. Inmitten des deutsch-französischen Krieges trat ich, nachdem ich mich im Betsaal in Korntal von der Gemeinde verabschiedet, meine Frau und Kinder, im Fall ich nicht wiederkehrte, den Gemeindevorstehern und Dr. Krapf empfohlen hatte, die Reise nach Abessinien an. In Alexandrien und Kairo verproviantierte ich mich für die lange Reise und fuhr von Suez nach Massaua.

Munzinger Bey leistete mir alle Hilfe, daß ich bald weiterreisen konnte. Ich brauchte nämlich nicht weniger als 24 Kamele für all die amharischen Bibeln, Neue Testamente, Schulbücher und Traktate, sowie Proviant und Wasser. Die 14 Tage, welche

erforderlich waren, bis man die Kamele zusammen hatte, wohnte ich bei den lieben schwedischen Missionaren Lundahl und Kollegen. Ich sah damals das Senfkorn der schwedischen Mission.

Die Reise durchs gebirgige Bogosland und Barka bis Kassala war sehr anstrengend und heiß. Am 15. Tag zog ich mit meiner Karawane zum Tore Kassalas ein. Ich wohnte bei dem Kopten Maalim Theodoros, bis ich durch den Mudir, an den ich von der ägyptischen Regierung einen Firman (Empfehlungsschreiben) hatte, neue Kamele gefunden. Der Mudir war sehr freundlich, sorgte mir für gute Kamele und zuverlässige Kamelsleute, gab mir auch zwei ägyptische Soldaten mit als Bedeckung. Munzinger Bey hatte mir für die vorhergehende Strecke vier Soldaten mitgegeben, da der Weg nicht ganz sicher war. In Kassala lehnte ich die mir vom Mudir angebotenen Soldaten ab. Der Mudir nahm das nicht an und sagte: „Nicht allein um deinet-, sondern um meinetwillen gebe ich dir Soldaten zur Bedeckung. Wenn dir durch die Räuber der Kopf abgeschlagen wird, verliere ich den meinen auch; durch den Firman bin ich verantwortlich für deine Person und dein Eigentum".

Von Kassala, einem großen Handelsplatz und der Hauptstadt der Provinz Taka bis an den Fluß Atbara $2^1/_2$ Tagereisen geht's durch eine wasserlose Wildnis, in der aber viel Gummibäume wachsen und auch sonstiges Gehölz vorkommt, in dem Räuberbanden leicht ein Versteck finden und Kaufmanns-Karawanen überfallen und ausrauben. Die erste Nacht verbrachten wir in der großen Seriba, einem mit Dornen im Freien notdürftig geschützten Ort. Entsetzliche Nacht! Staub, Schmutz, Ungeziefer in Fülle; konnte auch nicht anders sein, da alle Karawanen, welche diese Straße ziehen, mit ihren hunderten von Kamelen hier übernachten. Von Schlaf war keine Rede; ich dankte Gott, als wir bei Sonnenaufgang diesen entsetzlichen Ort verließen. Am folgenden Abend näherte sich uns eine Räuberbande. Wir verbarrikadierten uns mit den Bücherkisten. Die Soldaten und ich feuerten unsere Flinten ab und ließen die Ku-

geln über die Köpfe der Räuber wegsausen. Das half. Nach einiger Zeit suchten sie das Weite. In dieser Gegend erlaubt man den Eingeborenen keine Feuerwaffen; ihre einzige Bewaffnung sind Lanzen und Schilde, weshalb sie großen Respekt vor Feuerwaffen haben.

Am 10. Tag erreichten wir die Stadt Assar, wo ich 5 Tage bei dem gastfreundlichen Maalim Saad ausruhte, bis ich neue Kamele gemietet hatte. Hier fand ich die 24 Kisten Bibeln und Neue Testamente, welche Herr Stern 10 Jahre früher in Massaua liegen ließ und die dann später durch Munzinger Bey hierher gesandt wurden. Der Inhalt etlicher Kisten war durch die Termiten (weiße Ameisen) zerstört, aber 20 Kisten, die noch in gutem Zustand waren, konnte ich mitnehmen, so daß ich in Metammah großes Aufsehen erregte, als ich dort mit 30 belasteten Kamelen ankam.

Ein abessinischer Kaufmann, Hawage Joseph, der etliche Jahre im College in Malta gewesen war und gut Englisch redete, nahm mich in sein Gehöft auf und wies mir eine Hütte an.

Von dort aus sandte ich einen Boten an Wagschum Taferi und bat ihn um Erlaubnis, nach Dschenda zu kommen, um die Falaschas zu unterrichten. Demselben Boten gab ich einen Brief an Debtera Beru mit und lud ihn und andere Proselyten ein, zu mir nach Metammah zu kommen. Nach 3 Wochen kehrte mein Bote mit einem Schreiben von Wagschum Taferi zurück. Er antwortete freundlich, aber mußte mir doch sagen, ich möchte jetzt nicht nach Abessinien kommen, er könne mich nicht schützen und das ganze Land befinde sich in Anarchie; er stehe vor einer Schlacht mit Dedschadsch Kasa. Wenn ihm Gott den Sieg gebe, solle ich kommen, dann wolle er mich gerne schützen. Wie ich später hörte, fiel er in der Schlacht und Dedschadsch Kasa ließ sich als König Johannes proklamieren. Debtera Beru, Kindie Fanta und eine Anzahl unserer Proselyten kamen mit den Boten zu mir nach Metammah.

Während der 3 Wochen hatte ich mit den zahlreich in Me=

tammah anwesenden abessinischen Kaufleuten Bekanntschaft gemacht. Sonntags hielt ich ihnen einen Gottesdienst und Werktags war ich von morgens bis abends von Abessiniern belagert, welche um Bücher baten. Wie es kam, weiß ich nicht, es wurde unter ihnen verbreitet und von allen geglaubt, die Königin Victoria habe mich gesandt, um die von König Theodoros beraubten Kirchen mit Büchern wieder zu versorgen. Die Bücher gingen reißend weg. Sämtliche Kirchen in 19 abessinischen Provinzen erhielten eine Bibel, ein Neues Testament, Biblische Geschichte und eine Auswahl Traktate, eine reiche Aussaat auf Hoffnung. In 1½ Monaten war mein Büchervorrat, bis auf etliche Kisten, welche ich für Debtera Beru zurückbehalten hatte, erschöpft. Auch abessinische Priester, Debteras und Mönche kamen, um sich Gottes Wort zu erbitten. Unter viel Gebet und Ermahnungen an die Empfänger sandte ich diese stillen schriftlichen Friedensboten ins Land, auf das Wort vertrauend: „Laß dein Brot übers Wasser fahren, dann wirst du's finden nach langer Zeit".

Mit Debtera Beru, Kendie Fanta und den andern Proselyten hatte ich nur in der Frühe und abends Zeit zu reden, zu beraten und zu ordnen.

Die Hitze in Metammah wurde immer größer, meine Abessinier litten furchtbar, so daß es höchste Zeit war, sie zurückzusenden. Beru, Kendie Fanta und einem Lehrer gab ich für 2 Jahre Gehälter und bat sie wie bisher die Falaschamission fortzusetzen und sagte ihnen: „sobald euer Land wieder eine geordnete Regierung hat, werde ich zurückkommen und die Leitung der Mission selbst übernehmen". Ich hatte große Freude an den Proselyten, doch hätte ich ihnen noch mehr innere Wärme gönnen mögen, aber durch all die Leiden der vergangenen Jahre, die Beraubung und viel anderes Leid waren sie niedergeschlagen. Der Abschied war schwer.

XII.

Heimreise.

Meine Rückreise ging, da ich nur noch zwei Kamele hatte, gut und rasch vonstatten. Die Soldaten, welche mir Schech Tschumma mitgeben wollte, lehnte ich ab, da er mir während meines Aufenthalts gar keine Freundlichkeit erwiesen hatte. Ich gab ihm aber dennoch ein Geschenk, da ich fürchten mußte, er mache mir Schwierigkeiten oder schaffe mich sogar aus der Welt. Er war ein finsterer Mann, halb vergöttert von seinen Untertanen und seinen vielen Weibern. Ein Förderer des Sklavenhandels, der ihm viel Geld eingebracht hatte, war er schrecklich erbost, daß vom Jahre 1871 an, durch den Druck der Engländer, alle Sklaven ihre Freiheit erhalten hatten und der Sklavenhandel verboten wurde. Daher war er ein Feind der Europäer und Christen und sah es mit Unwillen, daß ich so viele Bücher an die Makade (Abtrünnigen) abgab. Er soll gesagt haben, er wollte, Allah hätte mich, wie Pharao, samt meinen Büchern im Roten Meer ersäuft.

Zwei Erlebnisse in Metammah seien noch erwähnt. Am letzten Tag des Fastenmonats Ramadan machte Schech Tschumma eine Prozession durch die Stadt, begleitet von seinen Soldaten, die beständig riefen: „Ja Chamus! Ja Chamus!" d. h. „O Rhinozoros! O Rhinozoros!" Das war nach dortigen Begriffen der höchste Ehrentitel, den man ihm geben konnte. Er ritt ein feines Pferd mit vergoldetem Sattel, und ein paar Dutzend seiner Schechs begleiteten ihn zu Pferd und die Frauen riefen ill! ill! ill! ill! (Freudenruf). Dazu wurde die große Trommel stundenlang geschlagen, bis einem das Mark in den Knochen wehe tat.

Für Göttliches fand ich den Schech, so oft ich ihn besuchte, taub. Einen Dieb und Mörder ließ er auf dem Marktplatz zu Tode peitschen. Man erzählte allerlei unmenschliche Grausamkeiten von dieser schwarzen Majestät, der im Land der Tekruri

wie ein König regierte. Er zahlte Tribut an Abessinien und Ägypten, im übrigen tat er, was sein schwarzes Herz gelüstete.

In Kassala erfuhr ich durch den Mudir von den Siegen der Deutschen in Frankreich; all die Zeit hatte ich weder Briefe noch Zeitungen erhalten. Sämtliche Briefe meiner Frau kamen von Kartum aus zurück, nachdem ich längst in Korntal angekommen war.

XIII.

Übersiedlung nach Mannheim und Missionstätigkeit unter den Juden in Württemberg und Baden. 1871—1873.

Von der abessinischen Grenze zurückgekommen, wünschte mein Komitee, daß wir unsern Wohnsitz in Mannheim nehmen sollten. In der Stadt selbst, sowie in den umliegenden Städten und Ortschaften wohnen sehr viele Juden. Ich hatte viel Gelegenheit, den Juden das Evangelium zu predigen, hebräische Alte Testamente und Psalmen an sie zu verkaufen und Traktate unter sie zu verteilen; bekehrt aber hat sich nur eine Familie von sechs Seelen. Viele sagten, mit dem Übertritt zum Christentum wollten sie warten, bis das ganze Judenvolk zum Glauben an Christum komme.

Mit Freund Hechler, der in Karlsruhe stationiert war, machte ich in Baden, Württemberg und der Pfalz Missionsreisen unter den Juden, um ihnen und auch den Christen den Weg zur Gemeinschaft mit Gott zu predigen und Tausende christliche und jüdische Traktate zu verbreiten. Die Juden waren im Ganzen freundlich und zugänglich, aber öfters wurde mir von Rabbinern und Lehrern gesagt: „Gehen Sie zum Herrn Pfarrer oder Dekan oder der christlichen Lehrerschaft. Wenn Sie diese zu Ihrem Glauben, daß Jesus Gottes Sohn sei, bekehrt haben, dann wollen auch wir ihn als unsern Messias und als den ewigen Sohn Gottes erkennen und an ihn glauben. Ihre eigenen Professoren in Heidelberg und weit der größte Teil der Pfarrer und Lehrer glauben nicht, daß es einen dreieinigen Gott gibt. Wir brauchen

nicht zu Ihnen zu kommen, die Christen kommen zu uns und werden glauben, daß Mose recht hat: „Höre Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Gott“.

Ich lernte aber auch Rabbiner und Lehrer kennen, welche das Neue Testament lasen und Nikodemusseelen waren. Ein Rabbiner sagte mir: „Das Beste für meine Predigten hole ich aus diesem Büchlein, dem Neuen Testament“. Ein anderer bemerkte: „Wenn ihr Christen solche Christen wäret, wie sie Jesus und seine Apostel sie haben wollen, dann hätten wir paar Juden uns schon lange zu Christo bekehrt. Gebt uns ein besseres Vorbild. Die Religion eures Jesus ist die Liebe. Wo findet man Liebe, wahre Liebe unter den Christen? Von wem sind all die Zuchthäuser angefüllt? Sind's nicht Christen?“

In ausschließlich katholischen Gegenden fanden wir am allerwenigsten Eingang bei den Juden. „Der Katholizismus ist der reinste Götzendienst“, sagte ein jüdischer Lehrer zu uns.

Wie segensreich lebendige Christen auf Juden einwirken können, davon nur einige Beispiele. Herr Morjé in Mannheim, selber ein bekehrter Jude, erzählte mir folgendes: als er durch eine Straße ging, wurde seine Aufmerksamkeit auf ein Kindermädchen gelenkt, das ein kleines Judenkind auf dem Arme trug, dem sie ein christliches Kinderlied vorsagte. Herr M. frug das Mädchen, ob es ihr erlaubt sei, dem Kinde solches zu lehren? Das Mädchen entgegnete: „Meine Herrin erlaubt es nicht nur, sondern wünscht sogar, daß ich dem Kind meinen ganzen Schatz christlicher Lieder beibringe. Sie läßt es nicht zu, daß man Christum lästere. Das Liedlein war so innig und glaubensvoll, daß man gerne hoffte und betete, auch die Mutter möchte sich hingezogen fühlen zu dem Heiland, der die Traurigen und Mühseligen zu sich lädt.

Ein anderer Freund, der sich warm für die Arbeit an den Juden interessierte, erzählte mir, er habe einer Jüdin, die oft in seinen Laden kam, ein Büchlein, das eine Zusammenstellung von ausgewählten Stellen aus dem Alten Testament zum täg-

lichen Nachdenken enthielt, gegeben. Sie blickte herein und erwiderte: „Das alles ist sehr gut, aber geben Sie mir lieber etwas aus dem Neuen Testament". Als er seinem Erstaunen Ausdruck gab, erfuhr er von ihr, daß sie regelmäßig, wenn auch im Geheimen zu einer christlichen Gebets- und Erbauungsstunde gehe. „Ich stecke in viel Not, muß neben meinem Haushalt meine Schwiegermutter, die schon lange krank ist, pflegen. Ich besuche die Versammlungen an Sonntag- und Mittwochabenden und fühle, daß ich gerade bekomme, was ich brauche und bin so froh, wenn ich dorthin gehen kann, ohne daß meine Angehörigen es wissen". Der genannte warme Freund Israels zeigte ihr, wie gerne der Herr unser Licht und unser Trost im Leid sei.

Nicht überall wurden unsere Besuche freundlich von den Juden aufgenommen. In Z. in Württemberg wurde ich von etlichen handfesten Juden aus einem Hause hinausgeworfen. Als ich diesen und andern noch zusammengelaufenen auf der Straße weiter predigte, lief ein jüdischer Metzger, holte sein jüdisches Schächtmesser und, wenn nicht ein christlicher Mann des Ortes dazwischengetreten und mich schützend in seine Arme genommen hätte, ich glaube, der fanatische Jude hätte mich getötet. Dieser Jude kam später wegen Urkundenfälschung ins Gefängnis. Ich mußte den Ort verlassen und siehe da, als ich nach F. zwei Stunden entfernt kam, war die ganze Judenschaft schon auf der Straße, pfiffen mich aus, Steine und Kot flogen mir zu, daß ich mich flüchten mußte. Im Badischen trieb mich einmal ein Judenlehrer mit Schimpfen aus seinem Hause, und seine Frau folgte mir mit dem Kehrbesen bis auf die Straße, drohend, mir den Schädel einzuschlagen. In R. ging der Ladenbesitzer, weil ich den Ausspruch jenes „Großen Rabbi" zitierte und sagte, dabei bleibe es am Gerichtstage: „es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darin sie sollen selig werden, als allein der Name Jesus", mit dem Meterstab auf mich los, und wäre nicht ein dritter dazwischengetreten, hätte er mir den Kopf blutig geschlagen.

Mit einer Anzahl Judenlehrern stand ich in regem Verkehr, jedoch ohne, daß es bei dem einen oder andern zu einem öffentlichen Bekenntnis kam; ich ging nie darauf aus, Proselyten zu machen, sondern wahre Gottesfurcht zu pflanzen, ihnen ein Neues Testament in die Hand zu geben, damit sie selber lesen und forschen sollten.

Oft waren die Tage sehr entmutigend, wenn man Städte und Dörfer ablief, ohne auch nur mit einem einzigen Juden Gelegenheit gefunden zu haben über das Eine, das not tut, zu reden. So ging es mir und meinem lieben Mitarbeiter in der Stadt Wertheim. Da ergrimmte ich im Geist, nahm Juden- und Christen-Traktate und teilte sie durch alle Straßen der Stadt an Christen aus, dieselben bittend, die Juden-Traktate auch ihre jüdischen Nachbarn lesen zu lassen. Als ich nach gut getaner Arbeit auf die Mainbrücke zurückkam und die letzten Traktate einer alten Frau gab, die mich darum gebeten hatte, trat ein Polizeimann auf mich zu: „So Herr Flad, Sie sind der Herr, der in der Stadt die vielen Schriften verteilt hat?“ Jawohl, wollen Sie auch so ein Büchlein haben? Hier ist eins, das letzte das ich habe, „Glaube in Israel“. — Polizeimann: „Wir sind vom Herrn Wachtmeister ausgesandt, Sie zu holen; die Juden haben Sie angeklagt, Sie verbreiten Schriften gegen die jüdische Religion. Geben Sie mir Ihr Patent, — wo wohnen Sie?“ „Hotel Engel Nr. 4.“ „Werde Ihnen innerhalb 1 Stunde Antwort bringen vom Herrn Wachtmeister“. „Gut, grüßen Sie den Herrn Wachtmeister und er möchte den Traktat, den ich Ihnen gab, selbst lesen und sich überzeugen, daß darin nichts enthalten sei gegen die jüdische Religion“. Ich wurde andern Tags um 9 Uhr auf das Amtsgericht gerufen. Als ich mich dort meldete, wurde mir gesagt, „kommen Sie um halb elf Uhr wieder“. Herr Amtmann sandte den Traktat an den Vorstand der Juden, sie möchten ihn lesen und angeben, was darin gegen ihre Religion enthalten sei. Der Vorstand habe dem Amtmann sagen lassen, dazu brauchten sie $1^1/_2$ Stunden. Nach Verfluß dieser Zeit fand

ich mich wieder im Amtsgebäude ein und wurde vom Wachtmeister empfangen und zum Herrn Amtmann, einem älteren freundlichen Herrn, geführt.

„Nun, Herr Flad", sagte er, „die Juden haben nichts anstößiges in Ihrem Traktat gefunden, aber einen Fehler begingen Sie; als Ausländer (Württemberger) hätten Sie sich zuerst bei mir melden sollen und die Sportel für Baden bezahlen, dann hätte Ihnen Niemand etwas anhaben können. Die Juden sind sehr erregt, tun Sie mir den Gefallen und reisen Sie mit dem nächsten Zug ab". „Zu Diensten, Herr Amtmann". Der Wachtmeister aber erbat sich als Andenken den Traktat. „Darf ich Herrn Amtmann auch einen anbieten?" „Ja gerne, meine Frau und ich lesen diese Traktätchen gerne". Herr Amtmann, seine drei Schreiber und Herr Wachtmeister wurden mit christlichen Traktaten versehen und ich dankte Gott, daß auf diese Weise die Juden Wertheims einen unserer besten Judentraktate lesen mußten. Am Bahnhof sahen wir noch zwei Polizisten, welche festzustellen hatten, daß die gefährlichen Ruhestörer die freisinnige Stadt Wertheim verlassen hatten.

Als ich zwei Jahre nachher wieder in die Stadt kam, erzählten mir gläubige Leute folgendes: ein Evangelium und etliche Traktate kamen in die Hände eines jüdischen Jünglings; dieser kam zum lebendigen Glauben, den er sterbend vor der Judenschaft bekannte.

In Berlichingen hatte ich mit Freund Hechler die Juden besucht, und wir waren von Juden und andern freundlich aufgenommen worden. Traktate verteilend waren wir am Ende des Ortes angelangt, als uns die Ortspolizei ereilte mit der Aufforderung, zum Schultheißen zu kommen. Als die zusammengescharten Dorfbewohner, welche ihre empfangenen Traktate lasen und verglichen, uns mit dem Polizisten sahen, hörte man Stimmen, „den tun sie in den Arrest, unser Herr (der katholische Priester) hat ihn beim Schultheiß verklagt". Schultheiß: „Haben Sie soeben Traktate verteilt?" „Jawohl, Herr Schultheiß".

„Haben Sie Befugnis dazu?“ „Jawohl, sonst würde ich's nicht tun“. Ich zog meine Legitimationskarte aus der Tasche und reichte sie dem nicht sehr freundlich aussehenden Bauernschulzen. Er las sie still, dann lief er in die hintere Ecke des Rathaussals, wo der katholische Pfarrer stand, und sagte, „wir können nichts machen, der Herr ist befugt, im Umherziehen christliche Traktate zu verbreiten und zahlt dafür dem Staat 6 Mark Steuern“. Der Priester wurde noch finsterer. Ich trat auf ihn zu und sagte: „Mir scheint, Sie sind mein Verkläger“. „Allerdings“, erwiderte er, „geben Sie Ihre Traktate den Protestanten, nicht den frommen Katholiken“. „Woran soll ich sie erkennen? Zudem kann ich Sie versichern, daß ich keine polemischen Traktate verteile, sondern solche, welche Katholiken, Protestanten und Israeliten mit Nutzen lesen dürfen. Darf ich Ihnen, Herr Pfarrer, nicht etliche anbieten, dann können Sie sich von der Wahrheit dessen, was ich Ihnen sagte, überzeugen?“ „Kaufen will ich etliche, schenken lasse ich mir von Ihnen keine“. Er machte eine Auswahl und gab mir eine Mark. Der Dorfschulz tat desgleichen und ich zog ab. Der Polizeidiener stand vor der Tür und bat auch um welche. Als ich auf die Straße kam, riefen die Leute: „Seht, sie haben ihn doch nicht eingesteckt, da kommt er wieder“. „Jawohl“, sagte ich, „und Euer Herr Pfarrer hat mir für eine Mark Traktate abgekauft“. Nun wollte alles, was laufen konnte, Traktate haben, so daß mein Vorrat bald zu Ende war. Wir zogen weiter, betend, Gott möchte die reiche Aussaat segnen zur Rettung etlicher Seelen.

In Mergentheim lebte ein alter, pensionierter, jüdischer Lehrer, der an Christum gläubig geworden war, aber um seine Pension nicht zu verlieren, durfte er seinen Glauben nicht öffentlich bekennen. Das sehr verbrauchte Neue Testament zeugte von dessen häufigem Gebrauch. Hätte ihm die Mission eine Versorgung bieten können, dann hätte er sich taufen lassen. Ich habe auf meinen Wanderungen manche Nikodemusse kennen

und achten gelernt. Eine andere Wahrnehmung, die ich überall machte, hat mir tiefen Eindruck gemacht: die Ehrfurcht vor den Eltern und die gute Versorgung derselben im Alter durch ihre Söhne. So wird z. B. ein Jude am Schabbes mit seiner Familie kein Fleisch essen, wenn er nicht versichert wäre, seine alten Eltern haben auch ihren Schabbesbraten. Auch das gute Verhältnis zwischen Ehegatten spricht zu ihren Gunsten. Wie oft hörte ich sie sagen: „Meine Frau soll's gut haben!" Freilich, fürs Herz bietet der jüdischen Frau sowohl die Familie wie die Synagoge wenig. Da siehts gar öd und traurig aus, Sündenerkenntnis ist gar keine bei ihnen zu finden. Selbstgerecht von früh bis spät; darum die Verschlossenheit gegen das Evangelium.

Neben den meistens trockenen und ermüdenden Unterredungen gab der Herr mir hier und da Ermutigungen. Ein jüdischer Fabrikbesitzer in der Nähe von Stuttgart, den ich öfters besuchen durfte, und der gerne Traktate und das Alte und Neue Testament las, redete mit mir während einer langen gemeinsamen Eisenbahnfahrt über allerlei Schwierigkeiten, die er noch in Betreff der Person unseres Heilandes hatte. Es war auffallend, mit wie viel Ehrfurcht er den Namen Jesu aussprach, ja ihn „den Heiland", „unsern Heiland" nannte. Er erzählte mir, er schicke seine Kinder in die christliche Schule, ohne sie im jüdischen Glauben unterweisen zu lassen. „Bei einem Spaziergang frug mich mein kleiner Knabe: „Vater, konnte ich nicht etwas andres als ein Mensch sein?" „Warum denn, mein Kind?" „Ja, alle Menschen müssen sterben und ich mag nicht sterben, könnte ich nicht wie der Heiland Jesus sein?" „Warum, mein Sohn?" „Weil ich hörte, daß er auf ewig lebt und regiert und nie sterben wird und ich weiß nicht warum, aber ich liebe ihn von ganzem Herzen". Dann wandte er sich zu seiner Schwester und frug sie allen Ernstes: „Mirjam, hast du den Herrn Jesum lieb?" Die Schwester war verlegen und wußte nicht, was ihrem Bruder antworten. Nach einem Weil=

chen fuhr er fort: „Liebe Schwester, ich habe Jesum lieb, weil er der Heiland ist und ich möchte, daß du ihn auch lieb hast, willst du?“ Der jüdische Herr bemerkte: „Ich war erstaunt, meinen Knaben seine Liebe zu Jesu Christo bekennen zu hören, und ich wagte es nicht, ihm zu sagen: „Nein, du darfst ihn nicht lieben, du mußt ihn hassen, wie die meisten meiner Glaubensgenossen getan hätten“. Er fügte noch hinzu: „Wenn meine Kinder erwachsen sind und sie aus Überzeugung Christen werden, will ich ihnen kein Hindernis in den Weg legen“.

XIV.

Meine sechste Reise nach Abessinien. 1873/74.

In Abessinien war mein Freund Wagschum Gobazi in einer Schlacht mit Dedschadsch Kasa gefallen und seine Armee, 30 000 Mann, gefangen genommen. Kasa ließ sich nach der Schlacht als König Johannes proklamieren. So hatte das Land wieder einen König.

Von Debtera Beru kamen von Zeit zu Zeit erfreuliche Berichte. Er konnte sagen: „Die heiligen Schriften, welche Sie von Ihrem letzten Besuch an die Grenze Abessiniens schickten, sind alle verteilt. Sie sind in die Hände von Falaschas aller Klassen gekommen, von denen etliche schon gläubig sind, andere noch in der Finsternis des Unglaubens. Die Einführung der Bibel in der amharischen Sprache (der Volkssprache) ist ein großer Segen für unser Volk. Sie wird fleißig gelesen, und unsere Leute lernen dadurch zu unterscheiden zwischen Gottes Wort und menschlichen Anordnungen. Ich unterrichtete 5 Falaschas, welche getauft wurden, 25 weitere stehen in der Vorbereitung, und wenn dieses Sie erreicht hat, werden sie durch die Taufe in die christliche Gemeinde aufgenommen sein. Aron Wazy, unser großer Widersacher zur Zeit des Königs Theodoros, und mit und um ihn ein Kreis von 15 Falaschas gehören jetzt zu den eifrigsten Forschern nach der christlichen Wahrheit. Ich hoffe, daß ihr Lesen und Hören zu ihrer völligen Bekehrung führen wird“.

In einem seiner Briefe redet Beru aber auch von Widerstand: „Abuna Joseph, der Beichtvater des früheren Bischofs, hatte alle diejenigen exkommuniziert, welche von Ihnen während Ihres letzten Aufenthaltes in Metammah Bücher angenommen hatten oder auch von uns solche bekommen hatten. Kindie Fanta und ich gingen zu ihm und überreichten ihm zwei Neue Testamente und einen Psalter. Nach langer Unterredung wurde er freundlicher. Obwohl er den Christen verboten hatte, Neue Testamente von uns anzunehmen, sind doch viele gekommen und haben um Bücher gebeten und sagten: „Wer kann uns verbieten, das heilige Wort Gottes zu lesen?" — — —

Die abessinischen Jünglinge auf St. Chrischona litten alle an dem für sie zu rauhen Klima. Einer von ihnen, Hailu Wazen, war an Lungenschwindsucht gestorben und der Arzt erklärte, Argawi, Samani, Sanbatu würden keinen weiteren Winter überleben. Ich erbot mich dem Komitee, die jungen Leute nach Abessinien zu begleiten. Zugleich wollte ich den Versuch machen, die Erlaubnis des neuen Königs zur persönlichen Weiterführung der Falaschamission zu erlangen.

Zuvor brachte ich meine Frau und Kinder nach dem lieben Korntal zurück, wo wir uns ein bescheidenes eigenes Haus und Heim gründeten.

Am 11. Oktober 1873 fand im Korntaler Saal eine Abschiedsfeier statt, bei welcher außer mir Argawi und Samani Ansprachen hielten; folgenden Tages reiste ich mit den vier Jünglingen über Triest nach Ägypten ab. 63 Bücherkisten hatte ich als Frachtgut schon vorausgesandt; sie enthielten 1700 Bibeln und Bibelteile, 12 586 Traktate, Biblische Geschichten, Lesebücher und dergleichen.

Durch Gottes Fügung befand sich Munzinger Bey in Kairo und war im Begriff, nach Massaua zurückzureisen. Durch ihn bekam ich eine Audienz beim Vizekönig Ismael Pascha, der mir eine mündliche Botschaft an König Johannes mitgab. Er befahl auch Munzinger Bey, mich in seinem Dampfschiff nach

Massaua mitzunehmen, und von dort mich mit all meinem Gepäck und meinen Leuten nach Metammah an der abessinischen Grenze zu befördern. Dadurch wurden meinem Komitee 3000 bis 4000 Mark erspart. Mr. Vivian, der englische Konsul in Alexandrien, übergab mir ein Schreiben seiner Regierung an König Johannes, das mir sehr zu statten kam. Hätte ich's nicht gehabt, so wäre mir der Eintritt nach Abessinien nicht gestattet worden. Am 2. Dezember reisten wir per Extrazug mit Munzinger Bey und Aracel Bey von Kairo ab. Auf Befehl von Freund Nubar Pascha waren sämtliche Bücherkisten ohne Zoll und Auslagen fürs Einschiffen auf Regierungskosten aufs Dampfschiff geschafft worden, welches sofort nach unserer Ankunft abdampfte. Am 8. Dezember erreichten wir Suakin, von wo ich gleich 10 Kamelslasten unseres Gepäcks nach Kassala vorausſandte. Munzinger Bey tat bei der Durchfahrt durch Suakin einen Gnadenakt, indem er einer großen Anzahl Gefangener die Freiheit gab. Am 13. Dezember liefen wir in Massaua ein, wo wir bei den schwedischen Missionaren Aufnahme fanden. Es war entsetzlich heiß und ungesund; ich freute mich, daß wir schon am 20. unsere Reise antreten konnten. Wir hatten 19 belastete Kamele. Während der ersten Tage hatten wir öfters Regen, mußten aber nachts wegen der Löwen und anderer wilder Tiere große Feuer unterhalten.

Am 26. erreichten wir Keren, die Hauptstadt der Provinz Bogos. Von hier sandte ich einen Boten mit Briefen an König Johannes und den Abuna. Ich schrieb dem König, daß ich gekommen sei, um mit seiner und des Abunas Erlaubnis die Falaschamission persönlich weiterzuführen; daß ich nach Metammah reise, wo ich seine gütige Antwort und Erlaubnis, in sein Land zu kommen, erwarten wolle. Zugleich benachrichtigte ich ihn, daß ich der Träger eines Briefes der englischen Regierung an ihn sei.

Taratsch Effendi, der Gouverneur von Keren, nahm uns sehr freundlich auf und sorgte für neue Kamele, was wir dem

Empfehlungsschreiben von Munzinger Bey zu verdanken hatten. Wie in Massaua, so befindet sich auch in Keren eine katholische Mission mit Kirche, Gemeinde und Schulen. Etliche der Missionare, es waren Österreicher, besuchten mich und baten um einige äthiopische und amharische Bücher; auch die Mission in Massaua hatte eine hübsche Anzahl äthiopischer und amharischer Heilsschriften abgekauft. Der katholische Bischof, den ich besuchte, sagte: „Wir alle dienen einem Herrn, dem Herrn Jesus Christus, was uns trennt, sind Nebendinge, Jesus, der ewige Sohn Gottes, ist unser gemeinsamer Heiland."

Wir konnten schon am 28. weiterreisen. Die Sonne brannte sengend heiß, Samani aber, der in Europa immer fror, sagte dutzendemal: „O, wie wohl ist mir in dieser Sonne, die warm gibt". Er hat manches Wild in meiner Flinte erlegt, das uns und auch unseren Kamelstreibern und den beiden Soldaten, die uns der Gouverneur zum Schutz mitgegeben hatte, abends trefflich mundeten. Mittags konnte man nur wenig essen, da die Hitze zu groß war. Einmal konnte ich an einem Brunnen, an dem wir Ziegen und Schafherden fanden, ein Schaf kaufen. Das gab ein Fest für alle. Den Weg in das Herz dieser Kinder Afrikas findet man nur durch den Magen. Auch alle paar Tage ließ ich den Kamelstreibern Reis und Pilaff geben, wofür sie erkenntlich waren. Nach Abmachung mußten sie sich nämlich selbst verköstigen. So zeigten sie sich um so williger, für Wasser und Holz zu sorgen. Von letzterem brauchten wir vieles, da das Brüllen der Löwen nachts uns das Unterhalten von großen Feuern als Vorsichtsmaßregel nahelegte. Da es im Barkalande viel Wild gibt, ließen sie uns unbelästigt.

Am 5. Januar 1874 erreichten wir Kassala, die Hauptstadt der Provinz Taka und große Handelsstadt. Die von einer Mauer umgebene Stadt besaß nur ein Tor. Außer einigen griechischen Kaufleuten und koptischen Schreibern war die ganze Bevölkerung mohammedanisch.

Als wir am 9. unsere Reise fortsetzten, hatte ich, da durch

die vorausgesandten Kisten nun unser Gepäck noch vermehrt war, die stattliche Zahl von 23 Kamelen, wozu 10 Treiber nötig waren und außer ihnen hatten wir noch 4 Soldaten. Wir freuten uns, in glühender Mittagshitze den Atbara zu erreichen, uns dort auszuruhen, unseren Durst am frischen Wasser zu löschen und durch ein Bad uns des Wüstensandes und Schmutzes zu entledigen. Letzteres war nicht ganz ungefährlich, da im Atbara viele Krokodile leben.

Müde und erschöpft kamen wir am 19. Januar in Metammah an. Hawage Joseph nahm uns freundlich in seinem Gehöfte auf, da der Schech und sein Wakil erklärt hatten, sie hätten kein Haus für uns. Diese Tekruri waren, so oft ich nach Metammah kam, sehr unfreundlich und gehässig. Bis zum 3. März, volle 6 Wochen, hatte ich auf des Königs Antwort zu warten. Gott sei's gedankt, wir blieben alle gesund trotz des bösen Klimas, das unter den Eingeborenen viel Fieber und andere Krankheiten verursachte. Wir brauchten uns auch nicht zu langweilen. Sobald meine Ankunft bekannt wurde, hatte ich viele Besuche von Nah und Fern, mit denen ich die Bibel lesen und denen ich den Weg zum Heiland zeigen durfte. Es kamen auch von unseren Proselyten aus Abessinien, auch Falaschas fehlten nicht. Argawi, Samani und Agasche besuchten täglich die in Metammah ansässigen Abessinier, verbreiteten unter ihnen Bücher und redeten mit ihnen über das Heil ihrer Seelen, was allen so neu war, daß sie oft sagten: „Das hörten wir noch nie!" Die abessinischen Christen sind beinahe so unwissend wie die Heiden. Nur wenige können lesen. Niemand unterrichtet sie. Sie sind in Wahrheit Schafe, die keinen Hirten haben.

So verflossen die Wochen schnell, bis die Antwort des Königs kam. Sie lautete also:

„Dieser Brief ist gesandt vom König der Könige, Johannes, der eingesetzt ist von Gott über Äthiopien und alle Lande; möge er gelangen an Martin Flad. Wie befindest Du Dich? Gott sei gepriesen, ich und alle meine Soldaten befinden uns wohl. Dein

Brief ist zu mir gelangt. Ich freue mich sehr, daß Du mir einen Brief von der Königin von England bringst, aber ich erlaube Dir nicht, daß Du in meinem Lande unterrichtest. Seit der Zeit des römischen Kaisers Konstantin, der abessinischen Könige Arbaha und Azbaha, haben die Äthiopier außer den Kopten keine andern Lehrer des Glaubens. Wiederum muß ich Dir mitteilen, daß wir in unserem Lande viele Priester und Gelehrte haben, die uns unterrichten. Freundschaft anzuknüpfen können andere, geschweige Du, zu uns kommen. Mein Freund, nimm mir's nicht übel und werde nicht betrübt, daß ich Dir dies geschrieben habe. Durch Gottes Güte wollen wir, wenn Du bei mir angekommen bist, alles besprechen. Ich habe Ras Arai Befehl gegeben, Dich zu empfangen und zu mir zu bringen.

Die amharischen Bücher, von denen Du schreibst, laß in Dschenda, die Geschenke für mich bringe mit."

Es war mir klar, hätte ich den Brief der englischen Regierung nicht gehabt, so würde ich keinen Einlaß ins Land erhalten haben.

Von Debtera Beru und den andern Proselyten kamen ziemlich befriedigende Nachrichten, aber sie gaben der Furcht Ausdruck, ich werde nicht sehr freundlich vom König aufgenommen werden.

Am 6. März traten wir unsere Reise nach Abessinien an; tags zuvor kamen viele Abessinier, um Abschied von uns zu nehmen und für das gehörte Wort Gottes zu danken. Etliche Seelen sind dadurch gerettet worden; einige machten einen guten Anfang, aber es ist ein zu tief gesunkenes, unter die Sünde verkauftes Volk!

Dreimal während unseres Aufenthaltes brachen in Metammah Feuersbrünste aus, zweimal in unserer nächsten Nähe, so daß wir um unsere Bücherkisten und Gepäck die größten Befürchtungen hatten. Als unsere Not am größten, drehte sich der Wind, und die Gefahr war vorüber. Gott tut, was die Gottesfürchtigen begehren; Er erhört Gebet.

Voll Dank gegen Gott trat ich mit meinen Lehrschülern und geistigen Söhnen die Reise ins Innere an. Unsere Freude war dadurch gedämpft, daß der König mir geschrieben hatte, er würde mir nicht erlauben, im Lande zu bleiben.

Einige abessinische Kaufleute hatten sich uns angeschlossen; um der Tropenglut zu entgehen, reisten wir bei Mondschein und ruhten des Tages unter schattigen Bäumen an Flüssen, die aus dem abessinischen Hochland kamen. Am 8. März erreichten wir Wöchne, wo die Hitze noch größer war als in Metammah, da der Ort von hohen Bergen umgeben ist. Von hier aus sollte nach Anordnung des Königs Johannes mein sämtliches Gepäck durch Fronarbeit nach Dschenda befördert werden. Durch Belada Gobau, Gouverneur des Königs, zahlte ich den für die Fronarbeit bestellten Leuten 50 Taler, und so ging's lustig ans Verteilen der vielen Kisten und Gepäckstücke an all die Beamten und ihre Leute, und ich wurde von allen als ein „Zadek" (Gerechter) gegrüßt und verehrt.

Es war mittags 2 Uhr geworden; seit dem vorigen Abend hatten wir nichts mehr über die Lippen gebracht, es war uns allen sehr elend zumute; endlich um 2 Uhr ließ uns der Belada rufen. Es duftete köstlich in der Hütte, Teefbrot und Hühnerpilaff wurde aufgetragen, Wasser zum Händewaschen gereicht, eine nicht besonders appetitlich aussehende abessinische Magd bediente uns, indem sie aus den dünnen Brotkuchen und der Hühnerbrühe Kugeln machte, und sie uns triefend in den Mund steckte. Aber, o weh! das Gericht war durch allzuviel roten Pfeffer ungenießbar. Wer kann Feuer essen? Um 4 Uhr reisten wir ab, von unserem Gepäck war nichts mehr zu sehen. Bei furchtbarer Hitze ging's nun auf steinigen, greulichen Pfaden durch Wildnisse bergauf, bergab schnell vorwärts, bis wir um 8 Uhr abends den Fluß Sink Wuha erreichten. Mir und dem schwachen Samani wurden Maultiere zum Reiten gegeben; die andern mußten, da sie in ihrem Lande angelangt waren, zu Fuße weiterwandern. Weder unsere Betten, noch unsere Vor-

ratskiste, noch sonst etwas kam an. Wir mußten hungrig, auf der bloßen Erde, ohne Bedeckung übernachten; doch hatten wir zum Trinken und Waschen frisches Wasser aus dem Fluß und das war eine große Erquickung. Argawi, Agasche, Sanbatu und unser Diener Sahlu kamen spät, todmüde an, und waren entsetzt über die Roheit ihrer Landsleute. Gott segnete uns das frische, klare Wasser aus dem Fluß, und wir ließen uns die Lebenswasser ins Gedächtnis rufen, die den Durst auf ewig stillen. Inmitten der Soldaten mit dem Beleda, legten wir uns schlafen; es war eine kühle Nacht. Früh wurden wir geweckt, denn wir hatten einen strengen Tagesmarsch vor uns. Um 3 Uhr erreichten wir Wolda Fatari. Der Dorfbeamte brachte uns Brot, Pfeffersuppe und Bier. Wir waren halb verschmachtet und glücklich, uns in der herrlichen Bergluft unter einem schattigen Baum auszuruhen. Nach und nach kam all unser Gepäck an. Den Abend verbrachte ich in religiösen Gesprächen mit unserem Führer und etwa 20 andern Abessiniern und Kamanten, und war erfreut, daß meine Worte willig aufgenommen wurden. Ich predigte einer großen Anzahl von Christo dem Gekreuzigten, der unsre Weisheit, unsre Gerechtigkeit, unsre Heiligung, unsre Erlösung ist.

Am 10. März kamen wir auf die Hochebene von Tschelga, etwa 2500 m über dem Meer. Welch herrliche, erfrischende Luft! Kaum hatten wir unser Zelt aufgeschlagen, kamen schon viele Besuche von abessinischen Priestern, Debteras, Beamten und anderem neugierigen Volk. Die Priester kamen sofort mit religiösen Fragen, besonders das Mittleramt der Jungfrau Maria betreffend. Meine Antwort war kurz diese: „Jesus, der Sohn Gottes, hat niemals gesagt, ich gebe euch meine Mutter als Mittlerin“, er sagte aber: „Alles, was ihr den Vater bitten werdet in meinem Namen, das wird er tun“. Laßt uns darüber nicht streiten; wir wollen hören, was Jesus selber sagt. Ich öffnete das Neue Testament und las ihnen abwechselnd mit Argawi Joh. Kap. 10—18 vor, mit kurzen Erklärungen. Alle

hörten zu. Viele baten um Bücher, und kauften äthiopische Psalter. Andere bettelten dies und das; wieder andere drückten ihre Verwunderung aus, daß ich nach der Gefangenschaft unter König Theodoros den Mut hatte, noch einmal nach Abessinien zu kommen. Darauf sagte ein Debtera: „Hört, Herr Flad ist der Apostel der Falascha; sind nicht alle jene durch ihn zu Christo bekehrt worden? Tötet man ihn, so geht er als Märtyrer in den Himmel, er dient Gott".

Auch etliche Falascha hatten sich eingefunden, welche sich sehr furchtsam benahmen; aber einige baten um Bibeln, Traktate, Biblische Geschichten usw. Zu unserer Rechten auf dem Berge sahen wir die Kirche Immanuel, in der wir bei unserer Durchreise im Jahr 1859 den lieben frommen Jüngling Heinrich Schrot beerdigt hatten; mein Leben aber wurde gnädig erhalten, obwohl ich hoffnungslos am Schwarzwasserfieber daniederlag.

Am 11. März reisten wir, von hundert Neugierigen umgeben, von Tschelga ab, und erreichten nach einer Stunde den Fluß Quank, welcher die Grenze zwischen der Provinz Tschelga und Dembea bildet. Von Beleda Gobau wurde ich nun dem Assasch Gabrie übergeben. Wir kamen um 5 Uhr abends in Dschenda an. Ich fand das Land sehr verändert, wenige Dörfer und selten eine Viehherde. König Theodoros hatte das Land ausgeraubt und verwüstet, und noch hatte es sich nicht erholen können. Mein neuer Führer, der königliche Gouverneur Assasch Gabrie, sah finster aus, als hätte er an meinem Kommen keine Freude. Er war nie ein Freund der Mission gewesen, weil die Falascha, wenn sie Christen werden, gleiche Rechte bekommen mit den Landeschristen.

Die Ruinen unserer früheren Missionsstation sahen gar traurig und öde herüber. Während meine Gedanken in die Vergangenheit zurückschweiften, und ich Gott dankte, daß er mich noch einmal nach Dschenda brachte, sahen wir eine Gruppe von 30 Mann — es waren unsere Proselyten mit einigen abessinischen Christen, alle sauber in lange weiße Schammas (abessinisches

Gewand) gekleidet, uns freudig entgegenkommen. Das war ein sehr bewegliches Wiedersehen und ich war überwältigt von der Dankbarkeit, welche sie alle an den Tag legten. Als wir der Stadt nahekamen, standen an beiden Seiten des Weges Gruppen unserer früheren Bekannten, die freudig erregt uns bewillkommten.

Die Stadt Dschenda, welche dem Bischof gehört, besteht aus acht verschiedenen Dörfern, und in einem derselben, gegen Süden gelegen, befand sich die Niederlassung unserer Proselyten. Dort hatten sie uns ein geräumiges Strohhaus gebaut. Nun gab's ein langes Begrüßen. Alte und Junge, Männer und Frauen kamen herbei, um mich und meine vier Begleiter zu begrüßen und willkommen zu heißen, und mir nach Landessitte die Kniee zu küssen. Aba Tedla, Aba Goschu und ihre Schwester Emma Aithje, Berus Mutter, alle drei hochbetagt, konnten gar nicht fertig werden mit Fragen nach meiner lieben Frau, meinem und meiner Kinder Befinden, und dankten, daß mich Gott gesund bis zu ihnen gebracht hatte. Der Begrüßungsakt dauerte wohl eine Stunde; da kam Assasch Gabrie, gegürtet einherschreitend, und gefolgt von einem halben Dutzend Mägden, welche ein sehr reiches Nachtessen für mich und meine Begleiter trugen. Wir hatten von früh 8 Uhr nichts mehr über die Lippen gebracht, und ließen uns das abessinische Mahl, trotz Pfeffer, gut schmecken. Es reichte für uns und unsere Proselyten. Wir beschlossen den Tag mit Psalm 103 und Gebet. Ich setzte ein Ebenezer und sagte: „Bis hierher hat der Herr geholfen, Er wird weiterhelfen".

Am folgenden Morgen strömte es mit Besuchen von Falaschas und abessinischen Christen. Mittags kamen die Proselyten aus der eine Tagereise von Dschenda entfernten Provinz Dagusa. Wir richteten Morgen- und Abendandachten ein, welche meine Begleiter abwechselnd mit mir leiteten. Unsere Herzen waren voll Dank, daß wir solch großen Scharen unwissender Abessinier das Evangelium predigen durften.

Am 14. hatten wir viele Besuche, unter ihnen die Prose-

lyten von Tschanker, Gorgora und Assefo. Da es Samstag war, kamen auch viele Falascha, denen wir natürlich unsere Zeit hauptsächlich widmeten, indem wir ihnen die messianischen Weissagungen und deren Erfüllung in Jesu vorlasen und erklärten. Ein wohlhabender, allgemein geachteter Falascha bekannte öffentlich seinen Glauben an Jesum, und bat um weiteren Unterricht. Es war Aron Wazi, der alte Onkel unseres Agasche, der schon seit 14 Jahren das Evangelium gehört hatte, aber nie öffentlich bekannte. Als Agasche sich taufen ließ, war er sein bitterster Feind; nun hatte die Wahrheit in ihm gesiegt, und zu Agasches und meiner Freude konnte er 8 Tage vor meiner Abreise mit Frau und Kindern getauft werden.

Der 15. März war ein lieblicher, freudenreicher und gesegneter Sonntag. Vormittags predigte ich über die Tagesepistel Col. 3, 10 bis 4, 1. Nachmittags predigte Agasche und abends Samani; alle drei Gottesdienste waren zahlreich besucht.

Argawi, der am Samstag mit etlichen Verwandten nach Dembea gegangen war, um seine Mutter und Verwandte zu begrüßen, kam dankbar zurück für die Gelegenheit, die auch er hatte, das Evangelium zu predigen.

Große Freude brachte mir ein Bote, durch den mir Munzinger Bey zwei Briefe meiner Frau nachsandte. Seit 3 Monaten war ich ohne Nachricht geblieben. Der Bote mußte mir von Kassala noch 18 Tagereisen weit nachreisen. Welcher Liebesdienst von dem treuen Freund!

Mit Beru und Argawi besuchte ich Lydia. Bischof Salama hatte sie einst als Sklavenmädchen meiner Frau geschenkt, sie wurde von uns erzogen und an einen Proselyten verheiratet. Die Überraschung für sie und ihre Familie war groß; sie hatte drei nette Kinder und lebte, wie sie mir sagte, glücklich. Sie las noch regelmäßig ihr Neues Testament, und ihr Mann machte mir den Eindruck eines fleißigen, sparsamen und friedliebenden Abessiniers. Ich machte ihr ein Geschenk an Geld, wofür sie sich ein oder zwei Milchkühe kaufen sollte, und ein neues Kleid,

was große Freude machte. Tags darauf besuchten sie mich in Dschenda und verbrachten noch einen Tag und die Nacht dort.

Nachdem die nötigen Vorbereitungen für die Weiterreise zur königlichen Residenz, die zu erreichen ich noch eine mehrwöchige Reise in den Süden des Landes machen mußte, brach ich am 20. März 1874, begleitet von Debtera Beru, Argawi, Agasche und einer Anzahl unserer Proselyten auf. In Dagusa übernachteten wir bei einer Proselytenfamilie. Jeden Tag schlossen sich eine Menge Abessinier, die zu Verwandten im königlichen Lager wollten, uns an, so daß die Zahl meiner Begleiter bis zu 300 Personen anwuchs, was mir aber eher eine Bürde wurde. Etliche Male konnten wir ihnen etwas vorlesen und predigen, fanden aber wenig Verständnis. In Gimtscha Biet, einem wunderhübsch gelegenen Dorf mit prachtvollen Gärten, ruhten wir an einem Sonntag aus; ich hatte Gelegenheit, mit den Priestern der Kirche und andern biederen Männern des Ortes aus dem Neuen Testament zu lesen und ihnen Jesum als ihren Mittler und Seligmacher groß zu machen. Etliche der Priester hatten Verständnis dafür und baten um Bibeln und amharische Bücher. Am Montag war Markttag. Man gab mir den Rat, an diesem Tag nicht abzureisen um der vielen Soldaten willen. Argawi und Agasche begaben sich auf den Markt, kamen aber bald wieder entsetzt zurück und sagten, die Soldaten des Königs plünderten den Markt, ja führten sogar junge Mädchen und Frauen mit sich fort. Das warf ein schlimmes Licht auf die Disziplin in König Johannes Heer.

Wir reisten durch fruchtbare, wasserreiche Gegenden, kamen auch oft durch wunderschöne Urwälder. Was könnte aus diesem Land gemacht werden, wenn es eine geordnete Regierung hätte.

Am 14. Reisetag, am 3. April, als wir die Grenze Godschams erreicht hatten, kam uns der Sohn des Ras Ledsch Dasta mit 300 Soldaten entgegen, um uns ins königliche Lager zu geleiten. Sein Vater, ein alter Sünder, nahm mir mit Gewalt

meine Doppelflinte ab, obwohl ich ihm schon verschiedene Geschenke gemacht hatte. Er behandelte mich auf eine gemeine Weise, wie ich's unter der Regierung des Königs Theodoros nie erfahren hatte.

In Dembedscha, einer größeren Stadt, wurde uns ein Haus zum Übernachten angewiesen, aber, o weh! Tausende von Flöhen und Wanzen stürzten sich auf uns, so daß wir aus dem schmutzigen Haus uns ins Freie in den Kuhstall flüchteten, wo wir etwas schlafen konnten. Früh morgens ging die Reise weiter; ich war aber kein freier Mann mehr und mußte mich den Befehlen des Hauptmanns, der auf meine europäischen Bedürfnisse keine Rücksicht nahm, fügen. Die Tigreaner, zu denen König Johannes und sein Troß gehörte, sind ein rohes Volk und hassen den ihnen überlegenen Europäer. Um 10 Uhr zog eine Karawane von mehreren hundert Sklaven aus dem Gallalande, dem wir nun sehr nahe waren, an uns vorüber. Um 12 Uhr wurde Halt geboten, wir konnten etwas essen, und ich legte meine besten Kleider an. Bald kam der Bote zurück und mit ihm Pascha Beru, der die Ehrenwache, bestehend aus 150 Soldaten, mit sich führte. Als Dolmetscher war der mir schon seit meiner ersten Reise im Jahre 1855 bekannte Madrakal dabei. Er war vom König gesandt, um mich zu fragen, ob der Brief, dessen Träger ich war, von der Königin Victoria selbst geschrieben sei? In diesem Fall würde ich mit Kanonendonner empfangen werden. Ich sagte, so viel mir bekannt, schreibe die Königin die diplomatischen Briefe nicht selber, sondern ihre Minister, und so unterblieb der Kanonendonner.

Als wir uns der königlichen Residenz näherten, bildeten mehrere hundert Offiziere und Soldaten Spalier; alle waren in bunte Seide gekleidet.

König Johannes, ein mittelgroßer Mann, war in den besten Jahren; er hatte ein intelligentes, vornehmes Aussehen, aber finster. Er saß auf einer thronartigen Erhöhung, umgeben von 6 Ministern, welche alle reich in Seide gekleidet waren.

Zu seiner Rechten und Linken lagen etliche Revolver und Flinten und hinter ihm, durch einen Vorhang versteckt, wieherte sein Leibpferd und sein Leibmaultier. Echt abessinisch! Seine Majestät reichte mir die Hand, hieß mich willkommen und bat mich, auf dem ausgebreiteten persischen Teppich Platz zu nehmen. Nachdem die Begrüßungszeremonie vorbei war, erhob ich mich und überreichte dem König den Brief der englischen Regierung, dann denjenigen meines Komitees und schließlich einen Brief des abessinischen Oberpriesters am abessinischen Kloster in Jerusalem. Die Briefe wurden vom königlichen Dolmetscher Madrakal empfangen, geöffnet und übersetzt. Nach diesem bat mich der König, mich auszuruhen, entschuldigte sich, daß er mir keine bessere Wohnung anbieten könne, er befinde sich nämlich in Feindesland. Madrakal begleitete uns in eine abessinische Hütte, durch deren Türe man nur tiefgebückt eingehen konnte, und in welcher etliche Teppiche ausgebreitet waren. Sogleich folgte uns ein königlicher Beamter, überbrachte mir des Königs Salam und ein Nachtessen, bestehend aus einer fetten Kuh, 50 Teefbroten, 5 Pfeffersuppen, mehreren Krügen Talla (Bier), Datsch (Honigwein) und Holz zum Kochen. Ich ließ dem König für das abessinische Getränk danken und ihm sagen, außer Kaffee und Tee trinke ich nur Wasser.

Madrakal kehrte bald wieder zurück und erzählte mir viel von seinen schweren Erlebnissen, rühmte des Königs vortreffliche Regierung und sprach von der Zukunft Abessiniens. Von Madrakal erfuhr ich nun auch, daß die ablehnende Antwort des Königs auf meine Bitte um Erlaubnis in seinem Lande als Leiter der Falaschamission einige Jahre zu verbleiben, nicht des Königs, sondern des Abunas Entschluß sei. Der Bischof sei gegen alle Mission, aus Furcht, es möchte Leben in die toten Glieder seiner Kirche kommen und dieselben ihm abtrünnig werden. Für ein Geldgeschenk war Madrakal sehr empfänglich. In diesem Königreich streckt jeder die Hand aus und sagt: bitte!

Abends spät kam Debtera Maskal, ein alter lieber Be=

kannter, jetzt Sekretär beim König, um uns zu begrüßen. Er gab seiner Freude, daß ich noch einmal nach Abessinien gekommen sei, herzlichen Ausdruck. Er war im Jahre 1859, zusammen mit Alaca Saneb, einer von den bibelgläubigen Männern auf Magdala, die täglich mit uns die Bibel lasen und später unter sich eine Bibelstunde anfingen. Er besuchte mich in den folgenden Tagen öfters, aber ich hatte den Eindruck, daß er wie auch Madrakal in das tote, mechanische Wesen des abessinischen Christentums zurückgefallen war.

Ich besuchte Bischof Athanasius; ein freundlich aussehender, gut genährter koptischer Mönch, etwa 40 Jahre alt, dem ich zum Geschenk eine silberne Taschenuhr, einen seidenen roten Schirm und je ein Exemplar von allen unsern amharischen Büchern gab. Er interessierte sich sehr für den äthiopisch-amharischen Psalter, bat mich, die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft zu veranlassen, ein äthiopisch-amharisches Neues Testament und eine Bibel mit Parallelstellen drucken zu lassen. Ich stellte ihm Debtera Beru, Argawi und Agasche vor. Er war freundlich gegen sie und versicherte mich seines großen Interesses an der Bekehrung der Falaschas. „Ich werde solche fördern und schützen, aber nie dulden, daß eine protestantische Kirche in Abessinien gebaut werde. Ich wünsche auch keine europäischen Missionare im Lande. Die Abessinier sollen abessinische Christen werden und nicht Protestanten, wie so viele Kopten in Ägypten! Mein Wohlwollen gegen die Falaschamission kannst Du daraus erkennen, daß ich Debtera Beru, Kindie Fanta und andere, die in Dschenda wohnen, von allen Steuern freimachte, und das will ich auch ausdehnen auf die jungen Lehrer, die Du mitgebracht hast. Zürne uns nicht, daß wir Dir geschrieben haben, wir erlauben Dir nicht, im Lande als Missionar zu wohnen und zu arbeiten." — Ich dankte ihm für seine Güte gegen Beru und dessen Mitarbeiter, empfahl ihm Argawi und seine Brüder und legte es seiner Heiligkeit dringlich nahe, in seinem ganzen Lande Schulen zu errichten;

auch ein Seminar sollte er gründen, in dem die künftigen Priester eine tüchtige Ausbildung erhielten. Er lachte und sagte: „Ja, das wäre gut, aber wo soll ich das Geld dazu hernehmen? Wie Du weißt, sind die Abessinier sehr arm und faul, wer kann die aus ihrer Gewohnheit herausheben?"

Abends überbrachte mir Madrakal einen Gruß vom König mit der Meldung, er wolle mich morgen in Audienz empfangen. Der Bischof sandte mir auch einen Gruß und eine fette Kuh.

Am 5. April, morgens um 8 Uhr, begleitete uns Mr. Madrakal zum König. Er war sehr leutselig, gesprächig und frug nach allerlei in Europa. Ich übergab ihm meine Geschenke, bestehend aus einem guten Teleskop, einem Revolver, einem seidenen Schirm, einem äthiopischen Psalter in sehr feinem Einband mit Goldschnitt und andere europäische Kleinigkeiten. Als Geschenk der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft übergab ich noch 30 Psalter in Äthiopisch und Amharisch für seine Offiziere und eine Bibel mit Goldschnitt. Dazu legte ich noch eine Auswahl unserer Missionsbücher, Biblische Geschichten und anderes. Der König war sichtlich erfreut, besonders über den Psalter in Äthiopisch-Amharisch. „Die Engländer sind ein gesegnetes Volk", sagte er, „daß sie keine Mühe und Unkosten scheuen, die Hl. Schrift zu drucken und zu verbreiten". Ich erzählte ihm dann von der Englischen Bibelgesellschaft, welche in bald 300 Sprachen, durch Missionare und Kolporteure die Bibel in der ganzen Welt verbreite und sagte ihm, daß ein Volk, das ein Bibelvolk werde, im leiblichen und geistlichen von Gott gesegnet werde. Darauf erwiderte er mit finsterem Gesicht: „Wir haben unsere Bibel in Äthiopisch. Wir lieben eure amharischen Bücher nicht".

Dann stellte ich Sr. Majestät Debtera Beru, Argawi und Agasche vor, erwähnte Samani und Sanbatu und sagte, ich würde ihm dankbar sein, wenn er ihnen erlauben wollte, die Falascha zu unterrichten, da er mir selber solches zu tun nicht erlaube. Darauf sagte er: „Als Nachkommen Abrahams liebe ich die

Falascha, ich werde sie noch mehr lieben und schützen, wenn sie Christen werden. Sei nicht betrübt, daß ich sage, ich wolle keine europäischen Missionare im Lande haben. Diese Deine Kinder laß alle Falascha zu Christo führen. Wir wollen Freunde sein, und diese sollen die Arbeit tun. Ich mache alle, die unterrichten, steuerfrei. Sie sind meine Untertanen, meines Landes Kinder, laß sie die Arbeit tun. Du aber gehe wieder in Dein Land. Wir haben unsere eigenen Lehrer und brauchen keine von Europa. „Ihr aber“, dabei wandte er sich an Argawi und Agasche, „wenn ihr wieder vor mich kommt, erscheint barfuß. Wir Abessinier tragen keine Schuhe. Kleidet euch nach Landes Tracht.“ —

Auf die mündliche Botschaft Ismael Paschas: „Wir wollen Freunde und gute Nachbarn sein, deine Kaufleute laß in mein Land kommen und meine Kaufleute in dein Land, damit der Handel aufblühe“, erwiderte König Johannes: „Sage dem Vizekönig von Ägypten, ich bin ein Christ und begehre keine Freundschaft mit einem Moslim. Meines Landes Grenze ist Jerusalem, und so bald ich Herr von Abessinien bin und alle meine Feinde besiegt habe, werde ich Ägypten und Jerusalem erobern.“ — Als ich später dem Vizekönig Ismael Pascha diese Botschaft ausrichtete, sagte er: „Dieser Johannes gehört in eine Irrenanstalt!“ — — —

Der König gab ein Zeichen, die Audienz war zu Ende. „Übermorgen werde ich Dich verabschieden“, fügte er noch hinzu.

Wie König Theodoros gereizt und schwarz wurde, wenn er auf Ägypten und Jerusalem zu sprechen kam, so auch Johannes. Beide sahen es als die größte Schmach der Christenheit an, daß Jerusalem unter mohammedanischer Herrschaft sei.

Folgenden Tages verabschiedete ich mich von dem Abuna und dem Etschegje, Oberhaupt der abessinischen Mönche und Klöster. Ein selbstgerechter Mönch, umgeben von einem Dutzend Mönchen jeglichen Alters. Es war leider unmöglich, das Gespräch aufs geistige zu lenken. Sie sahen in mir den protestan-

tischen Irrlehrer und behandelten mich so. Sie dünken sich mit ihrem Mönchtum und ihren vielen Fasten die heiligsten Leute der Welt zu sein, sind aber dabei in christlicher Erkenntnis furchtbar unwissend.

Als ich mich von Bischof Athanasius verabschiedete, empfahl ich ihm nochmals Debtera Beru und seine Mitarbeiter. Seine trockene Erwiderung war: „Ich werde, so lange sie sich ordentlich aufführen und nichts lehren, das gegen unsere Kirche und Glauben ist, ihr Freund sein, nicht länger".

Verschiedene Abessinier kamen an diesem Tage, um mich noch zu besuchen. Sie fürchteten sich, vorher zu mir zu kommen, da es bekannt wurde, daß der König mir nicht erlaubt habe, in Abessinien zu bleiben. Alaka Maskal, der königliche Schreiber und Aito Madrakal sagten mir, der Bischof sei die eigentliche Ursache, er habe den König förmlich gezwungen, mir das Bleiben im Lande zu verbieten.

Am 7. April früh wurde ich zum König gerufen. Er gab mir einen Brief an den englischen Generalkonsul in Alexandrien, einen an mein Komitee, und ein amharisches Dokument mit dem königlichen Siegel versehen als Empfehlungsschreiben an alle seine Beamte in dem Gebiete, durch welches ich auf meinem Rückweg zu reisen hatte, mit dem Befehl, mir überall, wo ich übernachten würde, ein gutes Nachtessen zu geben. Als Geschenk gab er mir ein Maultier mit schönem Sattel, das aber von einem seiner Beamten gegen ein schlechtes mit altem Sattel ausgetauscht wurde. Als ich den Betrug wahrnahm, konnte ich nicht mehr zum König zurück, um es ihm zu melden, auch riet mir Madrakal davon ab, fürchtend, ich würde mir Feinde machen, wenn der König den Betreffenden seines Amtes entsetzen und ihm zur Strafe die große Geißel auf den Rücken geben würde. So ging ich still meines Weges, betrübt über all die Erfahrungen, welche ich in den letzten Tagen gemacht hatte. Wie wenig stimmten auch da die armen Menschen in die schöne Gegend! Gulit, wo ich all dies erlebt, liegt nämlich wunder-

hübsch, hoch oben, mit einer Aussicht bis nach Baso und über den blauen Nil hinüber bis ins Gallaland.

Um 8 Uhr verließ ich das königliche Lager. Ein Pascha mit 50 Soldaten begleitete uns bis nach Dembetscha, einer Freistadt, die wir abends spät erreichten. Ein ärmliches Nachtessen, Brot und Pfeffersuppe, wurde uns gebracht, nachdem wir den ganzen Tag gereist und gefastet hatten. Wir zogen vor, nicht in dem uns angebotenen Haus, sondern im Viehstall, der insektenfreier war, zu übernachten, nachdem wir uns dem Schutze Gottes befohlen und für die bisher erfahrene Güte gedankt hatten.

Zwei volle Tage mußten wir in Dembetscha warten, bis 8 Soldaten bereit waren, uns das Weitergeleit zu geben. Als Bedeckung hatte ich nun 50 Mann zu Pferd und 150 zu Fuß. Wir erreichten abends wohlbehalten, aber todmüde Buri, wo ich von Ras Wolde Selassie freundlich aufgenommen wurde. Mit ihm konnte ich noch eine Stunde über das Eine, was not tut, reden. Er war ein verständiger, für die Wahrheit offener, gutmütiger General. Reisende, die uns am 8. April verlassen hatten, kamen abends spät, von allem entblößt, an, sie waren von Räuberbanden ausgeraubt worden. Einer kam noch später, dem hatten die Räuber 30 Kühe weggenommen. Die Räuber waren keine andern, als die von König Johannes ausgeplünderten Landleute. Jener Viehhändler erzählte Debtera Beru, 50 Räuber hätten auf uns gelauert; als sie aber die vielen Soldaten sahen, hätten sie uns passieren lassen.

Ras Wolde Selassie sandte uns ein gutes Nachtessen und wies uns als Nachtquartier einen Pferdestall an. Unter gutem Geleit ging's am andern Morgen früh weiter. Die Weiterreise war der schlechten Wege halber sehr beschwerlich; in einer stürmischen Regennacht wurde mein Zelt vom Sturm umgerissen und alle durchnäßt. Wir begegneten einer Sklavenkarawane und vielen Kaufleuten, die nicht weiterreisen durften. Dies schien des Königs Antwort zu sein auf die von mir ihm überbrachte

Botschaft von Ismael Pascha. Die Provinz Agau, durch die wir kamen, ist wie Godjam und Damot sehr fruchtbar, holz- und wasserreich, aber sehr dünn bevölkert. Die ewigen Bürgerkriege reiben die Bewohner auf. Ich sah viele Gärten- und Feldbewässerung, auch schöne große Wälder. Welch herrliche Länder! Wie gesund wär's da zu leben, wenn nur eine geordnete Regierung da wäre! — Die Agauleute sind wegen ihrer Diebs- und Lügenkunst in Abessinien zum Sprüchwort geworden, z. B. „ein Agau hat 10 Herzen. Eines redet (offenbart) er, 9 weiß er zu verbergen". Kein Agau-Jüngling bekommt ein Weib, wenn er nicht nachweisen kann, daß er schon mehrere Kühe, ohne sich ertappen zu lassen, gestohlen hat. In Ismala, der Hauptstadt Atschafers, bekam ich verschiedene Besuche; mehrere baten um Arznei und um Bücher. Ein Falascha frug ängstlich, ob es wahr sei, daß ich vom König Erlaubnis erhalten habe, sämtliche Falaschas Abessiniens mit Gewalt zu taufen? Mit ihm hatte ich eine lange Unterredung und Beru erklärte ihm die messianischen Weissagungen. Er machte auf uns beide den Eindruck eines aufrichtigen Suchers nach Wahrheit. Er selbst drückte das so aus: „Ich möchte den Weg zum Himmel finden". Die Priester verschiedener Kirchen gaben mir einen Mann mit, der ihnen von Dschenda eine Trägerlast Bücher bringen sollte. Der unverdorbene Abessinier hat Liebe zum Worte Gottes. Auch Ismala war voll von Kaufleuten, welche mit ihren Waren nach Metammah wollten, nun aber infolge des königlichen Verbotes durch die königlichen Beamten festgehalten wurden.

Am 18. April, abends spät, erreichten wir die Missionsstation Dschenda, wo wir alle wohl fanden. Ich war in Sorge um sie, da ich gehört hatte, die Stadt Dschenda sei durch Feuer zerstört worden. In der Tat waren die Häuser der Proselyten in großer Gefahr gewesen und damit auch alle unsere Bücherkisten. Dem Herrn sei's gedankt, der Wind jagte das Feuer in eine andere Richtung, und so waren die vielen Bücherkisten zum vierten Male aus Feuersgefahr gnädig von Gott bewahrt und errettet worden.

Während der mir noch erlaubten wenigen Tage kamen viele Besuche und Bettler, die Proselyten aus der Provinz Dagusa waren auch alle da. Es tat ihnen sehr leid zu hören, daß ich nicht bleiben durfte, sondern bald wieder das Land verlassen müsse und daß für Religionsfreiheit vorerst keine Aussicht war. Sie waren deshalb gezwungen, äußerlich Glieder der abessinischen Kirche zu sein, deren Priester und Volk sie im Herzen um ihres Götzendienstes willen mit der Jungfrau Maria und den Heiligen verachten. Sie sehnen sich nach einer evangelischen Kirchengemeinschaft, aber leider konnte ich ihnen keine Aussicht dafür machen, was alle ohne Ausnahme tief betrübte.

Es wurden eine Menge Bücher und Traktate an die Proselyten und an abessinische Christen verteilt, und viele äthiopische Psalter verkauft mit einem Erlös von 160 Talern für die Bibelgesellschaft.

An einem Vormittag examinierte ich die 36 Schüler und konnte über ihre Kenntnisse im Lesen, biblischer Geschichte, Äthiopisch, Religion und Auswendiglernen recht zufrieden sein. Kindje Fanta war ein vortrefflicher Lehrer.

Ein blinder Falaschaknabe, 15 Jahre alt, der mit seiner Mutter am Sonntag getauft wurde, hatte den Psalter, die messianischen Weissagungen und die zweimal 52 biblischen Geschichten auswendig gelernt. Er hatte eine kindliche Liebe zu Gott, brannte vor Verlangen nach der Taufe, saß und lehrte die Schüler, was sie auswendig zu lernen hatten. Ich gab ihm zur Ermunterung 1 Taler, damit er sich damit ein Kleid kaufen lassen konnte, wofür er mir die Kniee und Hände küßte. Da die meisten Schüler sehr ärmlich und dürftig gekleidet waren, gab ich jedem ein neues Kleid. Einer der Schüler brachte mir sein Kleid und sagte: „Ich will mich mit meinen alten Lumpen begnügen, obschon ich darin bei Tag und Nacht friere (das Kleid dient nämlich in Abessinien als Decke), ich möchte mir dafür einen äthiopischen Psalter erbitten“. Ich erfüllte seine Bitte, und da ich von seinem Lehrer hörte, er sei ein braver, fleißiger,

strebsamer Junge, gab ich ihm später auch das Kleid. Ich habe nie vergessen können, welche Freude der Bursche hatte und wie dankbar er war. Die Armut war furchtbar groß in jenem Land, da hätte man Säcke voll haben müssen, um all den Bitten zu willfahren.

Eine einstens wohlhabende Frau, die unsere Nachbarin war, wurde zu mir gebracht; sie hatte den Aussatz im höchsten Grad, keine Finger, keine Zehen, keine Nase mehr. Sie wollte mich grüßen. Ihr Mann, so erzählte sie mir, sei an derselben Krankheit gestorben. Nur ein Sohn lebte noch, der sie versorgte. Ich wies sie auf den Heiland, der den Sündenaussatz heilen und selig machen kann, alle die zu ihm kommen. „Ich weiß es noch aus alter Zeit, sie haben's uns vor Ihrer Gefangennahme oft gesagt, und ich hab's nicht vergessen. Jesus ist mein einziger Trost und meine Hoffnung. Er wird eine so arme Sünderin, wie ich bin, nicht verstoßen, ich hoffe auf seine Gnade. Mein Mann starb auch in diesem Glauben". Nun erkannte ich in ihr jene Frau, welche bei unserer Gefangennahme meiner Frau verborgenerweise ein Salzstück (abessinisches Kleingeld) brachte, und es ihr möglich machte, für die beiden Kinder etwas Nahrung zu kaufen. Ich schenkte ihr 2 Taler, wofür sie nicht Worte genug finden konnte, um zu danken. — Ja, wie viel Bekannte stellten sich ein, die mich sehen, grüßen wollten und mir an meine Frau und Kinder Grüße auftrugen.

Aron Wazy, der in den Anfangsjahren der Falaschamission, 1860—63, mein erbittertster Feind war, der, wie er mir heute bekannte, mich ermordet hätte, wenn er mich irgendwo allein gefunden hätte, war für etliche Stunden bei mir. Er war früher ein Saulus, ein Verfolger der Gläubigen, ein hochgeachteter, einflußreicher Falascha. Welch eine Veränderung! Er ist heute ein demütiger, begnadigter Christ, der allein durch Christi Verdienst und Gerechtigkeit selig zu werden hofft. Er ist etwa 60 Jahre alt und hat 8 Kinder, die alle getauft sind. Er erzählte mir von seiner Frau Frömmigkeit und seligem

Heimgang. „Sie starb voriges Jahr, nachdem sie noch vorher alle ihre Kinder und Verwandte zu sich gerufen hatte und ihnen mit viel Innigkeit bekannt hatte, welchen Frieden sie habe und wie sie sich freue, bald ihren Heiland, der sie von Sünde freigesprochen, sehen zu dürfen. „Welche Angst müßte ich haben, wäre ich noch eine Falaschafrau! O, bitte", rief sie, „nur allein durch Jesum bekommt ihr Frieden und ererbt die Seligkeit. Glaubt an ihn und laßt euch taufen, kommt, kommt alle zu Jesu!" Darnach entschlief sie sanft. Welch ein Kontrast war für die Anwesenden dieses Sterben im Vergleich zu dem einer Falaschafrau! Es machte tiefen Eindruck, und die Folge davon war, daß alle meine noch ungetauften Kinder sich zu Christo bekehrten. Eine meiner Töchter hatte viel zu leiden. Ihr Mann ließ sich von ihr scheiden. Sie ertrug es in Geduld. Nach etlichen Monaten kam ihr Mann, bat um Verzeihung, nahm Taufunterricht, ließ sich taufen, und nahm seine Frau, die Mutter seiner Kinder wieder zu sich. — Das hat der Herr getan", rief Aron Wazy mit Tränen in den Augen aus. „Ich bin nun alt und habe wohl nicht mehr lange zu leben, aber ich erbitte mir alle Tage Gnade, dem zu leben, der für mich gestorben und auferstanden ist."

Von einer andern Frau erzählte mir Kindje Fanta. „Sie lebte als Witwe mit ihren 5 Kindern in meiner nächsten Nähe, setzte ihr Vertrauen auf den, der verheißen hat der Witwen Helfer zu sein. Sie erzog ihre Kinder in der Furcht Gottes und zierte ihren Wandel mit Liebe zu Gottes Wort, Reinheit und Wohltätigkeit an Armen und Kranken und Waisen. Sie starb im Frieden, mit der gewissen Hoffnung, aus Gnaden im Himmel aufgenommen zu werden." Von einer andern erzählte mir Debtera Beru: „Sie wurde mit ihrem Mann in Dagusa getauft. Der Friede Gottes leuchtete aus ihrem Gesicht. An Armen, Kranken und Hilfsbedürftigen tat sie viel Gutes und redete mit ihnen über ihr Seelenheil. Wenn unsere Reisebrüder in ihr Dorf kamen, beherbergte sie dieselben mit viel Liebe, und obgleich sie Mägde hatte, wusch sie selbst als demütige Magd des Herrn

ihnen den Staub von den Füßen. Man nannte sie im Dorfe nur: „ja ager zaheitu", die Sonne des Dorfes. Sie starb im Glauben und hochbetagt. Viele auch aus den benachbarten Dörfern gaben ihr das Geleite und man hörte nur eine Stimme: „Heute wurde eine Zadekin, d. h. Gerechte, beerdigt".

Aba Tadla war auch unter den Besuchern. Er war unter den Bekehrten vor unserer Gefangenahme und damals schon ein Sechziger und unternahm es noch, lesen zu lernen. Als ich damals, es war 1862, eines Tages zu ihm sagte: „Lieber, alter Tadla, unmöglich, daß Du all die Buchstaben (258) in Deinen alten Kopf bringen solltest!" Mit Lächeln erwiderte er: „Sollte in meinem Kopf nicht eben so viel Gutes Raum haben, als früher Böses drin war?" Jetzt, 1874, hatte er es im Lesen und in der Bibelkenntnis so weit gebracht, daß ich ihn samt seinem 4 Jahre älteren Bruder Aba Goschu als Bibelvorleser anstellen und jedem 20 Taler Gehalt geben konnte. Sie verdienen ihren Unterhalt als Weber und stehen beide in den siebziger Jahren. — Als ich 1862 Aba Tadla im Taufunterricht hatte, kam die Sprache auf die Notwendigkeit allerlei Leidenschaften zu überwinden, z. B. den Zorn. Aba Tadla, klein von Person, wurde leicht jähzornig. „Ja", sagte er, „warten Sie nur, bis ich getauft bin, gewiß werde ich Herr meines Zornes werden". Lange nach seiner Taufe frug ich ihn bei einem Besuche in seinem Hause im Beisein seiner Frau: „Nun guter, lieber alter Tadla, wie geht es denn mit deinem Zörnchen?" „Bis jetzt ganz gut". „Wirst du denn nicht mehr zornig?" „Sehen Sie, lieber Aito Flad, wenn's da drinnen kocht, dabei legte er die Hand aufs Herz, schließe ich meinen Mund und öffne ihn nicht mehr, bis es ausgekocht hat. Oft bete ich, lieber Gott mach mich frei von meinem Zorn und aller Sünde". — Nun frug ich seine Frau. „Sag Tauebetsch, ist das wahr, was dein Mann soeben sagte?" „O, ja", war ihre Antwort, „seitdem wir Christen sind, wurde er nicht wieder so zornig und ich hab's gut bei ihm".

Aba Tadlas größter Schatz war seine große amharische

Bibel. Er und sein Bruder, Aba Goschu, starben beide hochbetagt, nachdem sie vielen zum Segen geworden waren. Ihre Schwester, Emma Aitschje, war die Mutter unseres Debtera Beru. Sie wurde 90 Jahre alt; ihr Ende war Friede.

Eines Morgens früh wurde ich durch laute Stimmen geweckt. Ich hüllte mich schnell in mein Schamma, ging zum Zelt hinaus, um zu sehen, was los war. Ich hörte aus einem benachbarten Hause eine Frauenstimme, außen, hinter der Tür, stand ihr Mann. Ich rief ihn und frug, was los wäre? „Meine Frau schimpft". „Und du?" frug ich. „Früher habe ich auch geschimpft und da gab's feurige Händel. Jetzt, wenn meine Frau übel gelaunt ist und schimpft, entferne ich mich. Bald wird sie wieder still, dann gehe ich wieder ins Haus". „Gut", sagte ich, „will euch hernach besuchen". Anknüpfend an das Wort, wo Streit und Zank ist, da ist Unordnung und eitel böses Ding, redete ich ernst mit ihr. Sie hörte mich ruhig und gelassen an und sagte: „Es ist ein Erbstück meiner Mutter, wenn's kommt, muß ich's loslassen und bin meiner nicht mehr mächtig". „Gut, wenn's wieder kommt, halte deinen Mund zu, kniee nieder und bete, oder bitte deinen Mann zu beten". Wie es weiter ging, weiß ich nicht. So lange ich in Dschenda war, kam es nicht mehr vor.

Ein Taufkandidat, ein 56jähriger Falascha aus der Stadt Tschanker und in guten Verhältnissen, war etliche Tage mit mir zusammen. Er sagte: „Seit 10 Jahren glaube ich an Christum und wünschte schon vor ihrer Gefangennahme getauft zu werden, aber meine Frau, beeinflußt durch ihre Verwandten, einige Falaschapriester, waren dagegen. 10 Jahre habe ich auf meine Frau gewartet. Sie ist aber heute noch eben so dem Evangelium abgeneigt wie damals. Nun wünsche ich getauft zu werden, auch wenn mir meine Frau genommen wird. Christus sagt: „Wer Weib und Kinder mehr liebt, denn mich, ist mein nicht wert". — Er wurde getauft, die Falaschapriester kamen und wollten ihre Schwester, die Frau des Mannes wegnehmen. Sie aber erklärte: „Niemals, ich bleibe bei meinem Mann und

meinen Kindern, aber ich bleibe auch Falascha". Nach 2 Jahren bat auch sie um die Taufe. Sie hatte 8 Kinder. Diese ganze Familie starb später den Märtyrertod, sie wurde nämlich, als die Derwische im Jahr 1887 in West- und Zentralabessinien einfielen, von diesen ergriffen. Sie sollten durch Nachsprechen des mohammedanischen Glaubensbekenntnisses ihren Glauben aufgeben. Ihre Antwort war: „Niemals, wir sind und bleiben Christen". Nun wurden die 8 Kinder vor den Augen der Eltern von den blutdürstigen, teuflischen Derwischen abgeschlachtet. „Rettet euer Leben, ihr Alten", schrieen die Fanatiker, „werdet Mohammedaner". „Wir fürchten den Tod nicht und wollen als Christen sterben", war ihre Antwort. Nun wurde die Frau in Stücke gehauen. — „Nun, du Alter!" rief der blutbespritzte Offizier, „sage La Illahu, il Allah u Muhammed rasul Allah!" d. h. es gibt keinen Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet. Seine Antwort war: „Ich glaube an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn". Ein Dutzend Säbelhiebe machten seinem Leben ein Ende.

Wir preisen selig, die erduldet haben!

Eines Morgens kam Eli aus Abora. Er war, als wir 1859 die Falaschamission anfingen, unser erster Lehrer, und ist leider Falascha geblieben. Er mit noch drei andern Falaschas waren von dem Oberpriester der Falaschas, der in Sakalt wohnt, zu mir gesandt, um mich zu fragen, ob es wahr sei, daß ich zufolge eines Briefes der Königin Victoria nun vom König Johannes Vollmacht erhalten habe, alle Falaschas in Abessinien zu taufen? Wenn das sich bestätige, werden alle Falaschapriester auswandern. — Ich schrieb dem Oberpriester einen freundlichen Brief, sandte ihm eine Bibel und von allen unsern Traktaten ein Exemplar und bat ihn, seine Bibel zu studieren, darin werde er finden, daß Jesus ihr Messias sei, ohne welchen Niemand selig werde. Eli, der Bote, bat um ein Hemd, ein Taschentuch und ein Messer, damit er zeigen könne, ich sei sein Freund und habe die Falaschas lieb und wolle nicht, daß man

sie vergewaltige. Natürlich mußte ich seiner Bitte entsprechen. Ich bin damals so ausgebettelt worden, daß ich kaum noch genügend Wäsche zum Wechseln hatte.

Es kamen täglich christliche Priester und Debteras, um Bücher zu holen, dabei versicherten sie mir, ihr Glaube sei der allein wahre. „Dein Glaube wäre sehr gut, ja besser als der unsrige, wenn du nur fasten, die Heiligen anrufen und den Tabot (Abendmahlstisch) anbeten würdest". Ich ließ mich in keine Disputation mit ihnen ein, rief einen meiner Leute, und ließ ihnen ein oder mehrere Kapitel aus dem Neuen Testament vorlesen. Ohne viel Worte hinzuzufügen, sagte ich ihnen: „Das ist mein Glaube, darnach lebe und handle ich, tut ihr das gleiche". Meist gingen sie schweigend fort. — Ein christlicher Priester gab mir seinen Turban, da er keinen Taler besaß, um einen äthiopischen Psalter zu bezahlen. Der Turban befindet sich im Museum der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft in London, wohin ich ihn nach meiner Rückkehr sandte. Schüler und Studenten brachten mir ihr erbetteltes Salz und Frucht für ein Buch.

Leute mit Wunden, und solche mit kranken Augen belagerten mich förmlich von morgens bis abends; bei vielen war es Folge von Syphilis, die fürchterlich dort verbreitet ist. Argawi bediente die Leute unter meiner Anleitung.

Am 23. April hatten wir eine kleine Abschiedsfeier, da tags darauf Agasche, Samani und Debtera Egsiabher uns verließen, um auf ihre eine Tagereise entfernte Station Asseso zu gehen. Verschiedene Proselyten von dort waren bei mir gewesen, und hatten um einen Lehrer gebeten. Auch war Asseso Samanis Geburtsort. Der Abschied von mir wurde den Brüdern Samani und Agasche sehr schwer, sie weinten bitterlich. Einige Proselyten gingen mit ihnen, um ihnen beim Bau ihrer Hütten behilflich zu sein. Nachdem ich Asseso noch mit etlichen Eselslasten Büchern versorgt, entließ ich sie, mit der Bitte, der treue Heiland möchte sie leiten, bewahren und mit seinem Geiste erfüllen,

damit sie mit Freuden ihren Beruf tun und gesetzt sein möchten, das Licht des Evangeliums in viele Herzen zu bringen. Abessinien gleicht jenem in Hesekiel 37 beschriebenen Totenfeld. Bei Christen und Falaschas viel religiöses Formenwesen, aber kein inneres Leben, daher keine Liebe zu Gott und keine Liebe zu den Mitmenschen. Das Volk ist offen und empfänglich fürs Evangelium, aber wer gibt es ihnen? Schafe ohne Hirten, ihre Hirten, die Priester, kümmern sich nur um die Wolle, aber nicht um die Seelen der Schafe. Die Priester gehen nicht ein ins Reich Gottes und hindern, die hineinwollen. Ein abessinischer Priester, der 3 Stunden von Dschenda wohnte, hatte angefangen, seinen Leuten jeden Sonntag etliche Kapitel aus dem amharischen Neuen Testament vorzulesen, auch hielt er Teile des öffentlichen Gottesdienstes in der amharischen Volkssprache, da niemand die äthiopische Kirchensprache versteht. Seine Kollegen verklagten ihn deshalb beim Abuna, worauf er seines Amtes entsetzt wurde. Er hatte gewagt, vor dem Abuna zu sagen, Gott könne an einem solchen Gottesdienst keinen Gefallen haben, sintemal das unwissende Volk auch kein Wort verstünde. Der Abuna samt der Priesterschaft und vollends das Heer der faulen Bäuche, die vielen Mönche, wollen das Volk durchaus in der Unwissenheit erhalten.

Am Tag der Abreise der für Asseso bestimmten Brüder kam Aba Elias, ein an Christum gläubiger Falaschapriester; sein Amts- und Glaubensgenosse Aba Teesasu konnte nicht mitkommen. Beide wohnten in der Provinz Alafa, zwei Tagereisen von Dschenda entfernt, und waren durch Debtera Beru zur Erkenntnis der Wahrheit geführt worden. Ich frug ihn, was ihn zu mir geführt habe? „Ich wünsche, daß Sie mir sagen, wie ich selig werden kann", war seine Antwort. Mehrere Stunden las ich mit ihm die Bibel und erklärte sie ihm, und ich hatte den Eindruck, daß er ein aufrichtiger, demütiger, frommer Priester war, dem es um seine Seligkeit ein heiliger Ernst war. Die messianischen Stellen und besonders Jes. 53 machten einen tie-

fen Eindruck auf ihn. Ich lud ihn ein, etliche Tage bei mir in meinem Zelte zu wohnen, was er annahm. Das war in jenem Lande etwas unerhörtes, daß ein so heiliger Mann, der nicht einmal im Hause eines gewöhnlichen Falascha übernachtet hätte, mit mir, einem Christen, ein Zelt bewohnte. An unsern Mahlzeiten nahm er nicht teil, er begnügte sich mit geröstetem Schimbera (Erbsen) und Wasser; auf Berus Rat gab ich ihm Honig, den er essen durfte. Er war 3 Tage und 3 Nächte mit mir zusammen, während welcher Zeit ich viel mit ihm reden und seine vielen Fragen beantworten konnte. Er war eine Nathanaelsseele. Wiederholt bat er mich, ihn zu taufen, es war aber besser, daß er noch weiteren Unterricht empfing. Während Aba Elias bei mir war, kamen 13 Falaschapriester, die ihn suchten und mit Gewalt fortnehmen wollten. Beru sagte mir, wir dürfen ihn nicht ausliefern, sonst töten sie ihn. Beru und andere Proselyten verhandelten mit ihnen, und nach vielem Geschrei zogen sie ab. Vier Wochen später wurden Aba Elias und Aba Teesasu getauft. Sie hatten viel von Verfolgung durch ihre Priester zu leiden. Sie eröffneten eine Schule in Alafa, unterrichteten Knaben und missionierten unter den Falaschas ihrer Umgebung. Ich sandte ihnen mehrere Jahre lang eine kleine Unterstützung. Sie kamen beim Einfall der Derwische ums Leben, aber Näheres hat man darüber nie erfahren. Mit Wort und Wandel machten sie Christo Ehre und uns Freude.

Am Sonntag, den 26. April, hatten wir eine sehr große Versammlung, es waren Christen, Proselyten und Falaschas, wohl an 200 Personen. Sie wollten sich von mir verabschieden, mir eine glückliche Heimkehr wünschen; von unsern Proselyten wurden auch Segenswünsche an unser Missionskomitee ausgesprochen. Zuerst hielt ich eine Predigt über Joh. 3, 16; dann gaben Argawi und Debtera Beru zu Herzen gehende Ansprachen. Viele weinten. Sie hatten gehofft, ich werde bleiben, und wie in alter Zeit ihr Vater, Berater und Beschützer sein. Zwanzig Tage hatte ich nun auf der Station Dschenda verbracht, das

Evangelium war in dieser kurzen Zeit reichlich gepredigt worden, ich konnte manches ordnen, vieles zurechtbringen. Doch hatte ich den Eindruck, es sollte notwendig ein Europäer zur Oberaufsicht und Leitung hier wohnen können.

Die Proselyten von Tschanker hatten noch um einen Lehrer gebeten, den ich aber nicht hatte. Ich vertröstete sie auf später. Für die Station Dagusa sandte ich noch einen guten Vorrat Bücher. Es wurden in dieser Zeit 450 amharisch-äthiopische Psalter verkauft, 50 verschenkt, 210 Neue Testamente, 50 Pentateuch, 30 Jesajas, 25 Jeremias, 55 Teile des Neuen Testamentes, 259 Biblische Geschichten und 979 Missionstraktate verteilt. Es war eine reiche Aussaat. Meine Bitte zu Gott war, Er wolle seinen Segen geben, daß viele Seelen den Weg zum Leben finden, und mir auch alles vergeben, was ich nicht recht gemacht und versäumt hatte.

Am 27. April kamen mit Tagesanbruch alle Proselyten und viele abessinische Christen, um mir noch Gottes Geleit auf die lange Reise zu wünschen. Die Proselytenfrauen hatten für Reisemundvorrat gesorgt. Alle baten, ich möchte ihrer nie vergessen, bis wir uns droben wiedersehen. Viele weinten, und mir selbst wurde das Herz schwer. Beru, Fanta, Argawi und Aron Wazi begleiteten mich bis nach Gondar. Im Vorbeireisen besuchte ich noch die Ruinen unserer Missionshäuser in Kobala. Welch eine Wildnis war es geworden! Die Steine der Häuser lagen in Ruinen, alles Holz war weggenommen. Was hätte in den verflossenen 10 Jahren erreicht werden können, wenn es dem Teufel nicht gelungen wäre, durch König Theodoros die Station zu zerstören und die Missionare in Ketten zu legen!

Du bist ein verborgener Gott, du Gott Israels!

Abends 5 Uhr kamen wir in Assefo an. Agasche, Samani und die andern Proselyten hatten große Freude, am liebsten wären die jungen Brüder, die ich von Europa mitgebracht hatte, wieder mit mir zurück; es bangte jedem vor seiner Aufgabe,

unter einem so verkehrten, gottlosen Geschlecht wohnen und arbeiten zu sollen.

Der Stadtbürgermeister, viele Priester, Debteras und auch etliche alte liebe Freunde aus alter Zeit besuchten mich noch abends. Wir hatten gemeinsame Abendandacht mit Betrachtung des Wortes Gottes. Ich konnte die traurigen, betrübten Brüder, die ich zurücklassen mußte, nur auf den Heiland weisen, der verheißen hat: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“.

Die Frühregen fingen schon an, es war Zeit, daß ich vorwärts eilte, um noch vor Anbruch der eigentlichen Regenzeit die Küste zu erreichen, und dazu brauchte ich noch mindestens einen Monat.

Gondar fand ich sehr verändert. Wie klein, ärmlich und verkommen sah die einst so schöne und wohlhabende Stadt nun aus. Theodoros hatte alles verwüstet. Von den 33 Kirchen standen nur noch 5, diese wurden wieder aufgebaut. Der größte Teil der Stadt lag in Ruinen. Der Gouverneur wies uns ein Haus zum Übernachten an, sagte aber: „Nachtessen kann ich keins geben, wir haben nichts“. Es tat mir so leid für meine treuen Begleiter, die mich zu dieser letzten Station begleitet hatten, daß sie ohne Nachtessen sich zur Ruhe legen mußten.

Am folgenden Morgen, den 29. April, hieß es: „Früh auf und vorwärts!“ $^{3}/_{4}$ Stunden außerhalb der Stadt hielten wir an, ich verabschiedete meine Begleiter und segnete sie.

Am 30. April erreichte ich die Hochebene Wogera und atmete die wundervolle, gesunde Luft in vollen Zügen; ich sah aber wenig Ortschaften, keine Viehherden, überall Armut, Elend, Verkommenheit; das von Theodoros verwüstete Land hatte sich in 10 Jahren nicht erholen können.

Am 26. Mai kam ich in Massaua an. Die Reise über das Hochgebirge Semien, durch die tiefen Flußläufe des Takazie und durch Tigre war sehr ermüdend und aufreibend. Oft fühlte ich mich so erschöpft, daß ich fürchtete, nicht weiter zu können. Der Gefahren von wilden Tieren und bösen Menschen waren zahl-

lose. Es war mir ein Wunder Gottes, daß ich die Küste erreichte. In Adoa traf ich mit Br. Bender zusammen, den ich auf Antrag von Inspektor Rappard mit nach Europa zurückbringen sollte, er aber weigerte sich. Auch den alten Schimper sah ich noch einmal, und manche Bekannte aus alter Zeit. Der Ras hielt mich in Adoa zurück, bis ich ihm meinen guten Reiseteppich, das letzte, was ich besaß, und der mir bisher nachts als Decke gedient hatte, schenkte. So bettelhaft waren die Abessinier zu Theodoros Zeiten nicht. Es ist wahr, was ich ihnen oft sagte: der Abessinier streckt schon bei der Geburt die Hand aus und schreit: „Gib mir!" Durch Herrn Schimper erhielt ich übrigens vom Zolleinnehmer 200 Taler, wofür ich dem König Johannes Goldbrokat für einen königlichen Mantel senden sollte. Er wollte denselben haben, den ich 1866 für Theodoros in Basel kaufte. Das geschah dann so.

In Massaua fand ich bei Freund Lundahl, dem Leiter der schwedischen Mission, freundliche Aufnahme, und fuhr nach etlichen Tagen mit einem ägyptischen Dampfer nach Suez. In Alexandrien war mein erster Gang in ein Kleidergeschäft, denn ich war von allem entblößt, ausgebettelt.

Dem englischen Generalkonsul übergab ich das Schreiben des Königs Johannes, und berichtete ihm über meine Reise und die Verhältnisse in Abessinien. Er vermittelte mir eine Audienz beim Vizekönig Ismael Pascha, der in nicht geringes Erstaunen versetzt wurde, als ich ihm die unfreundliche Antwort des Königs Johannes vortrug. „Ist's möglich", rief er aus, „dieser König Johannes gehört in ein Irrenhaus!" Der Vizekönig stellte eine Menge Fragen an mich, über Abessinien, dessen Grenzländer usw. usw. — Ich warnte eindringlichst vor einem ägyptisch-abessinischen Krieg.

Mit Herrn und Frau Bauder, dem Vorstand der deutschen Schule, verbrachte ich etliche liebliche Tage, bis ich Gelegenheit hatte, nach Triest zu fahren.

Am 26. Juni kam ich in Korntal an. Beim Rückblick auf

alles, was ich bei dieser meiner letzten Reise ins Innere Abessiniens zum Besuch unserer Falaschamission durchlebt hatte, fanden meine innersten Empfindungen ihren besten Ausdruck in Psalm 23 und Psalm 103.

XV.

Die Jahre 1874 bis 1880.

Nach Korntal zurückgekehrt, führte ich mehrere ins Amharische übersetzte Bücher und Traktate durch die Presse, um meine eingeborenen Arbeiter mit neuer Literatur für ihre Missionsarbeit zu versorgen.

Aus Württemberg, Baden und Bayern kamen viele Aufforderungen an mich, an Missionsfesten zu reden, oder an Sonntagen in den Kirchen Vorträge zu halten. Selten hatte ich von Frühjahr bis Herbst einen freien Sonntag, an dem ich bei meiner Familie sein konnte. Während der Sommerszeit besuchte ich die Juden in Süddeutschland, verkaufte unter ihnen hebräische Pentateuchs, Alte Testamente und Psalmen, verbreitete eine große Zahl Judentraktate und verkündigte ihnen das Evangelium von Jesu Christo. Manchmal reiste ich allein, öfters zusammen mit dem lieben Bruder Pastor Gottheil. Die Rabbiner und Lehrer wurden überall besucht und religiöse Gespräche mit ihnen geführt. Gewöhnlich verlief alles friedlich, bis ich das Gespräch auf den Hauptgegenstand brachte: Jesus Christus, der verheißene Messias, der ewige Sohn Gottes, das Opfer für unsere Sünden, der Heiland der Sünder, durch den allein wir selig werden können.

In diesen Jahren fand die Taufe Hermann Levis in Mannheim statt und zwei Jahre später diejenige seiner Frau und 4 Kinder. Die Juden haßten Levi, die Namenchristen liebten ihn nicht; so hatte er Not zu verdienen, und ich hatte viel Sorge ihrer Ernährung halber. Als die Töchter erwachsen waren und verdienen konnten, ging es leichter; sie arbeiteten fleißig, ernährten sich redlich und machten mir Freude. Der Vater, der

etliche Jahre mir und den Seinigen Sorge gemacht hatte, wurde schwer krank, tat Buße und starb 1903 im Glauben als begnadigter Sünder. Es war dies eine buchstäbliche Gebetserhörung, für die ich Gott nicht genug danken konnte.

XVI.

Ruf nach Ägypten.

Durch Vermittlung von Freund Robert Fleming in Kairo wurde ich im Frühjahr 1876 vom Vizekönig Ismael Pascha telegraphisch nach Kairo gerufen; er wünschte mich als Friedensvermittler zu König Johannes nach Abessinien zu senden.

Telegraphisch erhielt ich von meinem Komitee Erlaubnis, diesem Rufe zu folgen. Ich reiste sofort ab, kam an einem Freitag früh um 6 Uhr in Kairo an und wurde schon um 10 Uhr vom Vizekönig empfangen. Am darauffolgenden Montag sollte ich mit einem Extradampfer nach Massaua abreisen. Ägypten hatte Eroberungsgelüste und war dadurch mit König Johannes in Krieg verwickelt. Munzinger Bey, der Urheber dieses für Ägypten unheilvollen Krieges, wurde mit Frau und Sohn, und beinahe allen seinen Begleitern ermordet. Das geschah, als er auf der Reise zu König Menilek von Schoa war, um diesen zu gewinnen, ein Bündnis mit Ägypten zu schließen und so König Johannes zu vernichten.

Munzinger Bey, ein gebürtiger Schweizer, hatte getan, was in seinen Kräften stand, um den Sklavenhandel in jenen Gebieten zu beseitigen. Dadurch hatte er sich die Sklavenhändler, ja alle Moslims, die meinen, ohne Sklaven nicht leben zu können, zu Feinden gemacht, und dies war, wie Ismael Pascha mir sagte, die Ursache seiner Ermordung. Er meinte, Munzinger Pascha hätte sollen vorsichtiger und langsamer vorgehen.

Ich trauerte tief um ihn und beklagte das tragische Ende, das er nahm. Er hatte mir in den letzten 10 Jahren viele Liebesdienste erwiesen, was ihm der Herr vergelten wolle.

Von dem vizeköniglichen Siegelbewahrer, Scherif Pascha, wurde ich auf Regierungskosten in Shephards Hotel einquartiert und erhielt eine eigene Equipage vor das Hotel.

Was bin ich, was kann ich noch werden!

Es sind ja Gott geringe Sachen, und seiner Allmacht gilt es gleich, den Reichen klein und arm zu machen, den Armen aber groß und reich; Er ist's, der Wunder stets getan, der stürzen und erhöhen kann.

Der Inhaber des Hotels, Herr Dr. Ph. Zech, ein geborener Württemberger, erfreute sich von seinem ehemaligen, nun hochgeachteten Schullehrer Maier aus Korntal zu hören. Obgleich kein geistiger Sohn seines früheren Lehrers, sandte er ihm zu seinem Geburtstage die prachtvolle Bilderbibel von Schnorr, und durch mich einen ägyptischen seidenen Schal.

Im Hotel selbst befand ich mich unter 150—200 Engländern und Engländerinnen; ich war der einzige Deutsche. Es war ein vornehmer Ton unter sämtlichen Gästen; von allen freundlich und höflich behandelt, kam man sich doch nicht zu nahe. Eines gefiel mir an ihnen: Sonntags wurden keine Ausflüge gemacht; es wurde geruht. Um $^1/_2$11 Uhr und um 6 Uhr gingen alle, Männer und Frauen, zur Kirche, welche ich jeden Sonntag besetzt fand, während ich bei meinen Besuchen in der deutschen Kirche von 5—600 Deutschen, die in Kairo lebten, nur 10—12 anwesend fand. Es ist kein Ruhm für den Deutschen, daß er außer Landes so unkirchlich ist, kein Bedürfnis für göttliches und ewiges zeigt, den Sonntag vormittag arbeitet und nachmittags dem Vergnügen nachgeht.

Mittags um 4 Uhr fuhr ich wieder beim Palais des Vizekönigs, Scherif Pascha führte mich zum Vizekönig, mit dem ich 1 Stunde lang die abessinische Karte studierte, und die ihn sehr bewegenden Verwicklungen mit Abessinien besprach. Als mich Ismael Pascha mit Händedruck entließ, bemerkte er noch: „Es laufen viele Telegramme ein, kommen Sie täglich, vor- und nachmittags zu mir, ich bedarf Ihres Rates".

Am folgenden Tag, es war Samstags, sagte mir der Vizekönig, er gedenke, mich am Montag mit Extrazug und Dampfschiff nach Massaua zu senden, damit ich zum König Johannes reise und einen friedlichen Ausgleich zwischen Ägypten und Abessinien herbeiführe. Er bat mich, mittags seinen Sohn Tewfik Pascha, den Minister des Auswärtigen zu besuchen, der in den Zitadellen wohnte, was ich in Begleitung von Freund Fleming tat.

Geduld ist euch not!

Als ich am Sonntag um 4 Uhr beim Vizekönig vorfuhr, sagte er mir, er habe Telegramme erhalten. Beide Armeen stehen einander so nahe, daß es in nächster Woche zu einer Schlacht kommen müsse. Er sende mich am Montag nicht, mein Rat hier sei ihm von größerem Wert, ich möchte täglich zwischen 10 und 12 Uhr vorsprechen, und in der übrigen Zeit mir Kairo ansehen und als sein Gast es mir recht behaglich sein lassen.

Und führe uns nicht in Versuchung!

Drei Wochen war ich der Gast des Vizekönigs. In dieser Zeit besuchte ich oft die amerikanischen Missionare, die in ganz Ägypten eine blühende Mission haben, eine Mission, die sich teilweise selbst erhält; auch Miß Whateleys Schulen besuchte ich, sowie die Schule der Juden, wollte auch einen Einblick in die Schulen der Katholiken tun, wurde aber, ohne etwas gesehen und gehört zu haben, höflich abgewiesen.

Die Fellachen, die mich mit meinen Freunden Mr. und Mrs. Fleming die Pyramiden, diese Wunderbauten, herauf- und hinunterschoben, waren voll Sorge und banger Fragen über den Ausgang des ägyptisch-abessinischen Krieges. — Ich durfte ihnen ja nicht sagen, was der Vizekönig etliche Tage zuvor mir anvertraut hatte, daß nämlich das ägyptische Heer vollständig von den Abessiniern, die in 20facher Überlegenheit kämpften, aufgerieben worden war. Was vom Heer noch am Leben war, befand sich in Gefangenschaft; selbst der Prinz, Sohn des Vizekönigs, geriet in Gefangenschaft und konnte sich nur mit viel

Geld loskaufen und entkommen. Die Abessinier erbeuteten alles, was im ägyptischen Lager war; nur wenig Ägypter kamen in wilder Flucht nach Massaua zurück und brachten die Hiobsbotschaft. Wie mir der Vizekönig selbst erzählte, trieb König Johannes alle Mohammedaner in seinem Königreich zusammen und stellte sie am Tage der Schlacht vor die Front seiner Soldaten; zu tausenden fielen diese wehrlosen Opfer durch die tödlichen Geschosse der Ägypter, während die Abessinier, wie hinter einem Wall geschützt, die Ägypter vernichteten, vollends als die abessinische Kavallerie den Ägyptern in den Rücken fiel. Die Abessinier sollen scheußliche Taten der Unmenschlichkeit an Toten, Verwundeten und Gefangenen verübt haben. Das war das tragische Ende dieses ägyptischen Feldzugs, vor dem ich 1874, 2 Jahre vorher, Freund Aracel Bey, Statthalter von Massaua, Munzinger Bey und Ismael Pascha gewarnt hatte; besonders hatte ich dem Vizekönig klar gemacht, daß König Johannes ein stehendes Heer von 120 000 Mann habe, das er in Kriegszeiten bis zu 200 000 Mann Stärke erhöhen könne.

Eines Tages war im Palaste ein besonders bewegtes Leben, von früh an durchritten Stafetten die Stadt, zwischen 3 und 4 Uhr sah man eine Anzahl Staatswagen mit den ägyptischen Würdenträgern nach dem Bahnhof fahren, um 3/44 Uhr fuhr der Vizekönig selber an unserm Hotel vorbei, um seinen königlichen Gast, den Prinzen von Wales zu empfangen. Eine halbe Stunde später kam er mit ihm zurück. Etwa 20 Staatskarossen folgten mit den hohen Herren im Gefolge des englischen Kronprinzen und den ägyptischen Ministern und Würdenträgern. Es war ein farbenprächtiges Bild.

Den Tag nach der Ankunft besuchte mich Sir Bartle Frere mit einigen andern Herren aus dem Gefolge, die sich angelegentlich mit mir über die abessinischen Angelegenheiten besprachen. Sir Bartle Frere meinte, ich sollte meinen Einfluß bei dem Vizekönig dahin geltend machen, König Johannes in Abessinien in Ruhe zu lassen, sämtliche ägyptische Truppen zurückzuziehen

und die Grenzländer zu ordnen, damit der Verkehr und Handel nicht ins Stocken komme. — Welch ein Unterschied, dachte ich beim Verkehr mit diesem Herrn, zwischen einem christlich gläubigen und einem mohammedanischen Diplomaten!

Eines Tages bekam ich eine offizielle Einladung zu einem Galaabend im vizeköniglichen Palast zu Ehren des Prinzen von Wales und eines russischen Prinzen, der in Kairo anwesend war. Auffahrt abends 10 Uhr. Die gesamte männliche und weibliche Aristokratie von Kairo und Alexandrien, alle Generalkonsule und Konsule der verschiedenen Länder kamen zusammen. Wäre nicht Mr. und Mrs. Fleming bei mir gewesen, ich hätte mich in solch vornehmer Gesellschaft nicht zurechtgefunden. Begrüßt und ins Gespräch gezogen wurde ich vom deutschen Gesandten in Alexandrien, dem deutschen Konsul in Kairo, Hofrat von Heuglin, von etlichen englischen Herren aus dem Gefolge des Prinzen von Wales, von Nubar Pascha, Scherif Pascha, Tewfik Pascha u. a. Zwischen 11 und 12 Uhr wurde eine kurze Oper in Französisch gegeben, von 1—2 gab's ein Lunch, dann defilierte man an seiner königlichen Hoheit Ismael Pascha vorüber, machte eine tiefe Verbeugung, und ich dankte Gott, daß die Sache vorüber war. Ein voller Magen und Kopf, aber ein leeres Herz! Arme Welt!

Wir warteten, bis die hohen Würdenträger gegangen waren und ließen uns derzeit den guten Champagner schmecken. Als mich der Vizekönig erkannte, sagte er: „Kommen Sie morgen 10 Uhr zu mir, ich habe Wichtiges mit Ihnen zu reden“.

Als mich andern Tages Scherif Pascha bei ihm einführte, sagte der Vizekönig ohne Umschweife: „Ich habe die Bitte an Sie, daß Sie in meine Dienste treten und die Regierung meiner Länder an der abessinischen Grenze übernehmen. Ich stelle Sie nicht unter das Ministerium, sondern direkt unter mich, ich gebe Ihnen drei möblierte Residenzen, eine in Massaua, eine in Suakin und eine in Kassala, ein Dampfschiff zu Ihrer freien Verfügung, 600 Pfd. Sterling Gehalt und freie Reisen; ich mache

vor Ihrem Konsul mit Ihnen einen Kontrakt auf 5 Jahre und verspreche, im Fall des Todes, was Allah verhüten möge, Ihrer Frau eine lebenslängliche Jahresrente von 300 Pfd. Sterling."

So etwas hatte ich nicht erwartet. Ich antwortete: „Dazu tauge ich nicht, ich bin Missionar, und nicht zum Regieren von drei großen Provinzen ausgebildet, königliche Hoheit täuschen sich in mir!" Scherif Pascha bemerkte: „Allah hat Ihnen einen gesunden Verstand gegeben, Sie dürfen regieren, wie Sie es verstehen und zum Ziele gelangt man, wenn man immer einen Fuß vor den andern setzt", und er trat dabei vor mich, einen Fuß vor den andern setzend. Der Vizekönig sah auf die Uhr und entließ mich mit der Entschuldigung, gleich müsse er den russischen Prinzen und den russischen Generalkonsul empfangen, aber bat mich, ihm bis morgen eine Antwort zu bringen.

Ich fuhr in mein Hotel, ging in mein Zimmer, warf mich vor Gott auf die Kniee und schüttete mein bewegtes Herz aus, und bat ihn, mir seinen Willen zu erkennen zu geben. Dann stand ich auf, schrieb in Amharisch eine Depesche an Dr. Krapf und meine Frau mit bezahlter Rückantwort, schrieb an Freund Fleming und Bischof Gobat, und bat mich in dieser wichtigen Sache zu beraten. Fleming kam mit dem Nachtzug, und war in der Frühe um 6 Uhr schon in meinem Zimmer, mit den Worten: „Unbedingt annehmen!" Dr. Krapf telegraphierte: „annehmen". — Ich selbst hatte eine schlaflose Nacht. In mir wogte es, wie ein vom Sturm gepeitschtes Meer; sechsmal stand ich auf, warf mich auf meine Kniee und flehte zu Gott: „Mach mein Herz stille und laß mich erkennen Deinen Willen!" — Auf der andern Seite wollte ich mit beiden Händen zugreifen, regierte in der Phantasie schon als Pascha von Massaua und Taka, und einer sagte mir beständig ins Ohr: „Soweit hat's noch kein Missionar gebracht". Im Blick auf Abessinien hieß es in mir: „Was wird König Johannes, was werden die Abessinier sagen, wenn die Nachricht sie erreicht, Aito Flad ist in die Dienste eines Mohammedaners getreten? d. h. in Abessinien: ist Mohamme-

daner geworden. Und was wird die Folge für unsere Falascha-mission sein?

Um 11 Uhr saß ich bei Zigarette und Kaffee beim Vize-könig und erklärte, ohne Rücksprache und Zustimmung meines Komitees, in dessen Diensten ich seit 16 Jahren stehe, sowie des Einverständnisses mit meiner Frau und Freunden in Korntal, könne ich weder Ja noch Nein sagen. Das einfachste wäre, ich reiste mit dem nächsten Schiff zurück, schreiben nehme viel Zeit und werde oft mißverstanden. Ismael Pascha war mit meinem Vorschlag einverstanden, gab mir ein eigenhändiges Schreiben an mein Komitee mit der Bitte, mir zu gestatten, auf 2 bis 5 Jahre in seine Dienste zu treten, um ein friedliches Verhältnis zwischen Abessinien und Ägypten zustande zu bringen. — Meine Hotelrechnung wurde bezahlt, ich erhielt das Reisegeld, abends saß ich im Zug nach Alexandrien, von wo ich mit einem Lloyd-Dampfer über Brindisi nach Hause fuhr.

Am Ostermontag war in unserm Hause in Korntal großer Bruderrat. Pfarrer Staudt, Vorsteher Daur, Dr. Krapf, Prof. Pfleiderer, Schullehrer Maier, Herr Rominger aus Stuttgart, Daniel Rapp und andere erwogen und berieten das vizekönig-liche Anerbieten. Krapf, Pfleiderer und andere befürworteten ganz feurig Annahme; Daur, Maier, Rominger waren ent-schieden, ich solle ablehnen. „Ich denke“, sagte Daur, „wenn der liebe Bruder Flad der Gouverneur seines eigenen Herzens wird, trägt es ihm für die Ewigkeit mehr aus, als wenn er Gouver-neur von Massaua und Taka wird“. Maier hob die Gefahren hervor, denen man im Dienst eines Mohammedaners ausgesetzt sei und sagte: „Ich möchte die Sperre einleiten“, worauf Ro-minger rief: „Und ich möchte die Mechanik zutreiben, damit der Wagen zum Stillstand kommt“. Krapf wurde feurig erregt und sagte: „Ihr alle versteht nichts, ihr habt kein Missionsver-ständnis; denkt doch auch an Josef in Ägypten, an Daniel und seine drei Freunde! Welchen Vorschub kann Flad in der Stel-lung eines regierenden Pascha der Mission leisten, und es wäre

eine unverantwortliche Sünde, wenn Flad ablehnte". Pfleiderer und andere waren derselben Ansicht, selbst Staudt schloß sich ihnen an. Meine liebe Frau war entschieden für Ablehnung; sie wolle keine Paschafrau werden. Als man nach einstündiger Beratung nicht einig werden konnte, sagte Staudt: „Bruder Flad hat die Sache seinem Komitee unterbreitet, wir wollen den Komiteebeschluß als den Willen Gottes annehmen"; darauf betete er noch inbrünstig, und ein jeder ging an seinen Ort. —

Krapf, mein väterlicher Freund, als er sah, daß sein Wunsch, ich solle das Anerbieten sofort annehmen, bei mir kein Echo fand, kehrte sich von mir und nahm mir lange keinen Gruß mehr ab. Er meinte, ich gehe eigene Wege und laufe Gott aus der Schule. Es waren peinliche, unruhevolle Tage und Nächte. — Endlich kam die ersehnte Antwort des Komitees, dahin lautend, in solch wichtiger Angelegenheit sei es dem Komitee unmöglich, einen Beschluß zu fassen, es überlasse die Entscheidung mir.

Nun war ich eben so weit wie in Kairo nach der Audienz beim Vizekönig. Die Sache trieb mich ins Gebet. Gottes Willen zu erkennen und zu tun, daran lag mir. Aller äußere Glanz und Vorteil hatte keinen Reiz mehr für mich. In einer schlaflosen Nacht wurde ich zwischen 12 und 2 Uhr von folgendem durchdrungen und überzeugt: „Nehme ich Ismael Paschas Anerbieten an, so wird König Johannes an meinen abessinischen Missionsarbeitern Rache nehmen, er wird sie töten, und in Abessinien wird man hohnsprechend sagen: „Aito Flad, der Vater so vieler gläubiger Falaschas, ist Mohammedaner geworden und in die Dienste des Vizekönigs von Ägypten getreten!"

Frühmorgens schrieb ich an Ismael Pascha, daß ich aus obigen Gründen sein Anerbieten ablehnen müsse.

Als ich 2 Jahre später mit meinen abessinischen Missionsarbeitern zur Konferenz zusammen war, kam diese Angelegenheit auch zur Sprache. Es war nur eine Stimme unter meinen lieben Abessiniern: „Gott hat sie richtig geleitet, hätten Sie

angenommen, und wären Sie in die Dienste des von König Johannes gehaßten Feindes Abessiniens getreten, so hätte er an uns Rache geübt; er hätte uns ermorden lassen. Niemand in Abessinien hätte Ihren Eintritt in ägyptische Dienste verstehen können".

Sei Lob und Preis mit Ehre, Gott Vater, Sohn und Heilger Geist;
Der woll' in mir vermehren, was er aus Gnaden mir verheißt,
Daß ich ihm fest vertraue, mich gründe ganz auf ihn,
Und kindlich auf ihn baue, mit Herzen, Mut und Sinn;
Daß ich ihm treu anhange, bis zu der letzten Stund',
Das lasse er mich erlangen, Amen von Herzens Grund!

Es war mir innerlich oft so, als stünde der Versucher vor mir und sagte: „Alles das will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest. Als Untergebener eines mohammedanischen Vizekönigs, Beamter mohammedanischer Länder, Regent von drei Millionen Verehrern des falschen Propheten Mohammeds, umgeben von Christenfeinden, wäre ich wohl oft gedrungen, ja gezwungen worden, gegen mein besseres Wissen und Gewissen zu reden und zu handeln. Es war mir ganz klar, würde ich als Christ nach meiner innern Überzeugung reden und handeln, so würde ich bei dem Vizekönig und seinen Ministern bald in Ungnade fallen, und irgend jemand würde mich durch eine Tasse Kaffee (mit Gift vermischt) aus der Welt schaffen.

Innerlich frei und mit neuer Freudigkeit gab ich mich meiner Lebensaufgabe, der Leitung und Weiterführung der Falaschamission hin. Leider konnte ich das in den nun folgenden 20 und mehr Jahren nur auf brieflichem Wege besorgen und durch zwei Konferenzen, welche ich einige Jahre später mit unsern eingeborenen Missionsarbeitern an der Grenze halten konnte, bekam ich wieder persönliche Fühlung. Wie ungenügend aber diese seltenen Zusammenkünfte und die nur einmal im Jahr gewechselten Briefe zu einer richtigen Leitung waren,

empfand ich so tief, daß ich mich oft frug, ob ich meinem Komitee gegenüber die Weiterführung des Werkes verantworten könne. Wie war man doch durch die dort herrschenden Verhältnisse abgeschnitten! Die Provinzen Dembea und Tschelga, in denen unsere Arbeiter ihr Werk unter den Falaschas treiben, stehen noch immer außerhalb des Weltpostverkehrs. Eigene Boten mußten die jährlichen Berichte und Briefe aus dem Innern an die Grenze tragen. Die Leiter der schwedischen Mission in Massaua, später in Asmara, haben pünktlich und freundlich die Vermittlung besorgt. Die Reise aus dem Innern dauert 5—6 Wochen, ist äußerst beschwerlich. Das hohe abessinische Alpenland mit tief eingeschnittenen Tälern muß durchquert werden. In diesem weiten Gebiete fehlt es bis heute noch an Straßen, über die reißenden Ströme gibts keine Brücken. Die Boten können deshalb ihre Reise erst unternehmen, wenn die Flüsse abgeschwollen sind. Müssen aber zeitig wieder den Rückweg antreten, um nicht von der Regenzeit, welche in Abessinien von Mitte Juni bis Mitte September dauert, überrascht zu werden. Durch politische Unruhen sind die Wege meistens sehr unsicher, weshalb sich die Boten gewöhnlich einer Kaufmannskarawane anschließen. Wie vielen Gefahren waren diese treuen Leute in all den Jahren ausgesetzt! Einer, der treue Fanta David, ist bei einer solchen Botenreise ums Leben gekommen, er wurde ermordet, und die Jahresgehälter der Missionsarbeiter, welche er mit sich führte, geraubt.

Es gibt in jenem abgelegenen Alpenland keine Banken, durch welche man den eingeborenen Missionaren ihre bescheidenen Jahresgehälter anweisen könnte. Die einzige Möglichkeit, sie mit Geldmitteln zu versorgen, war und ist bis heute, den europäischen, englischen oder italienischen Scheck in Taler (bis zu Kaiser Menileks Zeiten waren es die über Ost- und Zentral-Afrika anerkannten und gebrauchten Maria-Theresia-Taler), umzuwechseln. Das besorgte für uns der schwedische Missionsleiter in Eritrea. Diese nicht geringe Talerlast mußte dann

zwischen Waren auf Maultieren verpackt und ins Innere transportiert werden. Gewöhnlich stellte sich der Bote so zeitig ein, daß er meine Antworten auf die eingegangenen Briefe und Berichte mitnehmen konnte. Da dieser Botengang die einzige Fühlung mit den einzelnen Arbeitern während eines ganzen Jahres war, so schrieb ich jedem einen ausführlichen Btief. Das war, weil in Amharisch geschrieben, richtiger gesagt, gemalt, eine langwierige Arbeit. Ich tat es gern, denn ich wußte, wie meine Leute darauf warteten, und der jährliche Brief ihnen fast zum Vademecum wurde. Welche Freude, auch für mich, wenn neue Briefe und Berichte eintrafen! Aber auch wie viel Sorge und Angst um die Boten, die zurückreisten. Ich lasse hier einige Auszüge folgen aus den amharischen Briefen und Berichten, die ich 1876 erhielt.

Die in Asseso stationierten Brüder Agasche und Samani schrieben: „Lobe den Herren, meine Seele! Wir danken Gott für seinen Schutz, den wir in einem Lande, in dem fortwährend Menschenblut fließt (Kriege), haben genießen dürfen. Seit einem Jahre wütet der Krieg. Wir befinden uns in steter, großer Gefahr für unser Leben und Eigentum. Die Zukunft ist dunkel vor uns, aber wir vertrauen Gott; er wird uns schützen und erlösen von allem Übel. Der Unsicherheit halber konnten wir keine weiten Missionsreisen machen, die Falaschaorte in der Nähe unserer drei Stationen wurden aber regelmäßig besucht. Viele haben ein offenes Herz für unsere Predigt, andere sind voll Haß und Spott, so daß unsere Geduld auf harte Proben gestellt wird. Als wir eines Tages auf dem Heimweg waren, kamen wir an den Fluß Kaha und zogen unsere Schuhe aus, um durchzuwaten. Ein Falascha, der uns folgte, sagte: „Wenn ihr Apostel und heilige Männer wäret, so würdet ihr das Wasser teilen, wie einstens Mose das Rote Meer, und trockenen Fußes in eueren Schuhen übersetzen. Wenn wir solche Wunder von euch sehen würden, wollten wir eurer Predigt glauben".

Ein andermal fand Agasche am Ufer eines Flusses einen

Falascha sein Kleid waschend und sagte: „Du wäschest dein Kleid mit Seife, wie glücklich würdest du sein, wenn du dein Herz durch das Blut Jesu vom Schmutz der Sünde reinwaschen ließest!“ Falascha: „Mein Herz ist rein und bedarf keiner Wäsche.“ Agasche: „Mein Freund, die Bibel und unser Gewissen sagen uns, daß unsere Herzen durch allerlei Sünden verunreinigt sind, und, wenn sie nicht rein gewaschen werden im Blute des Lammes Gottes, das für die Sünde der Welt gestorben ist, so bekommen wir keinen Eingang in den Himmel.“ Falascha: „In meinem Herzen sind keine Sünden, aber in deinem Herzen wohnen eine Legion unreiner Geister, sonst hättest du nicht von unserer Väter Glauben abfallen können. Ich bin ein Jude und will als Jude sterben“.

In Asseso und Dschenda nahm die Zahl der Schüler in den Missionsschulen zu. Einige Zeit war der Besuch gering, weil ein Falaschapriester den Bannfluch aussprach über alle Falaschaknaben, welche die Schule besuchten und über ihre Eltern. Nach wenigen Wochen kamen aber alle zurück.

Es fanden in diesem Jahre 5 Taufen statt; unter diesen befand sich die 18 Jahre alte Schwester des Bruders Samani. Ein anderer Täufling war die Frau eines Proselyten, die, als er sich taufen ließ, sich von ihm trennte und zu ihren Eltern ging. Sie kam nun, bat um Unterricht, ließ sich taufen und lebte als wahre Christin mit ihrem Manne.

Die Sonntagsgottesdienste und Bibelstunden wurden regelmäßig von den Proselyten und abessinischen Christen besucht.

Eine große Anzahl von Bibeln und Traktaten wurden verbreitet. Einige Falascha kamen Tagereisen weit, um eine Bibel und Traktate zu erhalten.

Wegen eines Rebellen, eines nahen Anverwandten des König Theodoros, mußten unsere Missionsarbeiter in die Wildnis Gorgora flüchten. Der Rebell wollte sie ermorden. Viele ihrer Habseligkeiten wurden ihnen genommen, und wochenlang schweb-

ten sie in Todesängsten, bis das Heer des Königs Johannes den Rebellen besiegte.

Argawi schloß seinen Brief: „Wir wollen nicht müde werden, das Evangelium zu predigen. Wir trösten uns mit der Verheißung: „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten". Wenn wir nicht glaubten, daß Jesus, der uns hierher gesandt hat, alle Tage mit und bei uns ist, so würden wir verzagen und mutlos werden. Preis und Anbetung Ihm, der gesagt hat: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten".

1877 erhielt ich nur einmal Briefe; die Boten blieben der Bürgerkriege wegen aus. Es ging durch viel Not und Gefahr, Verachtung und Verfolgung. Erfreulich war es für mich, zu hören, daß die Falaschas zugänglicher wurden. Auch von den eingeborenen Christen wurde dies berichtet. „Aus allen Landesteilen kommen Leute, Falascha und Christen, und bitten um Bücher und Traktate, das ganze Land ist fürs Wort Gottes offen. Leider haben wir keine gute Regierung".

Über die zahlreichen Proselyten lauteten die Berichte günstig, der größte Teil lebte evangelisch und sie nährten ihre Familien von ihrer Hände Arbeit.

Die christlichen Priester und Debteras zogen unsere Missionsarbeiter als Ketzer und Irrlehrer vors abessinische Gericht. Unsere Leute bezeugten vor den Richtern, daß sie nur das Wort Gottes, wie es die Bibel enthalte, lehrten und predigten; dort stehe aber nichts von Marienkultus, Heiligenverehrung, noch daß Fasten und Almosengeben und Anrufen der Heiligen selig mache. Die Bibel lehre vielmehr, daß kein anderer Name den Menschen gegeben sei, darin sie sollen selig werden, denn allein der Name Jesu. Er sei der einige Mittler zwischen Gott und den Menschen. Der Richter sprach sie frei. Der Haß der Priester und des unwissenden Volkes wurde dadurch nur noch ärger. Dreimal wollten böse Buben unsern Leuten die Häuser über dem Kopf anzünden, wurden aber jedesmal verhindert. Gottes Auge wachte. Spott und Hohn von Seiten der Priester und des

Pöbels, aber auch manches ermutigende von Seiten derer, denen das Wort Gottes ein Geruch des Lebens zum Leben geworden war. Einer der Brüder schrieb: „Lieber Vater Flad, fahren Sie fort, für uns zu beten, daß uns Gott Kraft gibt, mutig und freudig sein Wort zu verkündigen. Wir wollen die Trompeten blasen, bis die Mauern Jerichos fallen."

Im Juni 1877 kam ein Falascha aus Agaumeder, sechs Tagereisen entfernt, auf die Missionsstation Dschenda. Er wünschte Unterricht im evangelischen Glauben und blieb drei Tage bei den Missionaren. Er war überzeugt, daß Jesus der Messias ist, und hatte fleißig in der Schrift geforscht. Er erzählte: „Vor 14 Jahren erhielt ich von Aito Flad eine Bibel. Diese las ich, verglich das Alte Testament der Verheißung mit dem Neuen Testament der Erfüllung. Nach und nach fielen die Schuppen von meinen Augen. ich erkannte, daß in Jesu Christo alle Verheißungen Gottes vom Paradies bis Maleachi erfüllt sind. Ich fand Jesum, und Jesus fand mich. Ich stehe aber nicht allein. alle Falascha in meinem Dorf glauben mit mir an Jesum, den Sohn Gottes. Wir sind noch nicht mit dem Wasser der abessinischen Kirche getauft, aber innerlich sind wir mit dem hl. Geist getauft. Ich werde bald wieder kommen", sagte er, als er uns, mit einer Last Bücher versehen, verließ.

Bruder Samani in Asseso schrieb folgendes: „Wir besuchten im Juli den Falascha-Hohepriester Aba Mehari in Aba Antonios. Es war Sabbat. Aba Mehari und mit ihm 30 Priester und alle Dorfbewohner versammelten sich unter einem schattigen Baum. Wir öffneten unsere Bibel, lasen und erklärten viele messianische Verheißungen, besonders das 53. Kapitel Jesajas. Während ungefähr einer Stunde hörte uns alles aufmerksam zu. Dann stand ein Falascha auf und sagte: „Samani, du bist ein von Gott gestrafter und verworfener Mann. Ein böser Geist hat von dir Besitz genommen, der dir keine Ruhe läßt. Erst machte er dich zu einem Apostaten, dann trieb er dich ins Land der Europäer, endlich, ja leider, brachte er dich zurück zu

uns. Schade, daß du nicht im Roten Meer ersoffen bist. Seit du wieder unter uns bist, läßt dir der böse Geist keine Ruhe, er treibt dich von einem Falaschadorf ins andere, uns den heiligen Glauben unserer Väter zu rauben. Wenn ich mich nicht vor dem König fürchtete, wollte ich am liebsten dich jetzt gleich totschlagen." — Nun entstand ein großer Tumult. Der eine schrie dies, der andere das. Wir waren in großer Gefahr. Da wir unser Zeugnis abgelegt hatten, nahmen wir unsere Bibeln und verließen den Ort, eingedenk des Wortes Jesu: „Ihr müsset gehasset werden von jedermann um meinetwillen, wer aber beharret bis ans Ende, der wird selig". — Auch unter den abessinischen Soldaten haben wir viele Neue Testamente und Biblische Geschichten und Traktate verteilt. Die Soldaten lasen sie, und sie sind dem Reiche Gottes näher als die Priester. — Am 1. Oktober kam ein Falascha-Debtera aus Semien, etwa fünf Tagereisen entfernt. Er bat um eine Bibel, leider hatten wir keine vollständige Bibel mehr zum Geben, er bekam die fünf Bücher Mosis, den Propheten Jesajas und passende Traktate. Er blieb einen Tag bei uns, an dem wir ihn mit der Hoffnung Israels bekannt machten. Er bat uns, nach Semien zu kommen, und die dort wohnenden vielen Falaschas zu unterrichten. Unser Büchervorrat geht auf die Neige, so viele Liebhaber kommen.

Am 16. Sept. wurden 5 Falaschas getauft, das war für uns und unsere Proselyten eine große Freude. Wir haben schwere Zeiten, erst Krieg, dann Hungersnot, dann Pest, dann Rinderpest, so daß von 100 kaum eins blieb, dann Ausplünderung durch die Soldaten. Kein Wunder, wenn ein Volk bis zum wilden Tiere verroht! Gerne würden wir öfters schreiben, aber wir sind täglich von Spionen umgeben".

Im Jahre 1878 hat der Tod unter unseren christlichen Falaschas reiche Ernte gehalten, Samani, Agasche, Aba Tadla, Aba Goschu und viele andere, Männer, Frauen und Kinder, sind nach kurzer Krankheit im Glauben gestorben. Es gingen

viele Briefe verloren; als der Bote schwimmend einen Fluß übersetzte, hat sie das Wasser fortgenommen.

Ras Adal von Godscham fiel mit seinen Horden in Dembea ein und verheerte das Land. Argawi jammerte über den Verlust seines Harmoniums, das die Soldaten, in der Hoffnung, viel Geld darin zu finden, zerspalteten. Er schreibt am 16. Januar 1879: „Groß war unsere Freude, als am 24. Februar 1878 unser lieber Br. Gobau ankam. Wir freuten uns über die Briefe, die er uns brachte, und was er uns erzählte von Ihrem und der Ihrigen Wohlergehen. Wir haben ihn in Asseso stationiert, damit er die Arbeit der Brüder Samani und Agasche fortsetze. Wir hofften, Sie würden dieses Jahr (1879) an unsere Landesgrenze kommen; wir hätten so vieles mit Ihnen zu besprechen und zu beraten. Gott ist mit uns und segnet unsere Arbeit. Zwei junge Männer wurden nach empfangenem Unterricht in Dschenda getauft. Vor ihrer Taufe kamen ihre Verwandten, um sie durch allerlei Versprechungen von ihrem Vorhaben abzuhalten. Die jungen Männer blieben standhaft und legten vor ihren Verwandten ein gutes Bekenntnis ihres Glaubens ab. Abends kehrten letztere traurig zurück, hielten eine Totenklage, und tags nachher in der Synagoge einen Bittgottesdienst, zu dem hunderte von Falaschas kamen. Vier Stunden soll der Bittgottesdienst gedauert haben, bei dem Gott gebeten wurde, uns Missionare wie die Rotte Korah zu vertilgen. Unsere Proselyten in der Provinz Dagusa, in Dschenda, Asseso und an andern Orten machen uns Freude."

Der Heimgang Samanis und Agasches im Jahre 1878 war ein großer Verlust. Die Station Asseso, auf der beide treu und im Segen gearbeitet hatten, stand auf einmal verwaist da. Ihre Tätigkeit hatte nur 4 Jahre gedauert; sie hatten aber die Freude, eine große Anzahl ihrer Verwandten und anderer Falaschas zum Heiland zu führen. Beide gehörten zu den Erstlingen aus der Falaschamission und waren liebe, treue geistliche Söhne.

Samani war der Sohn eines Falaschapriesters in Asseso. Als Erstgeborener sollte er seinem Vater im Priesteramte folgen. Nach dem Tode des letzteren zog die Mutter mit ihren sieben Kindern nach Dschenda. Um ihr bei der Versorgung der Familie zu helfen, erlernte der 12jährige Knabe das Weberhandwerk. Doch besuchte er auch eine jüdische Schule. Sein Lehrer, Debtera Beru, war ebenfalls Weber. Der brachte ihn eines Tages zu mir, bei welcher Gelegenheit ich ihm eine amharische Bibel schenkte. Er las in jedem freien Augenblick in seiner Bibel, und an den Sabbaten sammelten sich viele Erwachsene um ihn, denen er aus dem damals noch seltenen Buche lesen mußte. Namentlich wurde man nicht müde, die Patriarchengeschichte zu hören So oft Samani die Geschichte Josephs vorlas, zerflossen jung und alt in Tränen. Seine Mutter war stolz über die Gabe ihres Sohnes.

Dieser las aber nicht nur das Alte, sondern, wenn er allein war, auch das Neue Testament, insonderheit die 4 Evangelien, und der Heiland gewann bald den Sieg über sein Herz. Sonntags wohnte er regelmäßig dem amharischen Gottesdienst bei. Endlich bekannte er öffentlich seinen Glauben an Jesum, den Sohn Gottes, den Messias Israels und wünschte, auf die Taufe vorbereitet zu werden. Die Mutter und die übrigen Verwandten boten alles auf, um ihn vom Übertritt zurückzuhalten. Aber weder die Tränen der ersteren, noch die Versprechungen eines reichen Oheims brachten ihn ab von seinem Entschluß. Einmal hörte ich ihn zu seiner Mutter sagen: „Liebe Mutter, ich bleibe dein gehorsamer, dich liebender Sohn. Ich verspreche dir, meinen ganzen Verdienst zu geben. Aber in dieser einen Sache muß ich der Stimme meines Heilands gehorchen. Ich werde ihn für dich bitten, daß du eben so glücklich wirst wie ich; denn Jesus allein macht die Menschen glücklich." Samani wurde nun mit mehreren andern jungen Leuten im Missionshaus zu Dschenda unterrichtet, fuhr aber dabei fort, sein Handwerk auszunützen. An einem Sonntag des Jahres 1862 erhielt er die heilige Taufe.

„Jetzt“, sagte er, „habe ich das Rote Meer und den Jordan hinter mir und bin ins Land der Verheißung eingetreten“.

Samani wurde ein ernster Christ, und gab andern ein gutes Beispiel. Seinen jüngeren Bruder Sanbatu veranlaßte er, die Missionsschule zu besuchen. Während einer Hungersnot sorgte er vom Missionshause aus, wo er noch weiter unterrichtet wurde, aufs treulichste für die Seinen. Als die Missionare der Londoner Judenmission von König Theodoros gefangen genommen wurden, hielt er sich zunächst bei einem ihrer Freunde auf. Später begab er sich nach Massaua, um den Offizieren des zur Befreiung der Gefangenen abgesandten englischen Heeres seine Dienste anzubieten. Hier traf er mit einem jüdischen Gelehrten aus Frankreich, Halevy, zusammen, der ihn über die Religion, Sitten und Gebräuche der Falaschas befragte. Als Halevy erfuhr, daß Samani und sein Begleiter Petros, auch einer unserer Falaschajünglinge, an Christum glaubten, bemühte er sich, sie zum Abfall zu bringen. Aber beide widerstanden dem Versucher. Sie wollten lieber verhungern, als ihren Heiland verleugnen. Das Geld, welches Halevy ihnen schon gegeben hatte, brachten sie am folgenden Morgen zurück. Jener weigerte sich, es wieder zu nehmen. Da warf Samani es ins Rote Meer, an dessen Ufer die drei standen und sagte: „Ich verkaufe meinen Heiland nicht um diese Silberlinge, laß das Meer sie verschlingen, wir wollen lieber hungern, als solches Geld nehmen“. Bald darauf kamen die englischen Truppen an, die er als Offiziersbursche nach Magdala begleitete. Nach unserer Befreiung ging er mit uns nach Deutschland. Ich brachte ihn und seinen Freund Agasche nach St. Chrischona, wo bereits Argawi sich auf den Missionsdienst vorbereitete. Sein Bruder Sanbatu, Heilu Wasen und mehrere andere, die vorübergehend in der Schule Bischof Gobats in Jerusalem gewesen waren, kamen auch noch nach der Missionsanstalt auf dem Berge, so daß Anfang der siebziger Jahre eine ganze Kolonie Abessinier dort waren, die sich zu Evangelisten ausbilden ließen, um ihrem Volke zu dienen.

Samani litt sehr unter der europäischen Kälte und dem rauhen Klima auf St. Chrischona. Im Winter blieb er dem Ofen möglichst nahe. Während eines Winters half er mir bei Übersetzungsarbeiten. Da saß er einmal vor dem Ofen und schürte mit dem Haken in der Hand das Feuer. In dem Augenblick trat eine Bäuerin ins Zimmer, um Eier und Butter zu verkaufen. Die gute Frau hatte noch nie einen Schwarzen gesehen und war außer sich vor Entsetzen, als Samani mit dem Schüreisen vor ihr stand. Sie schrie: „Ist dies einer von den Menschenfressern, von denen unser Pfarrer uns erzählt hat?" Sie wollte gehen, Samani folgte ihr aber lachend, und versicherte ihr, er sei ein Christ und liebe seinen Heiland, daher brauche sie sich vor ihm nicht zu fürchten. Da faßte die Erschrockene wieder Mut. Als die Kinder des Hauses ihm die Hand schüttelten, wagte sie es, ihm auch die ihrige zu reichen. Samani sagte dann zu ihr: „Meine Haut schwarz, aber der Heiland hat meine Sünden mir vergeben und mein Herz weiß gemacht." Die Bäuerin hat diese unerwartete Begegnung mit einem Mitchristen aus dem fernen Mohrenland wohl nie vergessen.

Auf ärztliche Anordnung wurde die Studienzeit der jungen Abessinier abgekürzt; einer aus ihrer Zahl, der sehr begabte und Hoffnung erweckende Heilu Wasen, war ja schon dem rauhen Klima zum Opfer gefallen. Samani war einer jener vier Jünglinge, welche ich 1873/74 in ihre Heimat zurückbrachte.

In Abessinien angekommen, gründeten die beiden Freunde Samani und Agasche die Missionsstation in Asseso; ich führte sie selbst dort ein. Inmitten einer starken jüdischen Bevölkerung sammelte Samani junge Falaschas um sich und eröffnete eine Schule. Außerdem predigte er das Evangelium den Erwachsenen, Juden und Christen. Von Asseso aus machte er oft Missionsreisen, um auch auswärts Seelen für den Heiland zu gewinnen. Vierzehn seiner näheren und weiteren Verwandten und andere Kinder Abrahams durfte er dem Heiland zuführen. Samani war

ein Freund der Einsamen, ein Vater der Waisen. Er besuchte die Kranken und tröstete die Trauernden und die Sterbenden. Daher erfreute er sich auch der Liebe aller. Selbst seine Gegner lobten sein durch und durch christliches, tadelloses, reines Leben.

Nach 3 Jahren treuer und selbstverleugnender Arbeit erkrankte er. Kein Arzt konnte nach ihm sehen, es gab ja keinen in jenem entlegenen Bergland. Agasche, der mit ihm verbunden war wie Jonathan mit David, hatte für die Haushaltung und Schule zu sorgen. Aber täglich kamen Leute von nah und fern, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen, und dieser benutzte mit Freuden die Gelegenheit, mit den Besuchern über die Liebe seines Erlösers zu reden.

Vor seiner Erkrankung hatte er vier Bretter zu seinem Sarg zurecht gemacht. Eines morgens ließ er sie von Agasche an sein Krankenbett bringen, und gab dem Freunde an, wie er sie zusammenzunageln habe. Samani hatte auf St. Chrischona die Schreinerei erlernt. Als der Sarg fertig war, rief er lächelnd: „Was für ein enges Haus ist das! Ich werde bald hineingelegt werden". Er ließ den Sarg seinem Bett gegenüberstellen, und zeigte ihn allen, die zu ihm kamen. „Seht!" sagte er, „ich fürchte mich nicht vor dem Tode. Ich habe Jesum in meinem Herzen. Er ist die Auferstehung und das Leben. Er starb für mich. Er vergab mir alle meine Sünden. Er hat für mich auch eine Wohnung im Himmel bereit. Daher habe ich keine Furcht vor dem Tode oder dem Gerichte, welches dem Tode folgt. Christus ist meine Gerechtigkeit. Ich weiß: ich bin Sein, und Er ist mein. Daher sehne ich mich danach, ewig bei ihm zu sein. O, möchte es Ihm gefallen, euch allen den rechten Glauben zu schenken, daß ihr Ihm lebt und dient! Dann würdet ihr ebenso glücklich sein wie ich. Eure Sünden würden vergeben werden, und ihr würdet alle Furcht vor dem Tode und Gericht verlieren." — Am Morgen seines Todestages ließ er alle Mitarbeiter kommen und ermahnte sie feierlich, den guten Kampf zu kämpfen und den Falaschas unermüdlich das Evangelium zu

predigen, wenn sie auch nicht viele Frucht sehen und Verfolgung erleiden sollten. Dann faltete er die Hände und betete: „Um Jesu willen, lieber Vater, nimm meine Seele auf!“ Hierauf entschlief er.

Die Trauer über seinen Tod war allgemein. Die christlichen Priester von Asseso bezeugten ihre Verehrung für Samani, indem sie dem Sarge in dem Mausoleum der Kirche einen Platz anwiesen, in welcher früher nur abessinische Bischöfe begraben worden waren.

Agasche litt sehr nach Samanis Heimgang an Heimweh, nicht allein nach Samani, sondern auch nach der oberen Heimat. Sein letzter Brief an mich war wie ein Schwanengesang. Er klagte darin über die Versunkenheit seines Volkes, die Hartherzigkeit der Falaschas, seine eigene Untüchtigkeit und Sündhaftigkeit, dankte aber auch von Herzen, daß Gott ihn um Jesu willen zu Gnaden angenommen und zum Verkündiger des Evangeliums berufen. Er dankte für alle Liebe und alles Gute, das er von meiner Frau und von mir auf der Missionsstation genießen durfte, alles was er auf Chrischona lernen durfte, und endete seinen Brief, seiner Freude Ausdruck gebend, daß es im Himmel ein Wiedersehen gibt. Er freute sich besonders darüber, daß es der Herr so fügte, daß vor Samanis Tod dessen Geschwister und nahe Verwandte alle sich zum Herrn Jesu bekehrt hatten. Er berichtet noch mit Jubilieren, daß sein eigener Onkel, der ihn auferzogen, aber einstens am Tag vor seiner Taufe noch grausam mißhandelt hatte, nun mit seiner ganzen Familie zum Glauben an Jesum gekommen und getauft worden war.

Agasche hatte einen pockenkranken Proselyten besucht, wurde angesteckt und starb unerwartet schnell im kräftigsten Alter.

Wie Samani, war auch er bei Christen und Falascha hochgeachtet. Wie Samani ließen die Priester in Asseso auch Agasches sterbliche Hülle in dem Mausoleum der Kirche beisetzen.

Das war eine außerordentliche Ehrung für diese Zeugen des Evangeliums aus den Falaschas.

Sanbatu, der jüngere Bruder Samanis, schrieb im Jahre 1879 in bezug auf diesen Verlust: „Der schnelle Tod unseres Bruders Agasche geht mir immer noch sehr nahe. Er starb an den Pocken, und hat vor seinem Sterben immer nach meinem Bruder Samani gerufen: „Mein Bruder Samani, warte, ich komme auch, laß uns miteinander gehn."

Auf deutliche Segensspuren, welche das leider nur zu kurze Leben und Zeugnis dieser treuen Diener Jesu in Asseso und anderwärts zurückgelassen, weisen noch folgende Mitteilungen aus Sanbatus Brief: „In Assesо sind sehr viele Leute unter Falaschas und Christen dem Evangelium offen; selbst die christliche Priesterschaft fühlt sich durch unsere evangelische Lehre zu uns hingezogen. Das kann auch von den in Dschenda wohnenden gesagt werden. Der Priester Schetie, Alaka Maquonen und Debtera Alame bringen alle ihre freie Zeit mit uns im Lesen und Besprechen des Wortes Gottes zu. In dem Dorfe Hanna, unweit von Dschenda, lebt ein christlicher Priester, ein frommer und geistlich gesinnter Mann. Er liebt die unserem Volk unverständliche äthiopische Sprache nicht. Alle Sonn- und Festtage versammelt er seine Gemeinde und liest ihnen das Wort Gottes in der ihnen verständlichen amharischen Sprache vor und erklärt ihnen das Gelesene. Männer und Frauen freuen sich, daß sie das Wort Gottes in ihrer Muttersprache hören. Sie sagen oft: Gott schenke Herrn Flad das ewige Leben dafür, daß er uns das Wort Gottes in unserer Muttersprache gebracht hat, so daß wir das Licht des Lebens sehen können! Der oben genannte Priester gebraucht seit langer Zeit in seinen Gottesdiensten das in unsere Sprache übersetzte englische Gebetbuch. Bei den Gebeten beobachtet er die Vorschriften des Niederknieens und Aufstehens, wie man es in der anglikanischen Kirche gewohnt ist. Es gibt jetzt überall viele Leute, die lesen gelernt haben, besonders in der Provinz Godscham sind viele durch das Lesen des

Wortes Gottes zur Umkehr zu Gott gekommen. — Unsere Schule wird fleißig besucht. Eine Mädchenschule wäre sehr angebracht, obwohl ich fürchte, daß es schwer halten wird, die Mädchen in die Schule zu bekommen. Denn, einmal werden sie von ihren Müttern frühe zur Arbeit angehalten, fürs andere werden sie früh verheiratet; fürs dritte aber fürchten deren Mütter, wenn ihre Töchter lesen und schreiben gelernt, würden sie keine Männer bekommen, da kein junger Mann eine Frau heiraten werde, die mehr gelernt hatte als er. Mit Br. Gobau lebte ich eine Woche in Asseso, bis er sich eingewöhnt hatte. Nach Vater Flad sehnen wir uns alle sehr. Viele sagen: „Nur noch einmal möchte ich ihn sehen und mit ihm von Mund zu Munde reden, und dann gerne sterben".

Noch einen Brief möchte ich einfügen, er stammt auch aus dem Jahre 1879, und ist geschrieben von Debtera Alame, den ich mit einem andern in Dagusa als Lehrer und Evangelist angestellt hatte. Dieser ist nie außerhalb seines Landes gewesen. Er schrieb:

„Unser Herr Jesus Christus, der nicht den Tod des Sünders will, hat sich meiner erbarmt, und mich gewaschen von meinen Sünden. Vom fernen Europa hat er Missionare, erfüllt mit dem heiligen Geist, zu uns gesandt, welche uns in seinem Wort, im Alten und Neuen Testament unterrichteten. Die Gefahren und Entbehrungen der langen, gefährlichen Reisen zu Wasser, in Wüsten und Wildnissen haben Sie ertragen, um uns Äthiopier zum Lichte des neuen Bundes zu führen. O, wie viel Dank schulde ich Ihnen! Da ich früher noch als Jude in Dagusa wohnte, kamen Sie mit vielen Bibeln, Testamenten, biblischen Geschichten und Traktaten nach Matammah (1870).

Christus und das Neue Testament waren mir völlig unbekannt. Als ich die kleinen Büchlein (Traktate) durchforschte, und anfing, das Neue Testament zu lesen, kam ich in einen mächtigen innern Kampf. Meine Sünden waren mir aufgedeckt, Tod, Gericht und Verdammnis standen mir Tag und Nacht vor

meiner Seele. Ich hatte große innere Unruhe und Qual. Ich war überzeugt, Jesus ist der Erlöser, ohne ihn kann keiner selig werden; und doch als Jude haßte ich Ihn, und verachtete Ihn von Jugend auf. Ich war ein unglücklicher, umhergetriebener Mensch. Zwei Jahre lang dauerte dieser Kampf in mir. Gott trug mich in Geduld und führte mich auf den Weg des Lebens, daß ich Jesum als meinen Heiland erkannte und im Glauben ergreifen konnte. Ich reiste nach Dschenda zu Debtera Beru und den andern Gläubigen, von denen ich bisher nur gehört hatte, die ich aber nicht persönlich kannte. Debtera Beru gab sich viele Mühe. Mit großer Liebe redeten er und die übrigen Proselyten mit mir von ihrem Glauben, wie er in der heiligen Schrift begründet ist. Auch jetzt noch disputierte ich mit ihnen sehr hartnäckig. Zuletzt wurde ich von Debtera Beru, der in der Wahrheit und im Glauben aufgewachsen ist, aus dem Alten und Neuen Testament überzeugt, daß in Christo allein Seligkeit zu finden sei, wie auch Paulus lehrt: „Aus Gnaden seid ihr selig geworden durch den Glauben an Christum Jesum, und nicht durch des Gesetzes Werke". Dieses erkennend, übergab ich mein Herz meinem Herrn und sagte zu ihm: „O, Herr, leite mein Herz nach Deinem Wohlgefallen auf den Weg, der zum Leben führt!"

XVII.

Meine 7. Reise nach Abessinien. 1880.

Nach den eingelaufenen Briefen aus Abessinien zu urteilen, war es notwendig, daß ich eine Reise an die Westgrenze Abessiniens unternahm. Mein Komitee gab seine Einwilligung und die Mittel; sie sahen das Bedürfnis einer Konferenz mit den Angestellten ein. Diese sollten auch wieder mit Büchern und Traktaten versorgt werden. Zu diesem Zweck ließ ich aus London 500 Bibeln und 1000 Neue Testamente schicken, welche mir die Bibelgesellschaft unentgeltlich zustellte, und auch die Transport-

kosten zahlte. Von Korntal aus schickte ich 10 000 Schulbücher und Traktate. Alle diese Bücher gingen voran nach Suez.

Am 12. Oktober verabschiedete ich mich im Betsaal von der Gemeinde Korntal und meinen lieben Angehörigen. Herr Maier sagte sehr bewegt das Lied vor: „Süß ist's für ein irdisch Leben, Erdengut, Leib und Blut, Jesu hinzugeben".

Meine Reise ging über Triest, Alexandrien, Kairo, Suez, Dschidda, Suakin. In Alexandrien besorgte ich die nötigen Einkäufe für die Wüstenreise und ließ mir auch einen Firman, d. h. Empfehlungsschreiben, von der ägyptischen Regierung an ihre Beamte im Sudan geben. Ich hatte auch eine Audienz beim Vizekönig, Ismael Pascha, der sehr gnädig und freundlich war. Als ich ihm die Summe zurückgeben wollte, welche mir 1876 vom Reisegeld übriggeblieben war, schenkte er mir dieselbe mit den Worten: „Du bist der erste Europäer, der uns Geld geben will, alle andern sagen h a a t", d. h. gib mir.

Mit einem ägyptischen Dampfer fuhr ich von Suez über Dschidda nach Suakin, wo ich mit all meinen vielen Kisten am 27. November 1880 ankam. Da wir viele Mekkapilger an Bord hatten, mußte unser Schiff 48 Stunden Quarantäne halten. Die Pilger wurden abends vom Schiff auf eine Insel gebracht, wo sie 4 Tage Quarantäne halten mußten. Unter den Pilgern befand sich ein vornehmer, angesehener Schech, der von den Mohammedanern wie ein Heiliger verehrt wurde. Alle Großen der Stadt kamen, ihn zu begrüßen und ihn, sowie die andern Pilger mit Nahrung zu versorgen. Am Abend kamen Gobau, einer unserer Arbeiter, und der Bote David in einem Kahn, um mich zu begrüßen.

Ich lasse nun meine Tagebuchaufzeichnungen folgen:

29. November. Quarantäne wurde aufgehoben, unser Schiff konnte in den Hafen einfahren. Herr Braun, ein Rheinländer, und Gobau kamen ans Schiff; Herr Braun lud mich ein, sein Gast zu sein, was ich dankbar annahm. Nachmittags besuchte

ich den Wakil (Stellvertreter), da Ali Pascha, der Gouverneur, in Massaua ist. Er versprach, Kamele für mich zu besorgen.

Suakin, eine Insel, hat sich in den letzten 10 Jahren bedeutend verändert. An Stelle der alten Strohhütten stehen prächtige, zweistöckige Häuser; es gibt jetzt gute reine Straßen, Kaffees und Hotels. Abends ließ ich mir von Gobau und David aus Abessinien erzählen. Gobau war auf seiner Reise nach Massaua von Ras Alula in Ketten gelegt worden, weil er ihn für einen Spion hielt. Durch W. Schimpers Fürsprache wurde er nach schweren Hungertagen auf freien Fuß gesetzt. Die Berichte, die er mir geben konnte, waren nicht erfreulich. Große Unsicherheit im ganzen Land, Krieg und Blutvergießen, und bei unsern Missionsarbeitern manches Erschlaffen.

30. November. Besuchte den Wakil und ließ ihn meinen Firman lesen, vor dem er großen Respekt hatte; er versprach mir in Bälde Kamele und gab mir einen Soldaten, der mich ins Zollhaus begleiten sollte, und Befehl hatte, alle meine Kisten zollfrei und ohne sie zu öffnen, passieren zu lassen. Das war eine große Vergünstigung.

Schech Hedmaan, der die Kamele besorgen sollte, kam auch herbei und versprach alles. Der Wakil bemerkte zu ihm: „dieser Herr Efendi Flad, ist ein Freund unseres großen Herrn Tewfik Pascha in Kairo; den müssen wir gut bedienen, sonst geht es uns an den Kragen“.

1. Dezember 1880. Frühmorgens kam der Wakil mit Schech Hedmaan. Die Kamelsmiete bis Kassala wurde pro Kamel auf 6 Maria-Theresia-Taler festgesetzt; morgen sollen die Kamele kommen und übermorgen soll's weitergehen. Der Mohammedaner verspricht viel, lügen ist keine Sünde. Ein Abessinier kam und kaufte sich für 1 Taler einen Psalter, er hatte eine unbeschreibliche Freude über das Neue Testament, das ich ihm gab. Ich habe mich den Tag über furchtbar abgemüht, um alles Gepäck in Ordnung zu bringen.

3. Dezember. Weder gestern noch vorgestern kamen Kamele.

Jeden Morgen werde ich vertröstet mit „Inschallah bukra!" d. h. so Gott will morgen! Da heißt es, Geduld ist euch not! Ich machte einen Gang durch die kleine Stadt auf der Insel. Wie einfach doch die Leute hier leben! Wie genügsam sie sind! Die Geschäfte sind alle offen an der Straße, Metzger, Bäcker, Schreiner, Klein- und Großhändler, Waffenschmiede, Schneider, Schreiber, Amulettenfabrikanten, alles findet man neben einander in bester Harmonie, Reinlichkeit findet man aber nirgends; Ekel kennt der Orientale nicht. Da zieht eine Karawane von vielen Kamelen durch die Straße, um die kaufmännische Ware, mit der sie schwer beladen ist, nach Berber zu tragen. Seitdem die Dampfschiffe in Suakin landen, geht der Hauptverkehr mit Kartum und dem weißen Nil über Suakin. Hunderte von Kamelen kommen wöchentlich an und gehen. Sie bringen Elfenbein, Gummi, Wachs, Straußenfedern, Kaffee, Häute, Gold usw. und nehmen zurück Baumwolle und Seidenstoffe, Teppiche, Glasperlen, Arm- und Fußspangen, Tarbusche, Branntwein, Wein und Bier.

4. Dezember. In den vergangenen Nächten hatten wir sehr viel Regen. Der Wakil kam schon in der Frühe, tat sein möglichstes, um mich fortzubekommen. Nachmittags 3 Uhr brachten die Soldaten 11 Kamele, die andern 11 kommen erst morgen, sagte ein Hadendoa. Unter strömendem Regen trugen wir die Kisten zusammen, bedeckten sie mit Matten; ich mußte alles im Freien dem Schutze Gottes überlassen.

5. Dezember, Sonntag. Aus Sorge für meine vielen Kisten im Freien und Sorge für Abessinien hatte ich vergangene Nacht wenig geschlafen. Die heutige Losung tröstete mich: „Alles was der Herr will, das tut Er, im Himmel und auf Erden, im Meer und in allen Tiefen". Ps. 135, V. 6.

Ei so laß denn deine Sachen deinen Schöpfer ferner machen;
Endlich siehst du mit Bedacht, Er hat alles wohl gemacht!

So will ich die Verzögerung der Abreise auch aus seiner Hand annehmen. Der Wakil kam in der Frühe, als wir Kaffee

tranken, bat um Entschuldigung und versicherte, die Verzögerung sei nicht seine, sondern des Schech Hedmaans Schuld. Ich sagte ihm: „Ich weiß, du bist ein guter Mann und hast keine Schuld, ich nehme die Verzögerung aus Gottes Hand. Alles dient zu meinem Besten". — „Welch ein frommer Mann das ist!" rief er aus; mir versichernd, daß ich morgen reisen werde, ging er und rief im Gehen: „Gott ist groß, Gott ist barmherzig, Gott macht alles!"

6. Dezember. Um 12 Uhr verließ ich mit 23 beladenen Kamelen Suakin. Wir reisten bis 6 Uhr abends in der Ebene, in südlicher Richtung. Im Osten das Meer, im Westen das Gebirge, kahl und von der Sonne schwarzgebrannt. Meine zehn Kamelstreiber samt ihrem Schech sind lauter Hadendoa, ziemlich brauner Hautfarbe, mittelgroß, genügsam, sehr besorgt für ihre Kamele und gegen mich dienstfertig, für Liebe und Freundlichkeit empfänglich. Sie brachten Wasser und Holz.

7. Dezember. Diesen Morgen war ein reichlicher Tau gefallen. Wir ritten von 8 bis 11 Uhr, machten Mittag und setzten die Reise von 2 bis 6 Uhr fort. Wir befinden uns nun in der Wüste. Ringsum Sand und über uns ein wolkenloser Himmel.

8. Dezember. Heute gute Märsche von 8 bis 1 Uhr und von 4 bis 10 Uhr. Gottlob kein Regen. Von dem Kamelsreiten fühle ich mich am ganzen Leibe wie zerbrochen. Alles tut mir weh. Gobau und David klagen dasselbe.

9. Dezember. Heute reisten wir in südwestlicher Richtung, zwischen Bergen, dem Fluß Langeb zu. Wir passierten große Viehherden; ich kaufte 1 Schaf für 1 Taler, ließ es die Kamelstreiber schlachten und gab ihnen die größere Hälfte. Welche Freude! Welche Dankbarkeit! Das Eingeweide, ohne es zu reinigen, kochten sie und verzehrten es mit Lust, obgleich ihnen der Saft auf beiden Seiten herunterlief. Ein mohammedanischer Fakir hat sich unserer Karawane angeschlossen. Er war nachts sehr wachsam. Vergangene Nacht hielten die Kamelstreiber

strenge Wacht aus Furcht vor Dieben, die kommen und ihre Kamele stehlen. Ich ließ mich nicht ängstigen, sagte: „Gott ist mit mir, Er hält die Diebe fern!“ Heute ritten wir durch baumreiche Täler mit viel Gestrüpp, es gab auch viel Futter für unsere Kamele.

10. Dezember. Von 9 Uhr ging's in einem fort bis 3 Uhr. Mir ist's ordentlich schwach geworden, denn ich hatte in der Frühe nichts als eine Tasse schwarzen Kaffee und einen Schiffszwieback zu mir genommen, ein Fasttag, wie es in der Wüste viele gibt. — Unsere Kamelsleute gingen ins Gebirge, um ihre Kamele zu tränken und unsere Wasserschläuche zu füllen. Bisher hatten wir kein gutes Wasser. Abends gingen etliche Hadendoa auf ihren Kamelen in ihre Heimat, um Proviant zu holen. Die Nacht war windig und kalt, so daß ich einen regelrechten Katarrh bekam. Gobau und David klagten über Zerbrochenheit in allen Gliedern. Wir haben heute die Wasserscheide passiert. Von hier ab fließt das Wasser in den Nil, d. h. nur zur Regenzeit. Wie arm ist doch dieses Land und Volk! Soldaten, welche die Telegraphenstangen zu hüten haben, kamen und baten um etwas Tabak. Die erfüllen eine nicht beneidenswerte Aufgabe!

11. Dezember. Wir litten heute alle unter der Kälte; der Himmel war bewölkt, und ein kalter Nordwind heulte Tag und Nacht. Der Weg war steinig, keine Vegetation. Die Kamelstreiber erfroren beinahe. Abends lagerten wir in einem tiefen Flußbett, das uns gegen den Wind schützte. Wir wurden aber während der Nacht beinahe vom Flugsande begraben. Mund, Nase, Ohren, alles voll Flugsand; Suppe, Kaffee, alles voll Sand. Gobau erkrankte. Ich selbst verkam beinahe im Schmutz und durch den Flugsand, der überall eindrang. In unserer Nähe standen Hadendoazelte. Welch armes Leben diese Leute haben! Sie bekennen sich zum Islam, sind aber total unwissend.

In den folgenden Tagen dauerte dasselbe kalte stürmische Wetter an. Es war finster und wurde einem öde von innen und

außen. Der Wind wehte so heftig, daß die Kamele mit ihren schweren Lasten nur schwer vorwärts kamen.

Losung und Lehrtext waren meine Tröster. David erzählte mir von einem abessinischen Debtera, welcher zu ihm sagte: „Die Bibel ist Gottes Wort, darnach lebe ich, denn nach der Bibel werden wir gerichtet werden. Die, welche nach der Bibel leben, werden sich im Himmel wieder sehen, die andern gehen in die ewige Pein."

16. Dezember. Unser Führer ging zu seiner Wohnung, d. h. in sein Zeltlager, er kam erst nachmittags zurück, brachte aber Proviant mit. Die Hadendoa machten Mäusejagd, es gab deren in jener Gegend viele. Mir verging der Appetit am Essen, als ich sah, wie sie mir gegenüber die Mäuse samt Haut und Haaren rösteten, und, wie unsereiner einen gebratenen Apfel ißt, mit Genuß ihre Mäuse verspeisten. Ein Hadendoa, der drei Stück nacheinander verzehrt hatte, versicherte mir, das sei das allersüßeste Fleisch, ein wahrer Leckerbissen. Von 2 bis 7 Uhr abends reisten wir und diesmal ging's vorwärts. Gegend Abend zeigten sich auf den Bergen rechts Menschengestalten. Unser Führer kam und machte mich auf dieselben aufmerksam und sagte: „Harami!" (Diebe, Räuber). „Die kommen heute nacht und schneiden uns den Hals ab". (Man nennt die Hadendoa allgemein Halsabschneider.) Ich sagte ihm: „Ja, ich weiß, es sind Harami, aber ich fürchte mich nicht. Gott ist mit mir. Ich rede mit ihm, wenn ich aufstehe, und wenn ich mich niederlege, ja wenn ich so auf dem Kamel dahinreite, rede ich viel mit Allah". Der Führer: „Bist Du ein Heiliger?" „Nein, aber einer, der Allah liebt, und viel mit Ihm redet". Er: „So bist Du ein Habib Allah?" (Freund Gottes.) „Ja, das bin ich". — Er ging zu den Kamelstreibern und sagte: „Fürchtet euch nicht, unser Herr ist ein Habib Allah, er fürchtet sich nicht vor den Harami, und ich auch nicht mehr". — Um 5 Uhr ließ ich auf einem freien, offenen Platz Lager machen, befahl, daß viel Holz zu Wachtfeuer herbeigeschafft werde und die Kamele gut gefüttert

werden. Dann legte ich mich schlafen, und sagte zu Gobau, er solle mich wecken, sobald der Diener das Nachtessen gekocht habe. Um 10 Uhr wurde ich geweckt. Wir hatten eine Mondfinsternis. Meine Hadendoas nahmen das als ein schlimmes Vorzeichen für uns; $^3/_4$ Stunde war der Mond verdeckt und es war finster; dann wurde er nach und nach wieder silberhell und schön.

Nachdem ich meinen Reis gegessen und 1 Tasse Tee getrunken hatte, rief ich den Führer, befahl ihm und sämtlichen Kamelstreibern, sich schlafen zu legen, ich wolle diese Nacht die Wache halten. Ungern willigte er ein, gehorchte aber schließlich doch meinem Befehl. Nach $10^1/_2$ Uhr schlief alles. Ich hielt meine Abendandacht, befahl mich, meine Karawane, meine Lieben zu Hause dem Schutze des Allmächtigen, des Hüters Israel, der nicht schläft noch schlummert. Ich unterhielt das Feuer mit Holzstämmen. Alles war ruhig bis 2 Uhr. Da hörte ich Stimmen, ich hörte, wie Männer miteinander redeten, sich Signale gaben und sich unserem Lager näherten. Ich war im Zweifel, ob ich meine Leute wecken sollte oder nicht. Ich tat es nicht, feuerte aber meinen Revolver in der Richtung ab, in der die Stimmen hörbar waren. Trotz der 6 Schüsse wachte keiner meiner Leute auf. Ich konnte nur noch beten und zu Gott schreien. Ich horchte. Es war alles still, endlich hörte ich reden, Signale geben, und die Harami entfernten sich. Die Hadendoa, wie überhaupt alle Bewohner des Sudans, dürfen keine Feuerwaffen tragen, und haben deshalb großen Respekt vor denselben.

Als der Tag graute, weckte ich meine Kamelsleute, und erzählte dem Führer, was sich in der Nacht zugetragen hatte. Er hörte mit Verwunderung zu und sagte: „Fürwahr, du bist ein Habib Allah“ (Freund Gottes).

Als wir kurze Zeit nachher in Kassala waren, brachte ein Bote dem Mudir die Nachricht, daß eine Karawane, die zwei Tagereisen hinter mir reiste, ausgeraubt und sämtliche Männer

bis auf zwei ermordet worden waren. Ohne Zweifel waren es dieselben, welche uns überfallen wollten.

18. Dezember. Die Kamele waren müde, es ging langsam vorwärts, das Futter war schlecht und die Last 4—6 Zentner. Das Kamel ist doch ein wunderbares Tier, ganz für die Wüste und seine Bewohner geschaffen, hat wenig Bedürfnisse, ist ausdauernd und gutartig. Wir passierten einen großen, umfangreichen, knorrigen Baum. Jeder der Kamelstreiber warf zwei Steine an den Stamm, unser Führer einen, und jeder murmelte dabei einen Spruch; der Führer stieß noch mit Wucht seinen Spieß in einen der Äste. Auf mein Befragen wurde mir gesagt, das sei, damit ihnen kein Löwe noch sonst ein böses Tier etwas schade. Ich sagte ihnen: „Ihr armen Leute habt Gott nicht für euch, darum seid ihr so abergläubisch. Wer Gott hat, braucht sich nicht zu fürchten. Mit mir ist Gott, geoffenbart in seinem Sohne Jesus, der alle, die an Ihn glauben, von der Sünde, vom Teufel, Tod, Hölle und Furcht erlöst hat. Wenn euch Allah nicht schützt, wie kann dieser leblose Baum euch schützen?" Der Führer war etwas verlegen und sagte: „Du hast Recht".

19. Dezember, Sonntag. O, du Sonne, Jesus Christus, beleuchte und erleuchte mich und meine Leute alle! Ich bedaure so, daß ich die Sprache der Hadendoa nicht rede, um ihnen das Evangelium zu predigen. Arabisch versteht nur der Führer, und auch dieser nur wenig. Ich hoffte, wir würden heute Kassala erreichen. Die Berge in Kassalas Nähe sahen wir schon vorgestern. Unser Führer vertröstete mich mit „Inscha Allah bukra!" (So Gott will morgen.) Wir sind auf Hungerkur gesetzt, da unsere Vorräte zu Ende gehen. Zwei furunkelartige Geschwüre am rechten Fuß haben mir viel Schmerzen verursacht, und dabei saß ich auf dem Kamel, von 7—1 Uhr und von 3—7 Uhr. David und Beschir, der Koch, denen der Ritt auch lang wurde, schliefen ein und fielen von ihren Kamelen.

Heutige Losung: „Mein Herz ist fröhlich in dem Herrn,

meinem Gott, denn ich freue mich deines Heils". Wie kann ich in der Wildnis, auf dem Kamel, mit schlechtem Wasser, ungenügender Kost und Schmerzen fröhlich sein? Darum, daß Er mein ist und ich sein. Er macht Heilsbrunnen in der Wüste. Seine Inwohnung allein macht das Herz fröhlich, weil Er das Leben ist. Ich freue mich, daß Gottes Sohn auf des Vaters Thron mein Heiland und Erlöser ist. Die Freude am Herrn ist meine Stärke.

21. Dezember. Gestern abend 9 Uhr kamen wir vor den Mauern der Stadt Kassala an. Dies ist die Hauptstadt der Provinz Taka und Regierungssitz. Von einem Griechen kaufte ich gleich etliche Brote und einen Schlauch Wasser. Wir mußten außerhalb der Stadt mit den Hyänen unter freiem Himmel übernachten. Die Nacht war kalt, meine zwei Furunkel verursachten große Schmerzen, die noch einige Tage andauerten. Nach dreistündigem Suchen fand ich ein Haus, welches ich bis zu meiner Weiterreise mietete. Da konnte ich auch die nötigen warmen Umschläge machen, endlich gingen die Geschwüre auf, das Fieber verließ mich, Schlaf und Appetit kamen wieder, doch mußte ich das Zimmer hüten. Gobau hatte viel zu laufen wegen unserer Kamelsleute vor dem Tor. Die Soldaten wollten ihnen ihre Kamele wegnehmen. Es wurden neue Kamele für die Weiterreise nach Metammah gemietet.

27. Dezember. Abreise von Kassala. Der Mudir zeigte sich sehr freundlich und besorgt um mich; ich hatte ihn gleich bei unserer Ankunft in Kassala besucht.

Die folgenden Tage waren harte Reisetage durch Atmur bis Hassab Allah, wir wurden in der Nacht durch Löwen und andere wilde Tiere geängstigt. Einigemal benutzten wir zum Übernachten die Seriba, öffentliche Herberge. Das waren schauerliche Nächte, ein Schmutz und Gestank, nicht zu beschreiben. An einzelnen Orten benutzten alle Reisenden dieselben, um gegen wilde Tiere und Räuber geschützt zu sein. Als ich einmal müde und niedergeschlagen war, tröstete ich mich mit dem Vers:

Gott hat in Christo mich erwählt und meines Hauptes Haar gezählt,
Er ist's, der meine Schritte mißt, der selbst mein Leiden abgewogen
Und dessen Führung nie betrogen; der meiner ewig nie vergißt.

Am 31. Dezember überschritten wir den Atbara (blauen Nil), der $2^1/_2$ Fuß tief Wasser hatte. Ich gönnte mir ein herrliches Bad, mußte aber der Krokodile halber, deren es viele im Atbara gibt, drei Männer als Wache aufstellen. Welche Erquickung und Erfrischung nach all dem Wüstensand und Hitze!

1. Januar 1881. Gnade sei mit uns, und Friede, von dem der da ist und der da war und der da kommt. Offenb. 1, 4. Im Frieden Jesu Christi, der unsre Freude ist, wohnen unsre Lieben. Seid inniglich gegrüßt über'm Weltmeer drüben! Jesu Angesicht und sein Gnadenlicht bleib auf uns gericht!

Bei großer Hitze heute ein sehr anstrengender Ritt, von 6 Uhr in der Frühe bis 2 Uhr, und mit leerem Magen. Bald ging's weiter, erst um 6 Uhr lagerten wir in der Nähe des Dorfes Tomat am Atbara. Hier gab's viel Wild, auch Perlhühner, fruchtbares Land, Durrahanpflanzungen, Gummibaumwälder, auch Baumwolle wird hier viel gepflanzt. Wir begegneten hunderten von Kamelen, beladen mit Durrah, Kaffee, Gummi usw. Sie kamen von Gedarif, der Kornkammer Kassalas.

Meine neuen Kamelsleute sind Schukaris, bekannt als Leute, denen man nichts glauben darf. Ich frug unsern Führer Rabach, ob er wisse, wer der Vater der Lügen sei? Antwort: „Wie kann ich das wissen?" — „Der Vater der Lügen ist der Teufel". Er: „Ist das möglich?" Dann hielt ich ihm und den andern Kamelstreibern eine Rede über Gott, der die Wahrheit ist und seine Kinder, den Vater der Lügen und seine Kinder. Dann über den Erlöser, Jesus el Messiach.

3. Januar. Tomat, eine bedeutende Stadt mit viel Handel, auch einer großen mohammedanischen Schule. Dem Scheich der-

selben schenkte ich eine arabische Bibel, welche ihm große Freude machte. Er schenkte mir ein Schaf und schickte uns ein Mittagessen. Ein Abessinier kaufte einen Psalter und erhielt ein Neues Testament, worüber er große Freude bezeugte. Er ist aus der Provinz Walkeit und ein aufgeweckter Mann. Auf dem Markt konnten wir uns mit manchen Lebensmitteln versorgen. Um 2 Uhr wurde weitergereist bis 9 Uhr; die Kamele gingen langsam. In einem Dorf wurde Lager gemacht. Der Schech sandte uns ein Nachtessen, bestehend aus Lukma (gekochtes Durrahmehl), Bananensauce und Kamelsfleisch. Es mundete vorzüglich. Hunger ist der beste Koch. Es wurde auch Milch gebracht, die aber ungenießbar war. Dem Schech gab ich eine Schere, die ihm große Freude machte. Am folgenden Tag reisten wir durch fruchtbare Felder und weite Gummibaumwälder von $^1/_2$7 Uhr bis abends 8 Uhr; es war ein heißer, ermüdender Tagesmarsch.

5. Januar. Nach kalter Nacht, schon um 6 Uhr aufgebrochen, nachts 9 Uhr Doka erreicht. In Wold el Mas machten wir Mittag; ich ließ jedem Kamel für $^1/_2$ Taler Durrah und deren Eigentümern für $^1/_2$ Taler ein Mittagessen geben.

6. Januar, Rasttag. Sin Effendi, der Gouverneur der Provinz Doka besuchte mich in der Frühe. Ein freundlicher, gefälliger, seiner Würde sich bewußter Beamte. Ich gab ihm einen Sonnenschirm und andere Kleinigkeiten als Geschenk. Er sandte mir ein Schaf und Mittag- und Nachtessen. Zwei Griechen besuchten mich. Diese Wein- und Branntweinhändler fand ich überall.

7. Januar. Mein Geburtstag, 50 Jahre alt.

Ach, ja, wenn ich überlege, mit was Lieb' und Gütigkeit
Du durch so viel Wunderwege mich geführt die Lebenszeit,
So weiß ich kein Ziel zu finden, noch die Tiefen zu ergründen,
Tausend, tausendmal sei Dir, großer König, Dank dafür.

Um 9 Uhr abgereist, erreichten wir um 2 Uhr das Dorf Derwisch; es hat seinen Namen von den vielen Derwischen,

mohammedanischen Gelehrten und Heiligen, die hier wohnen und geschult werden. Abends und die halbe Nacht hindurch verrichten sie ihre Gebete und führten ihre Tänze auf. Armes Volk, das nichts von Jesus weiß, noch wissen will! Ich besuchte den Schech der Schule. Er war sehr stolz, und sah auf mich, den Christenhund, mit Verachtung. Konnte nichts mit ihm reden, er war verschlossen und finster. Wir setzten unsere Reise bis 9 Uhr abends fort. O, wie heiß war dieser Tag! Ich fühlte mich müde und matt, es ist oft auch, als wollte alles göttliche Leben in mir verdorren. Diese afrikanische Sonnenglut, diese Atmosphäre, und die Geister, die in der Luft herrschen!

8. Januar. Da ich hoffte, Metammah bis Mittag zu erreichen, sandte ich Gobau mit einem Soldaten voraus, um Wohnung für uns zu suchen. Die Kamele warfen mehrmals Kisten ab, so machte ich die Mittagsrast an einem herrlichen Bächlein unter schattigen Bäumen. Welch ein Segen, solch klares, kühles Wasser! Ich nahm zwei Gerbe (Schläuche) voll mit nach Metammah, das wir abends 5 Uhr erreichten.

Wie dankbar stieg ich vom Kamel, nach der langen, gefahrvollen, beschwerlichen Reise. Die 21 mit Kisten beladenen Kamele machten großes Aufsehen in der Stadt. Man hielt mich für einen sehr reichen Mann, und bald kamen die Großen der Stadt, um mich willkommen zu heißen. Mohammed Bey, der Festungskommandant, ließ mich fragen, wie viele Kisten ich habe, und was deren Inhalt sei? „56“ war meine Antwort, „gefüllt mit heiligen Schriften für Abessinien; keine Waffen, kein Pulver, kein Branntwein“. Die Anwesenden ergötzten sich über meine kurze Antwort. Hernach ging ich selbst zum großen Mohammed Bey, ihn zu begrüßen, was ihm Freude machte. Er lud mich und Gobau zum luxuriösen Nachtessen, bei dem selbst ein gutes Glas Rotwein nicht fehlte. Er stellte viele Fragen über europäische Politik und anderes. Seine Familie wohnt in Kairo, und er selbst sehnt sich nach Ägypten zurück. Beim Mondschein begleitete er uns persönlich in unsere Woh-

nung. Diese hatte mir Schech Sahle Bey, als ich ihm bei meiner Ankunft mein Empfehlungsschreiben übersandte, anweisen lassen. Es war eines seiner Privathäuser, ein zweistöckiges, hübsch möbliertes Haus, auf demselben Hügel, auf dem ich vor 10 und 7 Jahren bei Hawage Josef wohnte.

Am folgenden Morgen kam Schech Sahle Bey, trank Kaffee mit mir und übergab mir noch persönlich sein schönes Haus, bemerkend: „Gordon Pascha und Ruof Pascha haben es vor Dir bewohnt; sei darin zu Hause. Weißt Du, der Hokum Dar hat einen langen Brief aus Kairo erhalten, in welchem Du uns aufs wärmste empfohlen wirst, als Freund unseres großen, gnädigen Herrn Tewfik Pascha".

Wie beschämt war ich! Tagelang sorgte ich mich ab, wo ich in Metammah Wohnung finden würde, denn es ist schwer, solche zu finden, und nun hatte Gott durch ein Empfehlungsschreiben aus Kairo aufs beste für mich gesorgt. Ich bewohne das schönste Haus der Stadt und habe Tag und Nacht militärische Wache vor dem Tor. Eine weniger erfreuliche Nachricht war, daß Briefe für mich über Kartum angekommen waren, aber wieder zurückgeschickt worden waren.

Gobau war gleich am ersten Tage unseres Aufenthalts in Metammah unter den Abessiniern, und brachte mir die Nachricht, König Johannes habe seinen Untertanen bei Todesstrafe verboten, nach Metammah zu gehen. Deshalb seien bisher nur sehr wenige Kaufleute aus Abessinien angekommen.

10. Januar. Schech Sahle Bey kam, um mich zu begrüßen, und ihm folgte ein gutes Mittagsmahl. Wir speisten zusammen, alles mit Adamsgabel. Ein ganzer Naturmensch, aber gutmütig und wohltätig gegen Arme. Er regiert die Provinz Galabat und stammt aus Darfur, wo er die Schule besuchte. Er ist kein Freund des Königs Johannes, und sagte mir ins Ohr: „Wenn man Dir sagt, König Johannes kommt mit seinen Soldaten, glaubs nicht. Ich weiß es gewiß, er kommt nicht. Meine Leute befinden sich in seinem Lager" (Spione oder Boten?!).

Die Sache verhielt sich so: Weil Metammah keine Abgaben mehr an Abessinien entrichtete, fürchtete man einen Überfall der Abessinier. Das Verbot des Königs Johannes, es sollen keine Abessinier nach Metammah gehen, ist ein Racheakt des Königs Johannes. Er will dadurch den Markt und die Einnahmen der ägyptischen Regierung schädigen.

13. Januar. Habe den Boten Fanta David mit Briefen nach Abessinien an die Brüder, an den König und den Abuna (Erzbischof) geschickt.

Alle diese Tage bekam ich Besuche von Abessinien, mit denen ich Gottes Wort las und lange Unterredungen hatte. Auch ein Proselyt aus der Provinz Tschanker kam; 4 Stunden lang konnte ich all diesen Leuten das Evangelium frei predigen.

18. Januar. Sahle Bey besucht mich jeden zweiten Tag. Heute ließ er ein ganzes Schaf, gefüllt mit Reis und Rosinen und gut gebraten auftragen. Seine Großen, die ihn begleiteten, speisten mit.

Vor- und nachmittags hatte ich viele Abessinier zu Besuch, darunter Leute, die nach Wahrheit forschen und selig zu werden suchen. Ein Debtera aus Gondar machte mir einen besonders guten Eindruck. Ich habe Psalter und Neue Testamente und viele andere amharische Bücher verkauft. Gobau hilft mir treulich bei der Arbeit, gestern erklärte er den beiden Tochtermännern des Sahle Bey das Herzbüchlein und biblische Bilderbuch. Dann kam der Schech selbst und ließ sich's auch erklären. Doch lehnt er das Christentum ab, der Mohammedanismus gewährt ihm mehr Freiheit fürs Fleisch.

Ein Amharer erzählte mir, Ras Adal soll gesagt haben: „Wenn du einem Tigreaner etwas schenkst, so gib's nicht mit deiner Hand, sondern binde es an einen Stock und reiche es ihm, sonst nimmt er mit deinem Geschenk deine Hand und ißt sie. Schlechter Charakter! Trau, schau, wem!

19. In der Frühe Besuch des Festungskommandanten Ali Mohammed Bey. Er frug nach einer Taschenuhr. Ich zeigte ihm

eine, die ich für unsere Lehrer mitgebracht hatte. Er bekundete sein Wohlgefallen daran, steckte sie ein und ging. Da er der Kommandant der Stadt ist, mußte ich zum bösen Spiel gute Miene machen.

Ich hatte heute Besuch von vielen Abessiniern, die alle um Bücher und Traktate baten; unter ihnen war ein Alaka aus Tschelga, ein Proselyt aus Thschanker und ein Falascha aus Symra. Wir hatten Gelegenheit, ihnen allen das Evangelium zu verkündigen. Der Falascha sagte: „Wir sind alle von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt, aber wir wollen keine Glieder der götzendienerischen abessinischen Kirche werden. Komm, bau eine Kirche, wir wollen alle Jesum als unsern Messias bekennen und uns taufen lassen." Er kennt Debtera Beru gut und hat schon viel mit ihm verkehrt. Die anwesenden abessinischen Christen wollten sich's nicht gefallen lassen, Götzendiener genannt zu werden. Ich überwies sie aber, daß ihre Verehrung der Heiligen, der Jungfrau Maria und des Tabots (Abendmahlstisch), vor dem jeder abessinische Christ niederfällt, nichts anderes sei als Götzendienst. — Abends kamen Mohammedaner, welche die biblischen Bilder sehen wollten. Gobau zeigte sie ihnen und erzählte dazu biblische Geschichten.

20. Januar. In der Frühe Besuch von einem Militärbeamten und dem Faki, dem mohammedanischen Geistlichen Metammahs. Diesem legte ich die Wichtigkeit einer Schule ans Herz. Er sah es ein, bemerkte aber: „Wer gibt das Geld dazu?" Dann frug er, ob bei uns die Priester Wein und Branntwein trinken? Mohammed habe es ihnen verboten. Ich: „Wein trinken unsere Priester, aber keinen Branntwein. Euch hat's Mohammed verboten, weil er euch kannte, ihr könnt euch mit wenig nicht begnügen, sondern sauft euch voll, wie ich das bei euch sehe. Trunkenheit verderbt jeden Menschen an Leib und Seele. Nicht der Gebrauch, sondern der Mißbrauch ist Sünde. Es gibt drei Schwestern in der Welt, wo die eine ist, vermißt man die beiden andern nie, und wo die zwei sind, findet man

die andere sicher.“ Wie heißen sie, rief der Faki. Gespannt sahen mich alle an. Nach einer Pause sagte ich: „Die eine heißt Fressen, die andere Saufen, die dritte Hurerei“. „Sacha, Sacha, Allah jirchem alina!“ (Wahrheit, Wahrheit, Gott sei uns gnädig!) sagte der Faki und ging.

Gegen Abend las ich mit etlichen Abessiniern, unter ihnen der intelligente Debtera aus Gondar, Röm. 3. 4. 5., 1. Joh. 1 und Offenb. 7 und erklärte ihnen. Ich hatte Freude an diesen Wahrheit suchenden Männern.

21. Januar. Sachle Bey besuchte mich und teilte mir mit, König Johannes habe sein Lager von Dabra Tabor aufgehoben und sei ostwärts gezogen. Zur Verstärkung kommen nun nach Metammah 3000 Mann mehr Militär, da man einen Überfall durch König Johannes befürchte. Er habe allen Verkehr mit Metammah bei Todesstrafe verboten, damit keine Nachricht hierher komme. — Ich habe auch mit Sachle Bey über den Nutzen einer Schule geredet. Er gab mir Recht, meinte aber, es sei jetzt noch nicht die geeignete Zeit. — Um 9 Uhr abends brannte ganz in unserer Nähe eine Soldatenhütte ab. Windstille rettete uns. Wir dankten Gott für gnädige Bewahrung.

22. Januar. Gestern abend um 10 Uhr entstand im innern Geheg, wo viele Frauen und Sklavinnen wohnen, ein furchtbarer Lärm und Geheul. — Eine Hyäne war durch den Zaun gebrochen und hatte einen 10 jährigen Jungen, der auf der Erde schlief, am Kopf gepackt und fortgeschleppt. Durch das Geschrei und Rennen der Leute ließ sie ihn fallen. Der arme Junge war furchtbar zugerichtet. Er hatte vier tiefe Wunden am Kopf und das eine Ohr war durchschlitzt. Es muß gut gehen, wenn er davonkommen soll. Oft sehe ich Leute ohne Nase und auf mein Befragen, woher das komme, antwortet man mir kaltblütig: „Die Hyäne hat sie weggebissen“. — Die Tokruri töten keine Hyäne, weil sie glauben, Geister Verstorbener hausen in den Hyänen, welche jeden töten, der eine Hyäne tötet. Mit Einbruch der Nacht kommen diese häßlichen Tiere in Scharen,

durchziehen die Straßen der Stadt, säubern sie von Kadavern und allem Unrat, und sind somit eine große Wohltat.

Gobau war heute im Abessinierdorf, drüben über dem Fluß. Er hörte, jener abessinische Priester, der in seiner Kirche den Gottesdienst in der dem Volk verständlichen amharischen Sprache gehalten, ihnen aus dem amharischen Neuen Testament vorgelesen und erklärt habe, sei dafür vom Oberhaupt der abessinischen Kirche gegeißelt, 1 Monat ins Gefängnis geworfen, in den Stock gelegt worden, und zuletzt noch mit dem Bannfluche bedroht worden, wenn er weiter in der amharischen Sprache seines Amtes walte. Die Priester und Mönche lehnen sich immer mehr auf gegen die amharische Bibel und alle meine Bücher. Sie wollen ihr Volk in der Unwissenheit erhalten, damit sie ihre Macht über deren Gewissen nicht verlieren. Ich verstehe nun, warum vorgestern der Jude aus Symra die Äußerung tat, er bezweifle sehr, ob König Johannes meine Bücher ins Land hineinlasse. In Tigre wurde voriges Jahr, im Einvernehmen mit König Johannes, von Ras Alula und Ras Wolde Michael ein Büchersturm vorgenommen. Alle amharischen Bücher, deren die Soldaten habhaft werden konnten, wurden verbrannt. Die meisten Leute haben aber ihre amharischen Bibeln und andere Bücher zeitig verstecken können und haben sie, als der Büchersturm vorüber war, aus dem Versteck hervorgeholt und weitergelesen. — Noch bleibt mir im Gedächtnis jenes Wort des Königs Johannes im Jahr 1874: „Wir sind eurer Bücher satt"; er meinte damit die ganze in amharischer Volkssprache durch die Mission geschaffene Literatur. Es bewahrheitet sich das Wort des Herrn: „Sie werden euch verfolgen um meines Namens willen"; wir aber sagen mit dem Apostel: „Uns ist bange, aber wir verzagen nicht".

Der Faki besuchte mich und dankte mir, daß ich mit Sahle Bey wegen Errichtung einer Schule geredet hatte. Er erbat sich eine Brille, da die seinige zerbrochen war. Debtera Negusie von Gondar kam mit folgenden Fragen: „Wie kam Deutschland

zur Reformation? Wie lehren die Protestanten übers hl. Abendmahl? Wie viele Naturen in Christo nehmet ihr an? Was lehrt ihr über Rechtfertigung und Heiligung?" Das gab Gelegenheit zu stundenlangem Aufschlagen von Schriftstellen, zum Erklären, und um ihm die reine evangelische Lehre beizubringen. Der Mann ist aufrichtig, denkt nach, ich habe ihn liebgewonnen. Der Proselyt aus Tschanker kam auch noch spät abends.

23. Januar. Den ganzen Vormittag mit einer Anzahl Abessinier das Neue Testament gelesen. Mittags kam Schech Sahle Bey und brachte vier Griechen mit. Wir speisten zusammen und abends wieder Unterredung mit Abessiniern.

24. Januar. Abessinier aus den fernen Provinzen Walkait und Armatschoho kamen zum Besuch, gab ihnen Bücher, und las und redete mit ihnen das Wort Gottes. Ein mohammedanischer Faki brachte eine Wassermelone und wünschte das Bilderbuch zu sehen. Das ist zum Stadtgespräche geworden. Am Samstag kamen fünf höhere Beamte, denen Gobau die Bilder zeigte und biblische Geschichten erzählte.

Thermometerstand am 24. Januar 1881: um 10 Uhr morgens 23 ° R. 12 Uhr 26 ° R. 2 Uhr nachmittags 27 ° R. 3 Uhr 28 ° R. 5 Uhr $26^1/_2$ ° R. 9 Uhr 21 ° R. 10 Uhr abends 19 ° R. 12 Uhr mitternacht 15 ° R. 3 Uhr nachts 13 ° R. 6 Uhr morgens 11 ° R.

28. Januar. Zauberei und Aberglaube sind unter den Eingeborenen hier sehr eingebürgert. Alle tragen eine Menge Amulette. Schech Sahle Bey frug, ob ich gar keine Amulette trage, er selbst hatte 15 um den Hals hängen gegen allerlei Schäden und Krankheiten, eines sogar gegen Feuersbrunst. Er behauptet, sein Haus werde nie verbrennen. Ich sagte, ich besitze auch nicht eines; aber ich habe meinen Heiland im Herzen, stehe Tag und Nacht unter seinem Schutz und glaube fest, daß von meinem Haupte kein Haar ohne Gottes Willen herabfalle. — „Du bist besser daran als ich", sagte er, „aber wir

können ohne diese Dinger nicht sein, dazu kosten sie uns noch viel Geld."

Vergangene Nacht starb eine der vielen Frauen des Schech Sahle Bey. Das Begräbnis fand um 10 Uhr statt. Als die Menge vom Begräbnisort zurückkam, wurden drei Ochsen geschlachtet, und der Schech speiste alle seine Gäste und eine Menge Arme, die dazukamen. 7 Tage lang währte die Gasterei. Der Schech schien mir nicht besonders traurig gestimmt zu sein; die Vielweiberei stumpft alle edlen menschlichen Gefühle ab. Ist eine Kerze abgebrannt, dann steckt man eine andere an. Mit Recht sagte Tewfik Pascha, Vizekönig von Ägypten, einmal zu mir: „Der Ruin des Staates und das Verderben des Familienlebens ist die Vielweiberei".

29. Januar. Schech Sahle Bey speiste mit mir. Ich redete mit ihm über Tod und Gericht. Dabei lernte ich die Anschauung der Tokruri hierüber kennen. Schech Sahle Bey sagte folgendes: „Vom Abscheiden bis zur Beerdigung befindet sich die Seele bei Gott. Sowie der Leib im Grabe liegt, kommt die Seele zu ihm, hört die Fußtritte der das Grab Verlassenden. Nach drei Tagen kommt ein Engel und stellt drei Fragen an den Verstorbenen. 1. Was ist deine Religion? 2. Wie heißt dein Gott? 3. Wie heißt dein Prophet? Kann der Verstorbene diese drei Fragen richtig beantworten, so stellen die Engel eine Verbindung zwischen Grab und Himmel her, durch welche Lebenslüfte aus dem Himmel dem Verstorbenen bis zur Auferstehung und seinem Eingang ins Paradies zuströmen. Kann der Verstorbene diese drei Fragen nicht beantworten, so verläßt ihn der Engel, kommt am 7. Tag wieder und stellt dieselben Fragen an den Toten. Kann er sie auch jetzt nicht richtig beantworten, dann kommen böse Engel, graben ein Loch bis in die Hölle, durch welches Feuer und Schwefelgeruch ins Grab dringt, und der Tote sieht beständig das Feuer in der Hölle. Am Tag der Auferstehung des Leibes umgeben 7 Reihen Engel die Auferstandenen, aber ein mächtiger Engel deckt sie von oben zu. Darüber kommen die Auf-

erstandenen in solche Angst, daß sie schwitzen und zwar so, daß ihnen das Wasser des Angstschweißes bis an den Mund reicht. Welche Seelen dann rufen: La Illaha il Allah u Mohammed Rasul Allah (es ist kein Gott außer Allah und Mohammed ist der Gesandte Allahs), die lassen die Engel ins Paradies. Die andern gehen ins ewige Feuer, wo sie von den Teufeln gequält werden.

30. Januar. Es kamen sehr viele Mohammedaner von auswärts, um dem Schech zu kondolieren. Viele kamen dann auch, um mich zu besuchen, was zu allerlei Unterredungen Anlaß gab. Ich besuchte die Falaschas aus Tschelga. Etwa 8 Familien wohnten zusammen. Einige der Männer, die lesen konnten, begleiteten uns nach Hause, und erhielten Bibeln und Traktate. Es sind gutmütige, aber furchtbar unwissende Leute.

31. Januar. Heute viel Besuche, und dadurch Gelegenheit, das Wort Gottes zu predigen; Mohammedaner, abessinische Christen und Falaschas waren meine Zuhörer. Als die Besuche fort waren, überfiel mich eine Schwäche, es war 4 Uhr nachmittags, und ich hatte, außer 1 Tasse schwarzen Kaffee, noch nichts genossen. Abends kam Schech Sahle Bey und verehrte mir eine feine silberne Zigarrenspitze aus Filigranarbeit mit Bernsteinmundstück als Andenken. Ich hatte ihm allerdings schon zuvor eine Taschenuhr verehrt.

1. Februar. Der heutige Tag brachte mir eine schwere Enttäuschung; mein Bote Fanta David kam allein zurück, mit verhärmten Zügen und ganz ausgehungert. Er hatte sich seinen Weg durchs Dickicht gebahnt, sich des Nachts in hohen Bäumen aufgehalten, und um nicht zu fallen, an den Stamm festgebunden. Beru, Argawi und die andern getrauten sich nicht, zu mir nach Metammah zu kommen. Sie fürchteten des Königs Verbot, sie wagten auch nicht, meinen Brief an den König, den ich ihnen zur Einsicht gegeben hatte, weitergehen zu lassen. Bei der gereizten Stimmung des Königs wegen der Streitigkeiten den Markt Metammah betreffend, könnte er gegen mich

verstimmt werden. Er war imstande, die Träger des Briefes hinzurichten und alle übrigen Proselyten der grausamen und brutalen Behandlung seiner Soldaten auszuliefern. Sie baten mich, dem König einen andern Brief zu schreiben und ihn um Erlaubnis zu bitten, in sein Land zu kommen. Ich fühlte mich stark versucht, der Aufforderung meiner Leute zu folgen, da ja nun keine Aussicht war, daß sie zu mir kommen konnten. Soll ich dem Beschluß meines Komitees, welches mir das Betreten Abessiniens mit Androhung der Entlassung verbot, zuwider handeln? Soll ich mein Leben, meine Freiheit, meine Sicherheit um meines Meisters willen wagen? Es war ein harter Kampf, aber ich fühlte, es wäre ein tollkühnes Wagnis gewesen, mich in die Hände des Königs auszuliefern. Unabsehbar waren die Folgen, wenn er mich auf unbestimmte Zeit zurückhielt. Ich verbrachte eine schlaflose Nacht betend, ringend, aber morgens war die Überzeugung gereift, ich mußte den Beschluß meines Komitees ehren. So folgte ich eben. Nun stand noch die große Frage vor mir, was aus den 21 Kamelslasten lasten heiliger Schriften werden sollte? Hatte ich all die Mühe, all die Ausgaben darangerückt, um all das kostbare Gotteswort hierherzubringen, damit es schließlich noch ein Raub der Flammen würde? Nein. — Durch eine wunderbare, ja Gottes eigene Fügung begab sich's, daß tags zuvor 11 mit Zinkplatten beladene Kamele ankamen. Sie waren für König Johannes, der damit das Dach einer neuen, von ihm in Gondar erbauten Kirche decken wollte. Mit dieser Karawane schickte ich Gobau, David und den Proselyten Alamy, welche 15 Kamelslasten Bücher nach Wöchne und von da ins Innere Abessiniens befördern sollten. Sahle Bey half mir die nötigen Kamele rasch zu finden und unterstützte mich freundlich in diesem Unternehmen. Gobau gab ich Briefe an Argawi, Beru, Sanbatu, sowie an den König Johannes. Ich geleitete Gobau und seine beiden Genossen bei Mondenschein noch über den Fluß Chor. Sie und ich vermochten kein Wort zu sprechen, sie schieden von mir unter bit-

teren Tränen und Wehklagen, und ich erflehte für sie mit Tränen Gottes Geleit und bat, daß Gottes Wort in Habesch das ausrichten möge, wozu es gesandt ist. — In welch bedrängter Lage sich unsere Leute befanden, ging aus dem Briefe Debtera Berus hervor, den mir David brachte. Er schrieb: „Wir konnten während des letzten Jahres keine Missionsarbeit treiben, da ganz Westabessinien durch schwere Gerichte heimgesucht wurde. Nachdem des Königs Soldaten beinahe jedes Dorf ausgeplündert hatten, folgte Armut und Unsicherheit. Wir haben ein Joch Ochsen gekauft, um Land zu pflügen und uns zu ernähren, wir können doch nicht das Geld der Missionsgesellschaft aufessen, ohne Missionsarbeit zu treiben. Wir hoffen, der Herr werde unserem armen Lande bessere Zeiten geben. Dann wollen wir unsere Arbeit, Lehrer unseres Volkes zu sein, wieder aufnehmen."

Unsere Bekehrten sind in der Tat in einer schwierigen Lage. Wenn sie die Irrtümer der abessinischen Kirche angreifen, so werden sie verfolgt und des Landes verwiesen. So halten sie es unter den Umständen für besser, nichts gegen die Irrtümer der abessinischen Kirche zu sagen, sondern einfach das Evangelium zu verkündigen und Traktate zu verbreiten, wozu sie bis jetzt noch volle Freiheit haben. Gott hat gewiß Mittel und Wege, sie vor geistlichem Lauwerden und Verweltlichung zu bewahren. — Wie mir Debtera Beru mitteilen ließ, ist die Zahl der durch die Mission zur Taufe geführten Falaschas auf über 800 gestiegen. Von diesen darf wohl ohne Übertreibung gesagt werden, daß sie in geistiger Beziehung über den abessinischen Christen stehen. Wie viele von ihnen von Herzen zu Christo bekehrt sind, muß die Zukunft zeigen. Welcher Segen könnte von diesen 800 auf ihre Landsleute ausgehen, wenn sie als aufrichtige, lebendige Christen unter ihnen wandelten!

Ich habe die Mission nach bestem Ermessen neugeordnet. Sanbatu soll in Asseso leben und die Schule weiterführen. Sie wird besucht von den Kindern der Proselyten und den Kindern

der Taufbewerber. An Sonntagen soll er mit den Falascha-christen Gottesdienst halten. Argawi und Beru in Dschenda, sowie auch Liena und Alamy in Dagusa, habe ich ihre Gehälter für das laufende Jahr gegeben. Sie sollen sich mit der Verbreitung der heiligen Schriften und Bücher und Traktate beschäftigen, die ich ihnen geschickt habe. Nachher müssen sie für sich selbst sorgen. Ich ließ ihnen die Hoffnung, die Missionsgesellschaft würde, wenn günstigere Zeiten kamen, sie in ihrer Arbeit wieder unterstützen. Gobau habe ich für die entfernte Provinz Godjam ernannt. Ras Adal, der Gouverneur von Godjam, hat durch einen unserer Proselyten in Asseso um einen in Europa ausgebildeten Lehrer gebeten. Dieser Wunsch deckt sich mit einem von mir selbst gehegten Gedanken, einen Teil der heiligen Schriften und andere Bücher in jene Provinz zu schicken, da ich erfuhr, daß dort Leute eifrig nach solchen fragen. Da Gobau Freudigkeit dazu hatte, nahm ich es als eine Fügung Gottes an. Sein Arbeitsfeld wird in Zukunft nicht mehr unter den Falaschas sein, solche gibt es dort keine, sondern unter den Gallas jenseits des Abai, des blauen Nil. So tritt er aus den Diensten der Londoner Judenmissionsgesellschaft. Ich gab ihm seinen Gehalt für das laufende Jahr aus meiner eigenen Tasche. Ras Adal, jetzt Abuna Tekla Haimanot genannt, hat einen guten Ruf; er wird sich Gobaus annehmen, und wenn letzterer dort Fuß fassen kann, so hoffe ich, die Mittel zu finden, ihm einen jährlichen kleinen Gehalt zukommen zu lassen. Gobau hat eine nette und geschickte Art, den Leuten das Wort Gottes anzubieten. Ich hatte während der Zeit des Zusammenseins in Metammah gute Gelegenheit, das zu beobachten.

Was die Falaschamission betrifft, bin ich von Neuem durchdrungen von der unbedingten Notwendigkeit eines europäischen Leiters. Da dies immer noch unmöglich ist, führt man vorerst nur die Schulen in Dschenda und Asseso weiter. Wir bleiben dadurch weiter in Fühlung mit Abessinien.

Der Herr hat mich durch bestimmte merkwürdige Träume

auf dieses unbefriedigende Ende meiner Reise an die Grenze Abessiniens vorbereitet. David sagte beim Abschiednehmen: „Wenn unsere Leute erfahren werden, daß Sie nicht heraufkommen können, so wird es ein großes Lekso, d. h. Wehklagen geben, aber es ist unserer Sünden Schuld. Möge es uns zu aufrichtiger Buße führen!" Ich bin überzeugt, daß Gobau und David während der zwei Monate, die sie mit mir zusammen waren, innerlich erfrischt und neubelebt worden sind. Sie werden den andern etwas von dem empfangenen Segen mitteilen, das hoffe und erflehe ich für sie. Auch die vielen Abessinier, welche ich hier traf, und andere haben bezeugt, daß ihnen mein Aufenthalt zum Segen wurde. So bin ich nicht umsonst hierher gekommen, wenn auch mein größter Wunsch nicht erfüllt wurde. Auch jetzt noch scheint mir's, ich könne nicht abreisen, ohne die abessinischen Brüder gesehen zu haben. Wie oft stieg der Wunsch in mir empor, mich über den Beschluß meines Komitees hinwegzusetzen.

7. Februar. Ein Brief von Gobau meldet seine und seiner Begleiter glückliche Ankunft in Wöchne. Ich hatte in diesen letzten 8 Tagen viele Besuche und dadurch Gelegenheit, Gottes Wort zu verkündigen. Wie einsam und verlassen kam ich mir trotzdem vor, seit Gobau mich verlassen. In diesen Tagen brachte mir ein Grieche einen Brief von meiner Frau, datiert 13. November 1880, die erste Nachricht von zu Hause seit meiner Abreise. Einsam, Gott gemeinsam!

Am 11. Februar verließ ich Metammah und erreichte Kassala am 20. Es war eine beschwerliche Reise, mein Diener war krank, ich war Koch und alles weitere. Bei der Witwe und dem Sohne des Mualem Theodoros fand ich freundliche Aufnahme, einladend war es zwar nicht, da im Hofe in Bretterverschlägen drei Löwen, vier Leoparden, fünf Hyänen und eine Menge kleinerer Raubtiere untergebracht waren. Fünf Giraffen und sieben Strauße liefen frei im Garten herum. Diese Tiere waren für Hagenbecks zoologischen Garten in Hamburg be-

stimmt. Kein Wunder, daß ich schon in der ersten Nacht einen Ruhr- und Brechanfall hatte, und mir's nach den Strapazen der letzten Tage fieberisch, elend und schwach zumute war. Ich besuchte trotzdem den Mudir, um wegen Kamelen zur Weiterreise zu verhandeln.

Zwei Tage nach meiner Ankunft in Kassala traf ein Extrabote von Schech Sahle Bey, und überbrachte mir 10 Briefe von zu Hause. Welche Freude! Welcher Genuß! Welcher Dank! Das ist in der Tat ein Beweis treuer, wahrer Freundschaft des Sahle Bey, einem Fremden einen Boten 10 Tagereisen weit nachzusenden. Ich belohnte den Boten und ließ einen warmen Dankbrief an Sahle Bey schreiben. — Gott die Ehre!

Ich will von Deiner Güte singen, so lange sich die
Zunge regt;
Ich will Dir Freudenopfer bringen, so lange sich
mein Herz bewegt.

Unter anderem enthielten die Briefe die Nachricht von dem Heimgang meines lieben, treuverbundenen, väterlichen Freundes Lehrer Maier von Korntal. Gott kröne ihn und lohne ihm alles.

Mit dem Mudir hatte ich eine lange Verhandlung. Ein abessinischer Christ wurde durch einen Imam zum Mohammedaner gemacht. Nach Jahren entwich der Abessinier und trat in die Dienste eines Griechen. Sobald der Imam davon hörte, klagte er ihn des Diebstahls von 250 Talern an. Die Folge war, daß er in Ketten gelegt und ins Gefängnis geworfen wurde. Der Imam hatte nun die Absicht, ihn nach Mekka zu schicken, um ihn dort verkaufen zu lassen. Ich verlangte Freigabe des Christen, laut Gesetz vom Jahre 1858. Der Mudir wollte nicht, nahm Partei für den Imam und beschuldigte den Abessinier des Diebstahls, was von dem Abessinier entschieden in Abrede gestellt wurde. Endlich sagte ich, es stehe mir nicht zu, dem Mudir Befehle zu erteilen, aber ich verpflichtete ihn, den Abessinier so lange in Gewahrsam zu halten und ihn dem Imam

nicht auszuliefern, bis ich die Sache dem englischen Konsul in Kairo zur Entscheidung vorgetragen habe. Der Abessinier wurde dann gegen Hinterlegung von 90 Talern freigegeben. Ich riet ihm, so schnell wie möglich nach Abessinien zu reisen.

Am 24. Februar bekam ich Kamele und reiste um 3 Uhr nachmittags ab. Bei Filik brachten wir die Nacht in der Wildnis zu; trotz Müdigkeit konnte und durfte ich nicht schlafen, da wir die ganze Nacht zwei Löwen brüllen hörten. Die Reise zurück nach Suakin war sehr anstrengend, und dadurch besonders beunruhigend, daß mir der Proviant beinahe ausging.

Am 18. März kam ich in Suakin an. Bei Herrn Braun, der mich freundlich aufnahm, traf ich einen Herrn Ceroni, einen Zahntechniker, den sich etliche vornehme Mohammedaner aus Dschidda und Suakin von Alexandrien herkommen ließen, um ihnen neue Gebisse usw. zu machen. Sie zahlten seine Reise und honorierten ihn sehr gut.

Wir waren Reisegenossen von Suakin bis Suez, hielten miteinander eine achttägige Quarantäne unweit von Bir Musa bei Suez aus. Auf dieser Reise wurden wir miteinander vertraut. Ceroni war katholischer Priester in Kairo gewesen, und wäre er Katholik geblieben, so hätte er Anwartschaft auf einen Bischofssitz gehabt. Durch den englischen Missionar Kruse wurde er darauf aufmerksam gemacht, daß die römisch-katholische Kirche nicht mit der Lehre der Bibel übereinstimme. Das empörte Ceroni. Er kaufte sich eine Bibel, um daraus seine allerheiligste katholische Religion zu verteidigen. Allein je länger er las, besonders in den Briefen Pauli an die Römer und Epheser, desto mehr wurde er überzeugt, daß die Lehre der Protestanten der Lehre Pauli entspreche, die der katholischen Kirche nicht. Er kam zur inneren Überzeugung, flüchtete sich zum Missionar, dieser sandte ihn nach Alexandrien, und da er dort nicht sicher war, sandten ihn englische Freunde nach Malta. Etliche Monate war er dort und bereitete sich auf seinen öffentlichen Übertritt zur evangelischen Kirche vor; da auf einmal suchten

Katholiken ihn zu beseitigen. Ceroni wurde mit dem nächsten Schiff nach London gesandt, wo er bald hernach zur englisch-protestantischen (anglikanischen) Kirche übertrat. — Um niemand zur Last zu fallen, wurde er Zahnarzt, kehrte später nach Alexandrien zurück, verheiratete sich, hatte bald den Ruf eines sehr geschickten Zahntechnikers, und fand so sein reichliches Brot. Seine Frau fing ein Mädchenpensionat an, das bald florierte, und die beiden wurden als tüchtige Leute und lebendige Christen allgemein geachtet und geliebt. Ceroni, selbst ein Italiener, fing in seinem Hause eine Bibelstunde mit Italienern an, hernach auch eine mit Arabern, da er sehr gut arabisch sprach.

Ich gewann den Freund lieb. Wiederholt las er die arabische Bibel mit den Schiffsoffizieren und redete mit ihnen darüber. Diese Offiziere hatten nämlich kurz vor ihrer Abreise von Suakin einem Kolporteur der Bibelgesellschaft arabische Bibeln abgekauft. Sie wußten aber nicht recht, was für Bücher es waren; es war die erste Bibel, die sie zu Gesicht bekamen. Ceroni führte sie nun in die Bibel ein. Der ägyptische Schiffskommandant erlaubte uns beiden, die Quarantäne auf dem Schiff zu machen; wir mußten uns aber trotzdem in Suez beim Landen noch desinfizieren lassen.

Ich reiste nach Kairo, um mich bei dem Vizekönig zu melden und zu bedanken. Meine Freunde in Kairo und Alexandrien hatten mich für tot gehalten, da monatelang keine Nachricht von mir eingetroffen war. Wo meine Briefe hängengeblieben waren, konnte ich nie erfahren. Selbst ein Telegramm an Freund Fleming war nie eingetroffen. Ägyptische Wirtschaft!

Den eigentlichen Zweck dieser Reise erreichte ich nicht, und das lag schwer auf meinem Gemüt. Ich wollte mit den eingeborenen Missionsarbeitern in Metammah zusammentreffen, mit ihnen die Angelegenheiten der Mission beraten und besprechen, alles neu ordnen und wieder zurechtbringen. Ich wollte den abessinischen Brüdern durch gemeinsames Lesen des Wortes Gottes und Gebet zu neuer Belebung und Anregung dienen. Das

war mir nicht gestattet. Zum Dank war mir aber, daß ich eine schöne Anzahl Bibeln, Schulbücher und Traktate ins Land senden konnte, so daß unsere sämtlichen Arbeiter auf Jahre hinaus gut mit Büchern und Literatur versorgt waren. Ehe Abessinien eine Regierung bekommt, die Religionsfreiheit gibt, wird unsere Falaschamission zu keiner Blüte, keiner geordneten Tätigkeit, keinem gegründeten Bestand kommen. Was jetzt geschieht, ist Pionierarbeit. Herr hilf!

XVIII.

Die Jahre 1881 bis 1890.

Nachdem ich mich von der Reise erholt hatte, setzte ich meine Arbeit unter den süddeutschen Juden fort.

Während meiner Reise nach Metammah wurde mir die Ehre erwiesen, daß ich in Korntal zum Gemeinderat gewählt wurde.

Mit Freund Pastor de le Roi in Breslau machte ich eine Missionsreise durch Österreichisch Böhmen und Mähren, wo wir viele Gelegenheit hatten, den Juden das Evangelium zu predigen. In Breslau, wo ich mit Freund de le Roi zusammentraf, hielt ich in der Barbarakirche einen Missionsgottesdienst, der sehr zahlreich besucht war. Auch im studentischen Missionsverein hielt ich einen Vortrag, und lernte viele liebe Gotteskinder kennen, an denen ich eine große Freude hatte. Gegen das Ende unserer Missionstätigkeit in Böhmen und Mähren wurden die Juden so aufgeregt, daß die Rabbiner uns bei dem österreichischen Gericht verklagten, und, weil wir keinen Paß für Österreich hatten, mußten wir das österreichische Gebiet verlassen.

Im Jahre 1883 wohnte ich der allgemeinen Judenkonferenz in Berlin bei, wo ich genötigt wurde, die Schlußpredigt zu halten, weil der dazu bestimmte Festprediger krankheitshalber verhindert war. Heute (wo ich dies schreibe, 1905) wundere ich mich, daß ich die Kühnheit besaß, die Predigt zu übernehmen.

Im Herbst desselben Jahres begleitete ich unsere älteste

Tochter Anna, die sich mit Missionar Fischer von der Bremer Mission auf der Sklavenküste verlobt hatte, über Bremen nach Liverpool aufs Schiff.

In Liverpool lernte ich bei Herrn Noltenius, Kassierer der Bremer Mission, Herrn Pastor Krüsmann kennen, unsern nachmaligen lieben Schwiegersohn.

In London besuchte ich auch die Sekretäre der Bibelgesellschaft. Es wurde auf meine Bitte beschlossen, eine neue amharische Bibel in e i n e m Bande, mit kleineren Typen zu drucken. Die von Dr. Krapf in 4 Bänden herausgegebene hatte sich als ganz unpraktisch erwiesen, und waren über diesen Übelstand immer wieder Klagen aus Abessinien eingelaufen. Ich erhielt dann kurz darauf vom Komitee der Bibelgesellschaft schriftlich den Auftrag, neue Typen anfertigen zu lassen und den Druck vorzubereiten. Diese Arbeit nahm von 1884 bis 1890 meine Zeit vollauf in Anspruch. Die Bibelgesellschaft zahlte in diesen Jahren meinen Gehalt. Leider sind durch die Nachlässigkeit des Setzers manche Druckfehler stehengeblieben, was mir viele Sorge und Kummer machte, da ich glaubte, so gewissenhaft gearbeitet zu haben, daß keine Fehler stehenbleiben sollten.

Dem Neuen Testament fügte ich mit Erlaubnis des Komitees der Bibelgesellschaft Parallelstellen bei, welche in Abessinien sehr gepriesen und fleißig benutzt wurden.

Die Bibelgesellschaft ernannte mich zum Ehrenmitglied.

Hätte König Menilek und besonders dessen Bischof sich nicht gegen die Verbreitung der amharischen Bibel und anderer amharischer Bücher erklärt, so wäre diese Auflage bald vergriffen gewesen.

Unser Sohn Friedrich trat im Jahre 1880 in das Missionshaus in Basel ein. Sein Wunsch von seinen Knabenjahren an war, nach Abessinien zu gehen, um das Werk seiner Eltern weiterzuführen. Von Basel trat er für ein Jahr ins College der Judenmissionsgesellschaft in London, wurde dann zum Missionar in Liverpool ernannt, studierte daneben weiter und empfing

von Bischof Ryle die anglikanische Diakonen- und Priesterweihe. Bald darauf ernannte ihn das Komitee zum Leiter ihrer Mission in Tunis.

Seine Schwester Pauline leistete ihrem Bruder während seines Aufenthalts in Liverpool Gesellschaft, verlobte sich mit Pastor Krüsmann von Liverpool. Die Krüsmannsche Hochzeit führte zur Verehelichung unserer jüngsten Tochter Arnatie mit Herrn Fritz Knellessen in Beekh, bei Ruhrort.

So führst Du doch recht selig Herr die Deinen,
Ja selig und doch meist verwunderlich!

Mein Sohn Friedrich hatte sich auch verlobt mit Frl. Helene Hoß von Korntal. Alle drei Paare feierten ihre Hochzeit in Korntal, und ich selbst durfte sie trauen.

Das waren bewegte Freuden und Dankestage im engsten Familienleben, denen freilich kurz vorher der schmerzliche Verlust unserer ältesten Tochter Anna und ihres Söhnleins vorangegangen war. Sie starb an Gallenfieber nach nur 4 tägiger Krankheit in Ho, Westafrika, wo sie begraben liegt. Ihr Mann, H. Fischer, kam nach Europa zurück, und ging bald nachher nach Australien, wo er als Pfarrer tätig ist.

XIX.

Nachrichten aus Abessinien.

Nach den aus Abessinien eingetroffenen Briefen hatte König Johannes meinen zweiten, von Metammah an ihn gerichteten Brief so freundlich aufgenommen, daß er seinen Gouverneuren von Dembea und Tschelga Befehl gab, die 15 Kamelslasten Bibeln und Bücher auf Regierungskosten (soll heißen durch Frondienst) nach der Missionsstation Dschenda zu befördern. Am 18. März 1881 waren die in den ersten Februartagen von Metammah abgegangenen Kisten abgegeben worden. Einer der abessinischen Brüder schrieb hierüber: „Der Herr hat Großes für uns getan. Er hat des Königs Herz uns freundlich

geneigt gemacht und uns in unserem Lande für sein heilig Wort eine offene Tür gegeben". Bald nach Ankunft der Bücher begaben sich Debtera Beru, Michael Argawi, Debtera Liena und Debtera Alame auf eine Missionsreise, versehen mit mehreren Eselslasten heiliger Bücher und Traktate, und besuchten die Falaschas in den Provinzen Dagusa, Kunsula, Alafa, Atschafer und Agau Meder. In Amabargi bot eine Hochzeit die gute Gelegenheit, den aus nah und fern zusammengekommenen Falaschas das Evangelium zu verkündigen, in der Nähe ihres Mesgid (Gebetshaus, hinter dem sich der Altar für Brandopfer befindet). Sie schienen getroffen zu sein von unserer Predigt, und riefen aus: „Möge Gott uns ein neues Herz geben und uns seine Wahrheit offenbaren!" Wir gaben ihnen Bücher und Traktate, damit sie weiter in der Wahrheit forschen könnten, und warnten sie, daß diese Bücher einst am großen Gerichtstag gegen sie zeugen würden. Sie nahmen sie mit Dank an, und frugen, woher die Bücher kämen, und riefen dann aus: „Was für gute Leute eure Freunde in Europa sind!" Am Abend brachten sie uns zu essen. In Kunsula ließen wir uns unter einem großen Baume nieder, und bald waren wir von einem großen Kreis von Männern, Frauen und Kindern umgeben, die aufmerksam zuhörten. Nachher kam eine Christenfrau von Rang und bat um ein Neues Testament. Sie las in unserer Gegenwart viele Stellen. Auf meine Frage, wer sie so gut lesen gelernt habe, antwortete sie: „Woizero Pauline Flad, als wir miteinander in Magdala waren". Sie sprach mit Dankbarkeit von ihnen beiden und von all der Freundlichkeit, die sie von ihnen empfangen hatte. Ihr ganzes Auftreten zeigte, daß sie eine Dame von edlem Stamme war, sie war wohlvertraut mit der Schrift, und schien aufrichtig bekehrt. Auch ihr Mann, ein Offizier, besuchte uns und bat, Sie zu grüßen.

In Atschafer wurden wir angehalten und geplagt von Soldaten, die Zoll für unsere Bücher verlangten. Wir baten sie inständig, uns weiterziehen zu lassen, da wir keine Kaufleute,

sondern Boten des Evangeliums seien. Sie schrieen uns roh an: „Wer hat euch Erlaubnis gegeben, in unserem Lande zu lehren? Wir brauchen euch nicht, wir haben genug Priester und Lehrer“. Wir sagten ihnen, wir seien auf Befehl des Königs hierher gekommen, um den Falaschas das Evangelium zu verkündigen. Nach langem Streiten ließen sie endlich unsere Tiere und Bücher frei. Wir verbrachten die Nacht bei einem Proselyten, welcher uns als Nachtessen gebratene Maiskolben vorsetzte und uns die Füße wusch. Er erzählte uns von der bedrückten Lage der Falaschas in diesem Teile. Wir verbrachten den Abend mit ihm mit Bibellesen und Beten. Dieser Proselyt war früher mit unsern Brüdern in der Station Dagusa.

Bei der Weiterreise trafen wir mit einem Soldaten zusammen, der uns erzählte, daß eines unserer Bücher in der Provinz Godscham besonders beliebt sei (wahrscheinlich das Herzbüchlein), und daß Ras Adal, der Gouverneur, durch dasselbe bekehrt worden sei. Wir gingen zu den Falaschas, die wir, da es Sabbat war, versammelt fanden. Nachdem wir Stellen, wie 5. Mose 12 V. 13 und ähnliche gelesen hatten, und sie auf das Unrecht und die Nutzlosigkeit ihrre Opfer hingewiesen hatten, erwiderten sie, daß, da Jerusalem so weit entfernt sei, sie genötigt seien, an diesem Ort Opfer darzubringen. Wir zeigten ihnen aus der Schrift, daß äußerliche Zeremonien allein nicht retten könnten, aber daß Jesus Christus durch sein vollkommenes Opfer der Heiland der Welt geworden sei. Darauf sie: „Aber hat nicht Jesus Christus selbst gesagt, daß er nicht gekommen sei, das Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen?“ „Jawohl“, sagten wir, „Er selbst hat das Gesetz und die Propheten erfüllt“.

In vielen Dörfern fanden wir die amharische Bibel; auf unsere Nachfrage, woher sie käme, war die Antwort: „von Herrn Flad, als er noch in Dschenda lebte“. Das war also vor der Gefangenschaft. Sie konnten sie lesen, waren mit den messianischen Weissagungen vertraut. Viele sagten: „Gott lohne

es den Missionaren, daß sie uns die Bibel in unserer Landessprache gebracht haben".

In Saguda, der Hauptstadt der Provinz Agau Meder, verbrachten wir 3 Tage. Es kamen auch die Falascha der benachbarten Dörfer, um zu hören und mit uns zu reden. Sie waren offenherzige und willige Zuhörer. In Tara sprachen die Falaschapriester den Bannfluch über alle diejenigen aus, die uns zuhören würden, aber die Falaschas selbst zwangen ihre Priester, mit uns eine Unterredung anzunehmen. So konnten wir den sehr zahlreich versammelten Falaschas viele messianische Weissagungen lesen und mit ihnen über den reden, der Jehova, unsere Gerechtigkeit ist. Dort machten wir noch die Bekanntschaft eines aufgeweckten jungen Falascha-Debteras, der uns den Eindruck machte, daß er nicht fern war vom Reiche Gottes. Wie dankbar war er für die Bücher und Traktate, die wir ihm ließen.

Br. Sanbatu konnte im Oktober 1881 berichten, daß die Schulen in Dschenda und Assefo von je 30—35 Knaben besucht waren. Die Gottesdienste waren gut besucht, doch klagte S., die Bekehrten seien voll irdischer Sorge ums Durchkommen. Kein Wunder, da infolge von Heuschreckenplagen und Soldatenplünderungen Hungersnot ausgebrochen war. S. klagt, ein Teil seiner Schüler kommen beinahe nackt zur Schule, da ihre Eltern ihnen keine Kleider kaufen konnten. Die Verbreitung der Bücher gehe gut vonstatten, aber da die Leute zu arm seien, zu bezahlen, mußten sie dieselben schenken.

Sanbatu konnte von 6 Taufen berichten, 4 Erwachsene und 2 Kinder, von denen er den Eindruck gewann, daß sie aufrichtig waren und Jesum Christum liebten. Von Tschagin in der Provinz Alafa kam die Kunde, daß einer der Proselyten eine große Anzahl Falaschas unterrichtete.

Debtera Beru in der Missionsstation Dschenda berichtete die Taufe einer ganzen Falaschafamilie von 5 Personen. Aus den Berichten über die Arbeitsjahre 1882, 1883, 1884 war mit

Dank und Befriedigung zu ersehen, daß, nachdem die eingeborenen Missionare rein auf ihre eigenen Füße gestellt waren und die Hoffnung, mich wieder bei sich zu sehen, immer mehr schwand, sie die ihnen obliegende Pflicht stärker spürten. Sie merkten, daß das Werk zunächst auf ihren Schultern ruhte, und sie hatten meine Ermahnungen zu Herzen genommen.

Der Schwerpunkt in dem Werke unter den Falaschas lag von da an auf den Reisen. Predigend durchzogen die einheimischen Missionare das Land, und es war höchst erfreulich, daß auf diese Weise das ganze Falaschavolk in den Bereich der christlichen Predigt gezogen wurde. Überall, wohin die Missionare kamen, blieben zahlreiche Schriften zurück, deren Bedeutung die Missionare erfuhren, wenn sie es selbst sehen durften, wie durch das Lesen solcher Schriften die Begierde zu hören und das Verlangen nach der Taufe erweckt wurden.

Michael Argawi, der von da an mit dem erfahrenen, tief gegründeten Debtera Beru die Leitung des Werkes besorgte, berichtete eingehend und anschaulich über eine solche Reise. Er unternahm sie zusammen mit Debtera Beru, Merscha und Fanta. Sie dauerte 2 Monate und führte sie durch die Provinzen Wandige, Mätscha und Agau. Die Missionare gingen zu Fuß, während Esel 100 Neue und Alte Testamente, 200 Biblische Geschichten, 300 Herzbüchlein und 100 Traktate trugen.

Im Mesgid (Synagoge) des Dorfes Bebes fanden sie drei Falaschamönche. In Abessinien gibt es nämlich auch unter den Juden Mönche. Diese Mönche waren ehemalige Schulkameraden des Aba Elias, der vor Jahren schon zum Glauben gekommen und getauft worden war. Sie nahmen das Wort begierig auf, und die Laien taten desgleichen. „So andächtige Zuhörer habe ich unter den Mönchen und Laien noch nie getroffen". Desto unzugänglicher erwiesen sich die Falaschas im nächsten Ort. Man jagte hier die Missionare einfach fort und gewährte ihnen keine Herberge, so daß sie die Nacht unter einem Baum zubringen mußten. Nur ein Falascha-Debtera (Gelehrter) kam abends zu

ihnen, gab ihnen ein Abendessen und frug sie, ob Brot und Wein im Abendmahl wirklich Brot und Wein seien? Die Falaschamönche hatten ihnen gesagt, daß die Christen Menschenfleisch äßen und Menschenblut tränken.

Auf ihrer weiteren Wanderung trafen sie den christlichen Falascha-Debtera Seru, der 4 Jahre früher mit seiner Frau und seinen Brüdern die Taufe empfangen hatte. Er war früher ein Zauberer gewesen, den man als Retter in allerlei Krankheiten unter den Falaschas suchte, und dabei sehr viel Geld verdiente; jetzt war er ein treuer Nachfolger Jesu. Es wurden ihm Bücher überlassen, die er in der Umgegend verbreiten wollte.

In den nächsten 7 Falaschadörfern wurden sie gut aufgenommen und konnten daselbst 16 Tage lang das Evangelium verkündigen. Auf die Nachricht, daß auch jenseits des Abai (blauen Nils) Falascha sich angesiedelt hatten, richteten die Missionare, vom Bruder des oben erwähnten Debtera Seru begleitet, ihre Schritte dorthin und kamen nach 3 tägigem Marsche in jenes Gebiet. Dort war ich selbst 20 Jahre früher im Jahre 1862 gewesen, und nun fanden unsere eingeborenen Missionare unter Falaschas und unter abessinischen Christen Bibeln, welche diese Leute vor meiner und Sterns Gefangenschaft erhalten hatten. Andere zeigten heilige Schriften und Traktate, die sie von mir in Metammah im Jahre 1870 erhalten hatten. Das Herzbüchlein besonders war auch dort vielen zum Segen geworden und hatte zur Bekehrung mancher geführt. In einem Dorfe, Asirta, fanden die Missionare einen 74 jährigen Greis, der 4 Jahre vorher die Taufe empfangen hatte, und sich nun des Besuches von Herzen freute.

Beim Abschied wurden sie vor den Leuten in der Provinz Mätscha als vor Räubern und Mördern gewarnt. Dennoch zogen sie dorthin und gelangten zum blauen Nil, der dort bereits viel breiter ist als der Rhein in Deutschland. Die wenigen in der Provinz Mätscha lebenden Falaschas trieben kein Handwerk, wie es sonst unter ihnen Sitte ist, sondern nährten sich meist

von Diebstahl und Raub. Ganz offen erklärte denn auch ein Falascha den Brüdern, daß er nichts arbeite, sondern sich und seine Familie vom Raube nähre. Die Missionare scheuten sich nicht, diesen Räubern das Wort Gottes zu verkündigen, und hielten ihnen „scharfe Predigten", ohne dafür von ihnen angetastet zu werden.

Aus dieser Provinz gelangten die Missionare dann nach 4tägigem beschwerlichem Marsche nach der westlich gelegenen Provinz Agau, und mußten hierbei noch einmal den Nil überschreiten. Es war aber ein herrliches Bild, welches dieses Land ihnen bot. Ringsum riesige Bäume und eine üppige Vegetation. In den Ästen hunderte buntgefiederter Vögel, die prächtig sangen. Ganze Scharen von Affen, Gazellen, Antilopen, aber freilich auch Schlangen und andere schädliche Tiere. Unheimlich klang besonders das Schnauben der Nilpferde, die den Fluß abwärts schwammen und nur den breiten Kopf über Wasser hielten. Das Übersetzen des breiten Stromes war unter diesen Umständen gefährlich. Es geschah auf einem elenden Flosse aus Papyrusrohren. Die Esel wurden entlastet und mußten, von einem guten Schwimmer geleitet, das jenseitige Ufer schwimmend erreichen; doch kamen alle wohlbehalten an.

Nach Äußerungen, welche die Missionare vernahmen, lebten viele der Falaschas in der Provinz Agau der Hoffnung, daß der Messias bald kommen und sie aus der Zerstreuung, in welche sie, wie sie selbst bekannten, ihre Sünde gebracht habe, aus allen Enden der Erde nach Jerusalem führen werde, um dort das Reich Israel neu zu gründen.

Desta Gobau, das teilte Argawi auch mit, war anfangs des Jahres nach Godscham als Missionar unter die Gallas gegangen. Er hatte sich mit den andern Brüdern freundlichst besprochen und 1592 Schriften und Traktate dorthin mitgenommen. Für den Transport derselben hatte ihm der König Teklehaimanot (Ras Adal) 5 Esel entgegengeschickt. Der genannte König hatte Gobau freundlich und ehrenvoll aufgenommen

und wollte ihn nach einiger Zeit nach der Provinz Kutta im Gallaland schicken, als Missionar zu den dortigen Heiden.

Debtera Alamy und Debtera Lena hatten eine Reise in die Provinz Quora unternommen, wo viele Falaschas wohnten. Die Aufnahme, die sie fanden, war sehr verschieden. In Arama Gabriel wurde für sie unter einem Baume ein Teppich ausgebreitet, und als sie Platz genommen hatten, versammelten sich viele Falaschas, Junge und Alte, und hörten ihrem Zeugnis eifrig zu. Im Tieflande, das sie durchquerten, gelangten sie zu den abessinischen Klöstern Mahabre Selassie. Dort leben seit undenklichen Zeiten hunderte von abessinisch-christlichen Einsiedlern, die ihre Zeit mit Beten, Psalmaufsagen und Bestellung des Landes zubringen. Frauen dürfen sich dieser Gegend nicht nahen; diese Leute sind voll Stolzes auf ihre eigene Gerechtigkeit.

Ein harter, 3 tägiger Marsch führte sie durch eine Wildnis, die voll von Elefanten und Büffeln war. Ungefährdet kamen sie durch, aber als sie am 6. Tag in Wofta, der Hauptstadt Quoras angekommen waren, verweigerte ihnen der Gouverneur die Erlaubnis, den Falaschas das Wort Gottes zu predigen. Als die Missionare sich auf die königliche Erlaubnis beriefen und ihm erklärten, daß sie nicht mit Gewalt, sondern eben nur mit Predigen vorgehen wollten, gewährte er ihre Bitte. Die Falaschas aber, welche zahlreich in Wofta wohnten, verweigerten den Missionaren das Gehör, und bedrohten diejenigen mit Exkommunikation, welche mit ihnen sprechen würden.

Bessere Aufnahme fanden sie in den folgenden Tagen an den nächsten Orten. In Geergy wurden die Falascha ganz bestürzt über das Gehörte und äußerten sich: „Wir sind unwissend im großen Buch. Was ihr uns erzählt habt, ist ganz verschieden von dem, was unsere Priester uns erzählen. Wem sollen wir glauben? Wenn sie uns den falschen Weg führen, haben sie es für uns zu verantworten.“

Im Dorfe Abea war am Tage der Ankunft der Missionare

gerade ein großes Opferfest, zu dem sich viele Falaschas versammelt hatten. Die Missionare nannten ihnen den Zweck ihrer Ankunft, erhielten aber die Antwort von den Priestern, daß sie jetzt keine Zeit hätten, sondern sich nach den Opfern zu Tische setzen wollten, um das zu verzehren, was ihnen der Gott Abrahams, Isaks und Jakobs gegeben hatte. Sie möchten am folgenden Morgen kommen, um ihre Antwort zu hören. Diese lautete alsdann: „Wir wollen nicht an Jesum glauben und Christen werden, deshalb wünschen wir nicht euch wieder zu hören. Wir bleiben, was unsere Väter gewesen sind; wenn sie ohne Christum nicht gerettet worden sind, wollen wir es auch nicht werden". Mit diesen Worten entfernten sie sich und ließen die Missionare stehen. Das Verhalten der Priester war erklärlich. Sie wollten es aus Selbstsucht nicht, daß ihr Volk zur Erkenntnis komme. Denn wäre dies der Fall, dann würden sie nicht mehr die Erstgeburt der Rinder, Schafe usw. erhalten und ihr Ansehen verlieren.

Trotz allem Widerstand der Priester und Debteras hatte es an sichtbarem Erfolge der Arbeit auch nicht gefehlt. Es waren in jenem Jahre 1881 getauft worden: in Dschenda 10, in Dagusa 17, in Alefa 7 Falaschas, zusammen 34. Nachträglich konnte Argawi noch von Falaschas mitteilen, daß sie die Taufe in Dschenda empfangen hatten. Unter ihnen befand sich eine Frau, die früher eine Feindin des Evangeliums war. Als 6 Jahre früher ihr Sohn die Taufe empfangen sollte und sich zu derselben begab, fluchte sie ihm auf offener Straße. Der Sohn ließ sich dadurch nicht einschüchtern. Da ging sie nach Hause, machte die Tür hinter sich zu und weinte 5 Tage lang, ohne zu essen und zu trinken; ihre Verwandten eilten aus der Ferne herbei und beweinten ihren Sohn mit ihr als einen Toten. Hernach ist ihr das Wort Gottes zu stark geworden, sie folgte dem Beispiele ihres Sohnes und wurde eine treue Nachfolgerin Christi. Kein Wunder, daß solche liebliche Erfahrungen Argawi und seine Mitarbeiter mit hoffnungsvoller Freude für die Zu-

kunft erfüllten. Eine neue Förderung des schönen Werkes erhoffte man, wenn, wie es bestimmt wurde, Argawi, so Gott Gnade gäbe und die Wege öffnete, im Frühjahr 1882 nach Korntal kommen würde, um nach allen Seiten für die Leitung der abessinischen Mission besser ausgerüstet zu werden.

Dieser Plan konnte dann leider nicht durchgeführt werden, Argawi konnte sich nicht entfernen. Die Lage der eingeborenen Missionare und ihrer Bekehrten war eine überaus schwierige. Körperlich und geistig waren sie im Grunde nichts anderes als Sklaven des Königs, und sahen keinen Ausweg. Die halb heidnisch gewordene abessinische Kirche bot ihnen höchst wenig Seelennahrung, und täglich sahen sie sich in neue Gewissenskämpfe verwickelt. Europäische Missionare ließ König Johannes nicht zu, und sie hätten auch den eingeborenen Christen nicht viel nützen können, da jener Fürst alles in seine Kirche und Kirchenform hineinzwängte. König Johannes wollte keine andern Christen in seinem Lande dulden als solche, die sich zu der doch so tief gesunkenen abessinischen Kirche bekannten.

Der König hatte selbst die im Lande wohnenden Mohammedaner, die heidnischen Kamanten und die heidnischen Gallas im Süden zur Annahme des Christentums gezwungen. Alle römischen Priester, die eine Mission unter den Gallas unterhielten, hatte er ebenso wie die Protestanten vertrieben. Im ganzen Wollo- und Jedschu-Gebiet, dessen Bewohner früher Mohammedaner waren, hatte er Kirchen erbaut, und bereits wurde auch gefürchtet, daß er die Falaschas zur Annahme des Christentums mit Gewalt führen würde. Der Abuna Petros, ein Kopte aus Ägypten, half ihm leider bei seinem Vorgehen gegen die heidnischen Gallas. Gewalt im Innern und Gewalt nach außen (er wollte sein Reich bis Kaffa ausdehnen) war die Losung, welcher er in seiner Herrschaft folgte. Kämpfe, Räubereien, Plünderungen, Hinschlachtungen von Menschen waren an der Tagesordnung. Ein Beispiel: der König stritt mit den Bewohnern von Argoba. Die ganze Gegend wurde ausgeraubt und

ausgeplündert. Wer die Waffe ergriffen hatte, wurde erbarmungslos niedergemacht, die andern, Frauen, Kinder, Greise, auf des Königs Befehl gefangen genommen und wie das Vieh verkauft. Eigentlich sollten alle hingeschlachtet werden, nur das Dazwischentreten des Etschegje, des Oberhauptes der Klöster, rettete sie hiervon.

Wahrlich, solche Greuel schrieen gen Himmel, und ein Christentum, das so seine Verbreitung suchte, stand mit dem Heidentum auf einer Stufe. Das alles lag wie ein Alp auf dem Werk unserer eingeborenen Missionare. Ein Wunder war es nur, daß sie zu ihrer Arbeit noch nicht allen Mut verloren hatten. In Asseso waren in jenem Jahre (1882) noch 12 Falaschas getauft worden und viele andere baten um Unterricht. In Dschenda wurden zwei gut besuchte Schulen unterhalten. Es wird in den Berichten einer Reise Sanbatus nach Godscham Erwähnung getan. Dort waren viele bekehrte Falaschas, Pfleglinge der Mission, als Maurer und Zimmerleute mit der Erbauung von Kirchen beschäftigt. Diese Leute sollten besucht und unter ihnen Bibeln und Traktate verteilt werden. Sanbatu blieb 3 Monate bei ihnen, hatte viele Gespräche mit Christen und Falaschas, hielt ihnen Bibelstunden, und Gebetsversammlungen mit den Bekehrten. Letztere verdienten sich ehrlich ihr Brot, mußten sich aber genau an die abessinische Kirche anschließen, denn im andern Falle würden sie aus dem Brote gejagt und selbst aus Abessinien vertrieben.

Gobau, der weiter unter den Gallas in Guderu arbeitete, ging es gut. Er hatte für die Jugend eine Schule errichtet, und predigte jenen Erwachsenen, welche der König zur Annahme des Christentums gezwungen hatte.

Die Berichte vom Jahr 1883 besagten, daß die Unordnung im Lande weiterging, was die Missionsarbeit, besonders die Missionsreisen sehr hinderte. Alamy und Lena beschreiben die Mißhandlung, die sie von des Königs Soldaten zu leiden hatten;

mehrere Tage waren solche bei ihnen einquartiert, sie erpreßten durch Foltern aus jedem von ihnen 6 Taler und nahmen, als sie endlich gingen, ihnen noch all ihr Korn weg, das während der Regenzeit sie und ihre Familien ernähren sollte. Die armen Leute waren all ihrer Habe beraubt. Sie appellierten an den König, aber umsonst.

Debtera Beru erhielt auf der Station Dschenda fast täglich Besuche von Falaschas und Christen, denen er das Wort Gottes las und erklärte. Sanbatu konnte von drei erwachsenen verheirateten Falaschas berichten, die in einem Dorfe, das er oft besuchte, öffentlich Jesum bekannt hatten, und die später mit ihren Familien in Asseso getauft wurden.

Gebra Heiwot kam bei seiner Missionsreise zu einem Falaschafest, das auf einem hohen Berge abgehalten wurde. Hunderte von Falaschas, Männer und Frauen, waren beisammen, alle trugen auf ihrem Nacken schwere Steine und riefen: „Gott erbarme dich unser! Elohe, Elohe, barmherziger Gott, vergib uns!" Sie folgten hierin einem abessinischen Gebrauch. Wenn einer den andern beleidigt hat, und sich mit ihm aussöhnen will, so nimmt er einen schweren Stein auf den Nacken und bittet um Vergebung. Den Stein auf den Nacken nehmen bedeutet, „meine Sünde ist so groß, daß ich verdiene, gesteinigt zu werden". Die anwesenden Priester baten die Missionare, gewisse Abschnitte aus dem Pentateuch den Versammelten in Äthiopisch vorzulesen, welche einer von ihnen dann ins Amharische übersetzte. Daraufhin las derselbe auch alle messianischen Weissagungen und predigte den Leuten Christum. Die Priester wandten sich dann aber gegen ihn, befahlen ihm den Ort zu verlassen und nicht wieder zu kommen. Trotzdem folgte ihm eine Anzahl Falaschas, zu denen er dann frei reden konnte; sie alle nahmen gerne die angebotenen Traktate, welche sie zu lesen versprachen, um selbst herauszufinden, wer recht habe. Gebra Heiwot ging dann noch einmal zu den Priestern, um sich von ihnen zu verabschieden, sagte ihnen, er werde wiederkom-

men, und fügte hinzu: „Euer Schimpfen und Schelten rührt mich nicht, ich möchte euch für meinen Heiland gewinnen, da ich aus meiner Bibel weiß, daß ihr ohne ihn nicht selig werden könnt".

Aus einem interessanten Berichte Argawis über eine Missionsreise, die er mit seinem Mitarbeiter Goschu Merscha machte, sei nur einiges erwähnt, das Licht wirft auf ihre Arbeitsmethode. In der Provinz Atschafer besuchten sie nacheinander 7 oder 8 Falaschadörfer, hielten sich in jedem 3—4 Tage auf und konnten eingehend durch offene Predigt und Verteilung von Büchern und Traktaten die Falaschas dort evangelisieren. Sie gaben den Leuten auch amharische Lesebücher, damit sie lesen lernen könnten. Eine Erquickung war für die Wanderer wieder ein Abend, den sie in Wandige bei dem bekehrten Debtera Seru verbrachten. Auch andere Proselyten, die dort wohnten, vereinigten sich mit ihnen, sie hielten eine Gebetsversammlung, bei der Argawi an die Bekehrten eine Ansprache über Col. 3 hielt, und sie ermahnte, den alten Menschen aus- und den neuen Menschen anzuziehen. Die Vereinsamung der Proselyten brachte die Gefahr der Verweltlichung und des Lauwerdens mit sich. Dies mußte Argawi zu seinem Schmerz an einigen Familien in Gongosen beobachten, und waren ernste Ermahnungen nötig. In Zorentsch überschüttete sie ein alter Falascha-Debtera mit Verwünschungen und Flüchen: „Ihr Kinder Satans, Verführer, Zauberer, Religionsverdreher, Anhänger des Europäers Flad, ihr, die ihr die ganze Welt verdorben habt, seit nun auch hierher gekommen, um uns zu verderben!" — Der Sohn eben dieses Debtera kam heimlich zu ihnen, hörte aufmerksam zu und gestand ihnen, er habe schon lange in der Bibel gelesen und nach der Wahrheit geforscht, er hätte sich auch schon taufen lassen, wenn er nicht den Fluch seines Vaters fürchtete. Argawi las ihm Mark. 10 V. 29, worauf der suchende Falascha erwiderte: „Möge Gott mir helfen, an seinen Sohn zu glauben und ewiges Leben zu finden". Argawi schloß diesen Bericht, der Ende 1884

in meine Hände kam, mit der Bemerkung: „Wenn ich zu Ihnen komme, werden Sie mehr hören“. — —

In den Fastnachtstagen des Jahres 1885 kam Argawi zum Besuch nach Korntal, er erschien in seiner orientalischen Kleidung und wurde in Stuttgart selbst für einen Fastnachtsnarren gehalten. Er hatte die ganze Reise allein gemacht und erzählte drollig über mancherlei Erlebnisse.

In Alexandrien verschaffte ihm ein Chrischonabruder eine billige Überfahrt nach Triest, zahlte 4. Klasse, und er durfte 3. Klasse fahren. Darüber war Argawi so überglücklich, daß er glaubte, sich nun einmal etwas besonderes leisten zu dürfen: eine Spazierfahrt in einem Zweispänner. Er stieg ein; der Kutscher, ein Araber, frug: „Wo soll ich Sie hinfahren?“ „Gerade aus!“ erwiderte Argawi. Der Kutscher fuhr. So oft er frug: „Wohin, mein Herr?“ lautete die Antwort: „Gerade aus“. Als der Kutscher eine gute Entfernung vor der Stadt draußen war, hielt er und frug seinen Abessinier, ob er verrückt sei? „Nein“, war die Antwort, „kehre um und bringe mich dahin, wo wir abfuhren“. Als er angelangt war, stieg er aus und gab dem Kutscher 2 fr. „Nein Herr, nicht 2, sondern 10 fr. bekomme ich“. Wohl oder übel mußte Argawi bezahlen, machte sich aber über seinen dummen Streich solch Gewissen, daß er 4 Tage fastete und nur schwarzen Kaffee und Kartoffelsalat aß. Er wollte sich für seinen Übermut selbst strafen.

In Ulm kam er abends spät an. Er legte sich auf eine Bank im Wartesaal. Die Wache wollte ihn hinaustreiben, er aber sagte: „Ich Abessinier gehe meinen Vater in Korntal besuchen, ich kenne niemand hier, ich bitte Sie, mich hier schlafen zu lassen“. Die Wache ließ ihn, und schloß den Wartesaal ab. Am Morgen kam der Beamte, weckte ihn und sagte: „Der Zug nach Stuttgart gehe bald ab“. Aus Dankbarkeit bezahlte Argawi dem Wächter eine Tasse Kaffee und erzählte ihm von Abessinien, von der Mission und von der Liebe Jesu.

Es war eine große Freude, unseren lieben Mohrensohn

nun einige Monate bei uns zu haben. Zwölf Jahre hatten wir uns nicht mehr gesehen; er war ja unter unsern Abessiniern der ganz besondere Liebling. Von seinem 3. Jahre an war er schon in die erzieherische Hand meiner Frau gekommen, und hing mit rührender Liebe und Verehrung an ihr. Wie nützlich, zuverlässig, aufopfernd hatte er sich bewiesen, als er, noch im Knabenalter, seiner Herrin in den ersten 2 Jahren der Gefangenschaft auf Schritt und Tritt folgte und ihr beistand. — —

Unser Missionskomitee in London wünschte ihn zu sehen, infolgedessen ich mit ihm zu dem am 7. Mai stattfindenden Jahresfest unserer Missionsgesellschaft reiste. Wir mußten beide Ansprachen halten. Acht Tage nachher wurden wir vom Komitee noch besonders empfangen. Die Herren waren außerordentlich freundlich und liebenswürdig gegen ihn, und gaben ihm herzliche Segenswünsche für die Rückreise und Weiterarbeit.

Bei Mrs. Potts, der lebenslangen Gönnerin und Freundin unserer Falaschamission, verbrachten wir mehrere Tage auf ihrem schönen Sitz in Hoole Hall bei Chester. Die Dame war eine edle Christin, tief gegründet, und voll Liebe und Eifer für Gottes Reichssache.

Argawi und ich hatten jeder sein besonderes Zimmer. Es stellte sich hernach heraus, daß sich der liebe Abessinier nie ins Bett gelegt hatte, sondern auf dem Fußboden schlief. Auf mein Befragen, warum, sagte er: „So schönes, seidenes Bett ist für mich Abessinier zu gut, ich muß in Abessinien auf bloßem Boden schlafen, darf jetzt meinen alten Menschen nicht zu weich betten, sonst geht er nicht mehr nach Abessinien“.

Vom ersten Sekretär unserer Gesellschaft hierzu aufgefordert, zeigte ich Argawi manche Sehenswürdigkeiten der Weltstadt London, den Tower, Christall Palast usw. Gegen Ende unseres Aufenthaltes in London waren wir im Bibelhaus, wo uns sehr eingehend die vielen Vorräte an Bibeln in 300 Sprachen, die Verpackung, Versendung und dergleichen gezeigt wurden. Da rief mein Abessinier aus: „Von allem Schönen und Herr=

lichen, das ich in London gesehen habe, ist das Bibelhaus das Schönste und Kostbarste!" Er hatte an seinem eigenen Herzen die Wahrheit des Wortes des Psalmisten erfahren: „Dein Wort ist köstlicher, denn Gold und viel feines Gold und ist meinem Munde süßer, denn Honig und Honigseim".

Einmal blieb Argawi in einer der schönsten Straßen Londons wie versteinert stehen und rief aus: „Wozu sind wir Abessinier noch auf der Welt? Wir schmutzigen Afrikaner! Und dabei sind wir so hochmütig! Die Europäer haben auf dieser Welt den Vorhof des Himmels, und wir Afrikaner leben im Vorhof der Hölle!"

Während des Sommers 1885 war Argawi behilflich bei der Korrektur der amharischen Bibel, an deren Revision ich seit 5 Jahren arbeitete. Wie freute er sich der Aussicht, bald die ganze Bibel in einem handlichen Bande für sein Volk zu bekommen.

Am Basler Missionsfest hielt er beim Jahresfest der Freunde Israels eine Ansprache von der Kanzel der Leonhardskirche, in der er beweglich von den Judenchristen seiner Heimat erzählte. Auf der lieben Chrischona, wo Argawi ausgebildet worden war, und in vielen Kirchen und Gemeinschaftssälen der Schweiz und Süddeutschlands hielt Argawi Missionsvorträge, durch welche das Interesse für die Falaschamission geweckt wurde.

Im Oktober 1885 reiste Argawi nach Abessinien zurück. Er nahm Bibeln und Neue Testamente, Schulbücher, Traktate und die Gehälter für sämtliche Angestellte für 1885 und 1886 mit.

Argawi kehrte mit Bangigkeit in seine Heimat zurück und mit dem Vorgefühl, er gehe Schwerem entgegen.

König Johannes, beeinflußt von der abessinischen Priesterschaft, wurde immer unfreundlicher, ja feindselig gegen die Tätigkeit unserer Brüder. Es konnte ja die Arbeit unserer Brüder, sowie das evangelische Bekenntnis der getauften Falaschas und ihr Lebenswandel, an der erstorbenen abessinischen Kirche nicht wirkungslos bleiben. Eine Anzahl abessinischer

Priester standen in freundschaftlichem Verkehr mit unsern Brüdern, lasen mit ihnen die Bibel, und verwarfen das Mittleramt der Maria und anderer Heiligen als unbiblisch. Weit der größere Teil der Priester aber feindete sie an und verklagte sie wiederholt beim Landesbischof und dem König als gefährliche Irrlehrer, durch welche die abessinische Kirche bedroht werde. Wiederholt wurden sie vor König und Bischof gerufen und mußten sich verantworten. Ein abessinischer Priester aus der Stadt Symra führte beim Gottesdienst anstatt der dem Volke unverständlichen äthiopischen, die amharische Volkssprache ein, gebrauchte das ins Amharische übersetzte englische Gebetbuch (Prayerbook), las und erklärte seinem Volk das Neue Testament, und trat entschieden gegen die Irrtümer seiner Landeskirche auf. Deshalb angeklagt, ließ ihn der Landesbischof zwei Monate bei Wasser und Erbsen in Ketten schmieden und verlangte, er müsse widerrufen. Da er beharrlich darauf bestand, wenn er nicht von dem Bischof aus dem Neuen Testament widerlegt werde, widerrufe er nicht, wurde ihm nach zwei Monaten die Freiheit geschenkt, mit der Weisung, in Zukunft nicht mehr öffentlich gegen die hergebrachten Sitten und Gebräuche der Landeskirche zu reden.

Durch etliche Bibeln und einige Neue Testamente, welche unter die Mönche in einem Kloster verteilt wurden, entstand unter denselben eine heilsame Bewegung. Eines Tages erklärte einer der Mönche: „Brüder, ich habe das Neue Testament wiederholt durchgelesen, aber nirgends eine Stelle gefunden, die sagt: „Gehe in ein Kloster und werde Mönch. Christus Jesus und seine Apostel sind in keine Klöster gesessen wie wir; sie sind umhergereist und haben dem unwissenden Volk gepredigt. Wir sind faule Bäuche. Ich gehe von heute an hinaus auf unsere Dörfer und lese dem unwissenden Volk aus dem Neuen Testament vor". — Andere folgten diesem Beispiel. Die Abessinier lieben die Bibel und lesen sie gerne. Auch die ins Amharische übersetzte Missionsliteratur wurde gerne gelesen, und es könnten manche

Beispiele erzählt werden, wie sie auf Herz und Leben bei vielen eine segenbringende Einwirkung hatte, wie z. B. jener Räuber, durch das Lesen des Herzbüchleins, sein Räuberhandwerk aufgab, zu einem geordneten Berufe zurückkehrte und später dem Geber des Herzbüchleins, Bruder Argawi, herzlich dankte.

Als der Landesbischof starb, ließ an seine Stelle König Johannes drei Bischöfe aus Ägypten kommen. Alle drei waren Gegner der Arbeit unserer Brüder unter den Falaschas. König Johannes wurde selbst zum Missionar. Durch einen Gewaltakt wollte er sämtliche Mohammedaner in Abessinien taufen lassen. Hunderte wanderten in den ägyptischen Sudan aus und ließen Hab und Gut zurück, um dieser Gewaltmaßregel zu entgehen.

Sendlinge der russischen Kirche, angeführt von einem Kosakenoffizier Leonteff, kamen an den abessinischen Hof, brachten seidene und goldgestickte Gewänder und silberne Kirchengeräte. Diese drangen in den König, die Teufelsdiener, die protestantischen und katholischen Missionare aus dem Gallalande, wo sie unter den heidnischen Gallas arbeiteten, zu vertreiben, um den heiligen Glauben der abessinischen Kirche gegen europäische Eindringlinge zu schützen. Die Russen forderten zu einem Bund mit der orthodoxen Kirche auf und versprachen Schutz und Unterstützung. Zwei Chrischonamissionare, zwei schwedische und vier katholische Missionare wurden aus dem Gallaland vertrieben. Gerade als dieses Drama sich in Abessinien abspielte, kam unser lieber Bruder Argawi von Europa nach Abessinien zurück.

Vor seiner Abreise ins Innere schrieb er noch von Adoa aus, daß ihm etliche Brüder entgegengekommen waren und ihm berichteten, es befinde sich alles wohl auf den drei Stationen, aber es sei eine schwere, verhängnisvolle Zeit für sie angebrochen, da der König immer gehässiger gegen sie auftrete. „Schweres wartete auf uns“, schrieb Bruder Argawi, „doch ich gehe im Namen Jesu meinen Weg. Wenns zum Sterben kommen soll, so habe ich droben eine Wohnung bereitet. Darf ich aber noch mehr arbeiten, so will ich meine letzte Kraft an=

wenden, um meinen Landsleuten zu sagen, wie gut man es bei Jesu hat. Es ist mir ein Trost und eine Glaubensstärkung, aus ihrem Briefe zu sehen, daß viele Kinder Gottes für uns beten."

Und nun verging ein Jahr und noch eines und wieder eines ohne alle Nachrichten. Es waren die Jahre, in denen König Johannes und sein Volk von zwei Seiten hart bedrängt um ihr Weiterbestehen kämpfen mußte. Die Italiener hatten sich am Roten Meer festgesetzt und trugen sich mit dem Plane, ganz Abessinien zum Protektorate zu machen. Das führte zu jahrelangen Kämpfen. Die Verbindungswege mit Abessinien waren gesperrt. Der König ließ niemand nach Massaua, und wer von da nach Abessinien sich hineinwagte, dem ließ er Hände und Füße abschneiden.

Aus dem Sudan drangen die Derwische, die Nachfolger des Mahdi, in Westabessinien ein. Sie verheerten, von Metammah kommend, die drei herrlichen, fruchtbaren, dichtbevölkerten Provinzen Tankel, Dagusa und Dembea. Dörfer und Städte gingen in Flammen auf, das Vieh wurde weggetrieben, und die Menschen, die sich nicht flüchten konnten und sich weigerten, den mohammedanischen Glauben anzunehmen, wurden grausam niedergemacht oder in die Sklaverei verkauft. Letzteres geschah namentlich mit Mädchen und Knaben, während die älteren Leute erbarmungslos abgeschlachtet wurden. Viele unserer Proselyten sind damals auch den Märtyrertod gestorben.

König Tekla Haimanot von Godscham, ein Vasall des Königs Johannes, warf sich mit einem großen Heere den Derwischen entgegen, wurde aber von ihnen bei dem Orte Mekkana Sehlassie, zwischen Metammah und Gondar, bis zur Vernichtung geschlagen und sein Heer zersprengt. Tekla Haimanot selbst konnte sich nur durch einen verzweifelten Eilritt mit etwa zehn Mann seiner Umgebung nach Mankorer retten. Die Derwische nützten den Sieg wacker aus, rückten gegen Gondar, verbrannten die alte Stadt samt ihren 33 Kirchen und zogen gegen Debra Tabor, die gewöhnliche Residenz des Negus Johannes.

Dieser selbst eilte damals vom nördlichen Kriegsschauplatz, wo er gegen die Italiener kämpfte, nach dem Süden, allein erst dem Eingreifen König Menileks von Schoa gelang es, den barbarischen Feind in seinem Siegeslauf aufzuhalten. Die Derwische hatten 30 000 mit Remingtongewehren wohlbewaffnete Krieger ins Treffen geführt, während die Abessinier wohl über 100 000 Mann verfügten, von denen aber nur 20 000 mit alten Feuerwaffen versehen waren. Menilek wurde infolge seines erfolgreichen Eingreifens gegen die Derwische als Retter des Vaterlandes gepriesen, und blieb von da an der volkstümlichste Mann im äthiopischen Reiche. Die Derwische hieben nach der Schlacht von Mekanna Sehlassie den Abessiniern, welche sich weigerten, den Propheten zu bekennen, Hände und Füße ab und ließen die Unglücklichen an der Heeresstraße liegen.

Unsere eingeborenen Missionare und Lehrer konnten sich mit dem nackten Leben flüchten. Einige fanden in der Provinz Begemeder Zuflucht und lebten von da an lange in Debra Tabor und Abuna Harra. Von letzterem Orte wurden sie durch feindselige christliche Priester und Debtera um ihres evangelischen Glaubens und Lehre willen verjagt. Während ihres Aufenthaltes in Abuna Harra machten sie wiederholt Missionsreisen nach Metscha und Alefa, wo sie reichlich Gelegenheit fanden, Falaschas das Evangelium zu predigen und Proselyten in ihrem Glauben zu stärken.

Während dieser Zeit hatten sie verschiedene Taufen in Debra Tabor und in Abuna Harra. Auch auf ihre christliche Umgebung hatten sie durch ihren Unterricht Einfluß, so daß viele die Irrtümer der abessinischen Kirche einsahen und sich entschieden an die Lehre Jesu und seiner Apostel hielten.

Der briefliche Verkehr zwischen mir und meinen eingeborenen Missionaren, das einzige menschliche Mittel, das mir die Weiterführung des fernen Werkes noch einigermaßen ermöglichen konnte, war nun jahrelang abgeschnitten. Boten konnten nicht gesandt werden. Endlich im Frühjahr 1889 kam Ar-

gawi selbst nach Massaua, um von dort aus zu berichten. Stets mußten sie fürchten, ihre Briefe und Berichte könnten aufgefangen und an König Johannes ausgeliefert werden, was für sie und ihre Arbeit höchst verhängnisvoll werden konnte.

Er schrieb von Monkullo, den 14. März 1889, folgenden Brief:

Geehrter Herr Flad!

Gottes Gnade zum Gruß! Gestern abend kam ich durch Gottes Gnade hier an. Ich will nun einiges von dem Jammer und Not, die ich erfahren habe, niederschreiben. Ich konnte nicht früher schreiben, weil König Johannes streng verboten hatte, daß irgend jemand Briefe nach Massaua sende. Aus diesem Grunde unternahm ich die schwere Reise, um von hier aus Ihnen zu berichten. Durch Gottes unverdiente Gnade sind wir noch am Leben. Von Gondar bis Massaua werden auf allen Zollstationen die Durchreisenden aufs genauste untersucht, ob sie Briefe bei sich haben. Wenn solche gefunden werden, wird der Bote und der Schreiber in Mankor [1]) gebunden und zum Negus geführt, der sie sofort töten läßt. Deshalb konnten die Brüder mir keine Berichte mitgeben. Herr Svensson, der Leiter der schwedischen Mission empfing mich und meinen Begleiter Fanta David sehr freundlich, wofür wir sehr dankbar waren.

Als ich vor 4 Jahren, aus Europa kommend in Gondar anlangte, wurde ich von unseren Feinden sogleich verklagt, ich sei ohne königliche Erlaubnis nach Europa gereist. Ich wurde vor das Gericht geführt, um mich gegen meine Ankläger zu verantworten. Ich bekannte frei und offen die Wahrheit und sagte: „Ich habe meinen früheren Lehrer und Erzieher, Herrn Flad und meine Freunde in Europa, besucht". Außerdem wurde ich auch angeklagt, ich sei Protestant, ein Schüler der Europäer,

[1]) Mankor ist ein schweres, 2 Meter langes Holz mit einer Gabel, in welche der Hals eingezwängt und befestigt wird. Sitzend muß der arme Gefangene Tag und Nacht verbringen. Auf dem Transport wird das eine Ende von einem Soldaten getragen.

ein Feind der heiligen Jungfrau Maria und der andern Heiligen usw. Der Statthalter und Richter von Gondar ließ mich, an Händen und Füßen gebunden, in ein unterirdisches Gefängnis werfen, in dem Ratten, Schlangen und anderes Getier hausten. Die Kleider wurden mir vom Leibe gerissen, und ich wurde aller meiner Habseligkeiten beraubt. Man nahm mir alles weg; nackt, hungernd, frierend verbrachte ich 14 Tage in jenem unheimlichen, unterirdischen Loch. Ich sehnte mich nach meines Lebens Ende und bat meinen Heiland, er möchte mich doch sterben lassen.

Als meine Glaubensbrüder in Dschenda hörten, ich sitze in Gondar gefangen, kamen sie und baten für mich beim Statthalter, welcher mich nach langen Verhandlungen freigab. Als meine Brüder, Beru und Sanbatu, mich in meinem Elend und in Ketten sahen, weinten sie laut und riefen: „Ach, wärest Du, unser Bruder, doch in Europa geblieben!“ Nachdem ich befreit war, reiste ich mit den Brüdern nach Dschenda, da war große Freude. Unsere Proselyten kamen aus allen Gegenden und Provinzen, und ich mußte ihnen tagelang von ihnen und von Europa erzählen. Jeder frug mich, kommt unser Vater Flad nicht wieder in unser Land? O, daß wir ihn noch einmal sehen könnten! Die Priester und Debteras in Dschenda waren sehr erfreut und dankbar über die Glocke, welche Sie ihnen für ihre Kirche geschickt hatten.

Nicht lange nach meiner Ankunft in Dschenda, noch ehe ich mich von meinen Strapazen erholt hatte, fielen die Derwische in unser Land ein, besiegten König Tekla Haimanot, verwüsteten ganz Westabessinien, töteten viele tausend Männer und führten die Frauen und Kinder in die Sklaverei. Auch viele unserer Proselyten sind dabei umgekommen. Debtera Beru, Sanbatu und ich flüchteten in die Provinz Belesa. Wir waren die ganze Regenzeit über flüchtig, ohne Heimat, ohne Freund! Doch der beste Freund war bei uns! Jammer, Not, Trübsal, Armut waren unser täglich Brot. Wir haben eine harte Schule durch-

gemacht, aber auch die Treue unseres Gottes auf wunderbare Weise erfahren dürfen. Gott der Herr wolle sich unser und unseres armen Volkes erbarmen, uns aus aller Not helfen und von allen unseren Feinden und Widersachern erretten.

Das Elend ist unbeschreiblich groß. Bitte senden Sie bald Geld. Seit drei Jahren haben wir kein Geld empfangen. Wir konnten keine Boten nach Massaua schicken. Wir alle haben sehr viele Schulden machen müssen, die nun bereinigt werden sollen.

Ach, wie notwendig wäre es, daß wir uns mit Ihnen über unsere Mission und deren Zukunft beraten könnten!

Bitte, sagen Sie unserem verehrten Komitee und allen unsern Freunden, sie möchten fortfahren, unserer in ihrer Fürbitte vor dem Herrn zu gedenken. Gott ist ihr Lohn.

In der Liebe Jesu Christi grüßt Sie

Ihr dankbarer Sohn

Michael Argawi.

Ich hatte den Eindruck, als wolle sich die ganze Mission auflösen. Dies zu vermeiden, bestellte ich sämtliche Angestellte der Mission zu einer Konferenz nach Monkullo, wozu mein Komitee seine Einwilligung und die nötigen Mittel usw. für die Reise gab.

Im Januar 1890 verließ ich Korntal und kam am 15. Februar in Monkullo an. Es war meine 8. Reise nach Abessinien.

Meine Leute waren vor mir in Monkullo eingetroffen. Argawi hatte das alles gut organisiert. Merscha, ein tüchtiger Lehrer, erkrankte und starb in der Nacht nach meiner Ankunft. Er wurde am 16. Februar in der Frühe auf dem Friedhof der schwedischen Mission beerdigt. Das war für uns alle ein ernster Anfang der Konferenz. Kendy Fanta konnte wegen Altersschwäche nicht kommen, ebenso Liena. Sanbatu blieb bei den Familien als Hüter in Debra Tabor zurück.

Die lieben Brüder der schwedischen Mission gaben mir eins ihrer Häuser, in dem ich wohnen und die Konferenz abhalten konnte.

Anwesend waren: Debtera Beru, Michael Argawi, Hiob Negusie, Wandemhuning Negusie, Meherat, Beleta, Fanta David und Gebra Egsiabeher.

Die Konferenz dauerte 14 Tage, in denen ich von 8—12 und von 2—5 Uhr die Brüder um mich hatte. Jede Konferenzversammlung wurde mit Gebet und Wort Gottes begonnen und geschlossen. Mißhelligkeiten wurden geschlichtet und beseitigt. Alle Angelegenheiten der Mission wurden besprochen und Beschlüsse gefaßt. Alles verlief in bester Harmonie. Ein neuer Geist, neues Leben kam in alle, und jeder war dankbar.

Am letzten Tage unseres Beisammenseins, es war ein Sonntag, feierten wir mit der schwedischen Missionsgemeinde zusammen das heilige Abendmahl und nachmittags hatten wir mit der ganzen Missionsfamilie, die Schüler mit eingeschlossen, bei Kaffee und Kuchen, die ich bestellt hatte, eine Abschiedsfeier. Es wurden Ansprachen gehalten von Missionar Svensson, Debtera Beru, mir und Tayeling.

Am Montag früh begleiteten mich alle nach Massaua an das Schiff und tags nachher traten sie ihre Rückreise an. Sie waren mit Bibeln und Schulbüchern, sowie mit Traktaten reichlich versehen. Jedem zahlte ich seine rückständigen Gehälter, sowie das für 1890, und konnte ihnen zur Verteilung unter dürftigen Proselyten, Waisen und Altersschwachen 200 Taler mitgeben.

Die lieben Brüder weinten bitterlich, besonders der treue Argawi, als sie mir zum Abschied die Hand reichten und nach Landessitte küßten.

Voll Lob und Dank fuhr ich aus dem Hafen Massaua, alle standen am Ufer und winkten mir, bis ich ihren Augen entschwunden war.

Ich fuhr mit einem italienischen Regierungsschiff; ich hatte

Beleta. Hiob. David. Negusie. Beru. Meheret. Argawi.

Gruppe der eingeb. Falaschamissionare, die zu der Missionskonferenz in Monkullo (1890) kamen.

bis Suez freie Reise, weil ich der italienischen Regierung neue amharische Typen besorgt hatte. Sie wollten sich dadurch erkenntlich zeigen. Ich nahm es mit Dank an; meinem Komitee war damit 10 Pfund Sterling erspart.

XX.

Erlebnisse in Haus und Gemeinde Korntal.

Ich muß nun etliche Jahre zurückgreifen. Als der Druck der amharischen Bibel fertig war, bestimmte mich mein Komitee zum Nachfolger meines Kollegen Hefter nach Frankfurt a. M. Ich verkaufte unser liebes Wohnhaus in Korntal; noch ehe wir aber von Korntal abziehen konnten, erkrankte ich an einem Nierenleiden, von dem der Arzt meinte, es werde in einigen Jahren meinen Tod herbeiführen. „Sie gehen nach Frankfurt, um zu sterben, das können Sie hier besorgen, hier hat ihre Familie eine Heimat, in Frankfurt nicht.“ Zu diesem nicht gerade mutmachenden Ausspruch des Arztes, Dr. Z., kamen noch meine eigenen Bedenken. Da ich nicht zum Judenmissionar ausgebildet war, fehlten mir die Fähigkeiten, den mir angewiesenen Posten auszufüllen. Ein Besuch in Frankfurt machte mir klar, daß ein Judenmissionar, auch in Deutschland, eine gründliche Kenntnis des Hebräischen und des Talmud besitzen müsse. Ich bat um meine Entlassung, die mir krankheitshalber gewährt wurde, mit dem Bemerken, der Eintritt in den aktiven Dienst stehe mir nach wiedererlangter Gesundheit immer offen.

Nun war das Haus verkauft. Wo sollten wir wohnen? Doch auch da hieß es, wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. Die Schwestern Elsässer boten uns den oberen Teil ihres Hauses an, und da wohnen wir, wo ich dieses schreibe, nun schon seit 17 Jahren friedlich beisammen. Die ältere Schwester Gottliebin ist derzeit selig heimgegangen. Sie war eine edle, tiefgegründete, demütige und verständige Seele.

Im Jahre 1886 wurde ich an Stelle des verstorbenen In=

stitutsvorsteher Hoß in den Gemeinderat Korntals gewählt, besser gesagt zum Lastträger Korntals gemacht. In jene Zeit fällt der 7 jährige Krieg Korntals, den Herr Pfarrer Körber in seiner ungeistlichen Art heraufbeschworen. Schulmeister Röhm, ein Pharisäer seines Geschlechts, bestärkte ihn darin, und durch seine Philisterart wurde die Gemeinde um 100 000 Mk. geschädigt. Er sprengte unter den Hahnischen Gemeinschaften aus, die Korntaler Kasse sei am Fallieren, worauf etliche hunderttausend Mark Kündigungen kamen. Ein Bruder allein, Fr. D., kündigte 70 000 Mk. So mußten Wertpapiere zu niederem Kurs verkauft werden. Es war nach Innen und Außen eine schwere Zeit, es mußte gekämpft und Glauben gehalten werden. Wenn die Brüder D. und R. die Tragweite ihrer Handlung erkannt hätten, würden sie wohl nach Jesu Wort handelnd, „tue deinem Nächsten nichts Böses", ihr unglückliches Kundschaftergeschrei unterlassen haben. Der Herr rechne es ihnen nicht zu.

Nach sieben schweren Jahren mußte Pfr. Körber weichen, und Röhm meldete sich weg nach Tübingen. Pfr. Schlaich von Degerloch kam zu uns nach Korntal, und bald hatten wir wieder Frieden im Herzen, im Gemeinderat und in der Gemeinde. Alle Unzufriedenen hatten sich Körber und Röhm an die Rockschöße gehängt, in der Hoffnung, die Gemeindeordnung werde aufgelöst, und Korntal werde wie jede andere Gemeinde in Württemberg. Die Gedanken, welche man sich über die Kasse der Güterkaufsgesellschaft machte, spielten namentlich eine große Rolle. Es hieß einfach: „Die wird geteilt, die Institute werden geschlossen und Bierbrauereien daraus gemacht". Kurz, der sozialdemokratische Staat war in den Gehirnen der wenigen verführten, leichtsinnigen Korntaler fertig. Aber, der im Himmel wohnet, lachte ihrer, der Herr spottete ihrer. Korntal besteht heute, wo ich dies schreibe (1905) noch, und jene sind vom Winde wie Spreu verweht.

XXI.

Besuch in England.

Es war meiner Frau sehnlichster, langgehegter Wunsch, unsere Kinder in Liverpool zu sehen. Wir baten den Herrn, daß, wenn Er uns diese Freude schenken wolle, er den Weg bahnen möchte. Bald darauf frug unser Schwiegersohn, Pastor Krüsmann, ob ich ihn während seiner Ferien vertreten könnte? Zugleich teilte er mir mit, Mr. Pomeroy, der damalige Distrikts-sekretär unserer Gesellschaft werde gerne für Deputationsarbeit sorgen. Wir nahmen es als Fingerzeig vom Herrn, ich predigte an den Sonntagen, morgens und abends, in der deutschen Kirche, und hielt in der Woche in der großen Stadt Liverpool und Umgegend Missionsversammlungen. Der Einladungen wurden bald so viele, daß ich oft ablehnen mußte. Ich blieb, nachdem mein Schwiegersohn seine Tätigkeit wieder selbst übernommen hatte, noch $1^1/_2$ Monate in England und widmete meine ganze Zeit der Deputationsarbeit. Dabei kam ich in allen Teilen Englands in große Städte und viele kleinere Orte. Ich lernte viele liebe Gotteskinder kennen, sowohl unter englischen Geistlichen als auch Laien, und fand unter ihnen großes Interesse für die Mission. Doch hatte ich wiederholt den Eindruck, daß die englischen Missionsfreunde vom Missionar mehr Befriedigung ihrer Wißbegierde als Nahrung für ihr Herz verlangten. Angenehm war, daß man nichts mit Einsammeln des Geldes zu tun hatte. An jedem Ort, den ich besuchte, war ein Ortskassierer der Gesellschaft, der das übernahm. Meine Auslagen wurden von meinem Komitee bezahlt.

Es war eine anstrengende Arbeit, und nicht immer war der Empfang freundlich. Einmal kam ich an einem kühlen, regnerischen Herbsttage zu einer Dame und ihrer Tochter, an die mich der Sohn empfohlen hatte. Der Empfang in der fürstlichen Villa war kälter als die Atmosphäre draußen. Ich sollte hier vom Pfarrer, in dessen Gemeinde ich reden sollte, abgeholt

werden. Er kam nicht. Nach dem Abendessen geriet die alte Dame beinahe außer sich vor Aufregung, daß man ihr den unbekannten Fremden ins Haus geschickt hatte, und sie ihn nun noch beherbergen müsse. Mir wurde es ungemütlich, und ich bat die Tochter, mich durch einen ihrer Knechte dahin bringen zu lassen, wo die Versammlung stattfinden sollte. Bald kam ein stämmiger Mann mit Laterne, nahm meine Reisetasche und hieß mich folgen. Es ging nun quer über Wiesen und Felder, Stock und Stein, zwischen Dorngehege und kletternd über Einzäunungen. Endlich, nach $^3/_4$ stündlicher Anstrengung, standen wir vor dem Schulhause, wo bereits alles versammelt war, und der Herr Pfarrer das Eingangslied schon singen ließ. Ich wurde gleich nach dem Eingangsgebet zum Reden aufgefordert. Meine Zuhörer waren so aufmerksam, daß ich den Eindruck hatte, es werde mir jedes Wort vom Munde weggenommen. Nach der Versammlung fuhr ich mit der Pfarrfrau in das $^3/_4$ Stunde entfernte Pfarrhaus. Das waren gar liebe und ernste, fromme Leute; mit dem Pfarrherrn saß ich noch bis Mitternacht zusammen und mußte ihm erzählen. So endete der Besuch in jener Gegend noch recht lieblich. Am andern Morgen mußte ich aber weiter, um abends an einem andern Ort zu reden. So ging's fort von Tag zu Tag.

Bei Miß Edwards, die in der Nähe von Norwich wohnte, genoß ich einige Tage Ruhe. Diese liebe, sehr reiche Dame war in Tunis gewesen, wo sie unsere Kinder und die von ihnen geleitete Mission kennen gelernt hatte. Sie war eine warme Freundin unserer Gesellschaft, auch anderer Missionsgesellschaften und der Bibelgesellschaft. Sie veranstaltete für mich ein drawingroom-meeting, das von lauter vornehmen Herren und Damen besucht wurde; es waren auch sehr viele Geistliche aus der Umgegend anwesend. Ich hatte den Eindruck von fabelhaftem Reichtum. Diese Engländer waren dabei sehr liebevoll, freundlich, wohlwollend und fromm. Der Missionar nimmt bei ihnen keine untergeordnete Stellung ein. Er wird geachtet und

geschätzt für die Dienste, die er draußen auf dem Missionsfelde leistet; das fiel mir besonders im Verkehr mit den Geistlichen auf. Diese Tage waren für mich eine Zeit der Erquickung und reichen innern Segens.

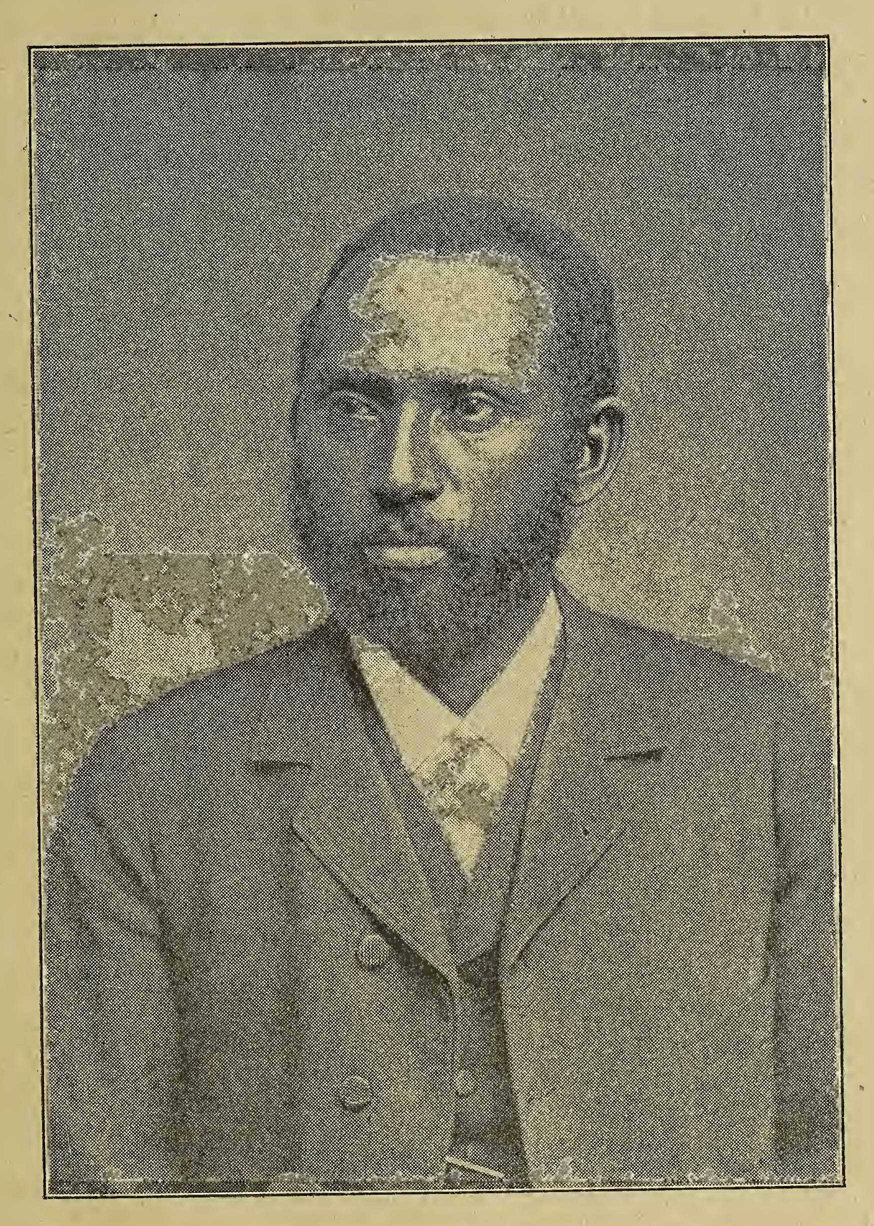
Miß Edwards hatte schon die ganze Welt bereist, auch Ägypten und Palästina hatte sie zweimal besucht. Sie hatte Bände von Ansichten und eine wertvolle Bibliothek. Ihre fürstliche Wohnung, umgeben von einem Park, waren das Absteigequartier von vielen Missionsarbeitern und Arbeiterinnen. Sie stand wohl in der Mitte der sechziger Jahre, und weil sie sehr korpulent war, hatte sie aufgehört, Reisen zu machen. Dagegen sagte sie: „Ich habe mich nun für die große Reise in die Ewigkeit vorzubereiten". Als sie das sagte, strahlte ihr Gesicht. Ihr Glaube war so lebendig, daß sie gar keinen Zweifel hatte, sie werde zu Gnaden angenommen, sie sagte, sie werde ein ganz besonderes Loblied dem Heiland zu singen haben, daß Er sie zu sich gezogen und ihr die Gnade geschenkt, ihre Zeit, ihre Kraft und ihr Vermögen in seinen Dienst zu stellen. — „Geben können", sagte sie, „ist auch eine Gnade Gottes". Sie starb zwei Jahre nach meinem Besuche.

In Bristol war ich drei Tage der Gast einer sehr betagten, frommen Dame, die noch im selben Jahre heimging. Die Missionsversammlung dort war erhebend. Ich besuchte in Bristol auch die Anstalten von Georg Müller. Die großartig und schön angelegten Anstalten versetzten mich in nicht geringes Erstaunen. Drei mächtige, massivgebaute Häuser, deren Insassen, Kinder und Altersgebrechliche, alle aus Gottes Fülle und der täglichen Handreichung seiner Kinder lebten. — Man trifft erstaunlichen Reichtum in England und auch erstaunliches Geben für Zwecke des Reiches Gottes. Auch die aristokratische Welt hat dort eine offene Hand; es gibt noch viele wahre Gottesfurcht, die Bibel wird gelesen und geglaubt; am Sonntag wird geruht und man sieht die Leute familienweise zur Kirche gehen. In jedem englischen Haus wird dafür gesorgt, daß die Dienstboten ihren

ruhigen Sonntag haben. Wie wohltuend sind doch die Sonntage in England!

Über einen Sonntag besuchte ich unsern alten Leidens- und Gefangenschaftsgenossen, Herrn Rassam in Brighton, einer wundervollen, reichen, am Meer gelegenen Stadt. Ich reiste schon am Samstag hin und hatte meine Ankunft Herrn Rassam geschrieben. Er kam an die Bahn, aber keiner erkannte den andern. Er war zum Greise geworden, hatte schneeweißes Haar und war vorgebeugt. Wir hatten uns seit 1868 nicht mehr gesehen. Zehn Minuten, nachdem ich sein Haus betreten hatte, kam der alte, liebe Freund und rief unter der Haustüre seiner Frau zu: „Herr Flad ist nicht gekommen". „O, doch, Herr Flad ist da", antwortete sie belustigt. Wir hatten einander viel zu erzählen, der gute Freund machte auch eine Rundfahrt mit mir und bis ans Meeresufer. Herr Rassam hatte sechs prächtige Töchter. Am folgenden Tage, dem Sonntag, ging die ganze Familie zweimal zur Kirche, morgens um 11 Uhr und abends um 6 Uhr. Die Sonntagsruhe auch in einer Handels- und Weltstadt Englands ist etwas eindrucksvolles. Alles ruht, die Eisenbahn, die Post, der größte Teil der Omnibusse, die Bäcker, die Metzger, alle Gewerbe. Alles hat Sonntag, den jeder in seiner Familie verbringt und feiert. Gewiß war das auch mit ein Grund, der England zu solcher Wohlhabenheit führte; sie haben als Volk das Gebot erfüllt: Du sollst den Feiertag heiligen!

Sehr ergriffen und auch von tiefem Mitleid erfüllt war Herr Rassam, als ich ihm erzählte, wie Gott ein gerechtes Gericht über jenen Samuel Schoho ergehen ließ, der viel Schuld trug an Konsul Kamerons und unserer Gefangenschaft und rohen Behandlung. Er war mit dem französischen Jesuiten Bardel verbrüdert, und wäre es in seiner Macht gewesen, so hätte er alle Europäer mit Ausnahme Bardels an den Galgen gebracht. Samuel wußte sich bei Herrn Rassam einzuschmeicheln, heuchelte alles mögliche vor, hielt es aber doch mit jenen, welche dem König Theodoros den Rat erteilten, die besondere britische Ge-



Alaka Michael Argawi.
Leiter der Falaschamission in Abessinien.

sandtschaft, die Rassam führte, samt den kurz vorher ihm freigegebenen Gefangenen zurückzubehalten und mich mit Briefen an die Königin von England zu senden. Er hat bis zuletzt auf Magdala intrigiert. Nachdem die Engländer Abessinien verlassen hatten, kehrte er in seine Heimat zurück, lebte mit einer Frau des Theodoros, intrigierte gegen König Johannes und gegen die Italiener in Eritrea. Letztere nahmen ihn gefangen, steckten ihn, in Ketten geschmiedet, in Massaua ins gemeine Gefängnis, und als ich 1890 in Massaua war, lieferte ihn die italienische Regierung an König Johannes aus, der ihn zum Tode verurteilte.

Ob er wohl in all den Jahren seiner Gefangenschaft in sich ging und sich sagte: „das habe ich an den unter Theodoros gefangenen Europäern verdient". Samuel empfing, was seine Taten wert waren. Gott hat lange Geduld, ehe er richtet, aber er läßt sich nicht spotten.

XXII.

Fortgang der Falaschamission.

Die im Anfang des Jahres 1890 in Monkullo bei Massaua abgehaltene Konferenz hatte eine Wiederbelebung der Mission bewirkt. Davon zeugt ein Brief des lieben Bruder Argawi vom Oktober jenes Jahres. Sie hatten allerdings gleich am Anfang ihrer Heimreise eine Geduldsprobe zu bestehen, indem sie an der Grenze 22 Tage auf Anschluß an eine Karawane warten mußten. Jenseits der Grenze gerieten sie gleich wiederholt in Not mit den abessinischen Zollbeamten, die große Summen für den Durchgang der Bücher verlangten. Sie hatten aber schon auf der ganzen Reise viele Gelegenheiten, den guten Samen auszustreuen. Argawi schreibt: „In der Nähe von Talemt begegneten wir einem Mönch, der uns freundlich frug, woher und wohin? Wir benutzten die Gelegenheit, um ihm aus dem Worte Gottes zu zeigen, daß wir sündige Menschen nicht durch

Fasten und Pilgerfahrten und solcherlei Leistungen selig werden können, sondern allein durch den Glauben an Christum und wahre Herzensbekehrung. Er hörte uns aufmerksam zu und begann auf einmal unter Tränen seine Sünden zu bekennen. Dann zog er aus seiner Tasche ein altes, abgenutztes Herzbüchlein hervor und rief: „Hier Bruder, ist mein altes, böses Herz abgebildet, wehe mir armen Sünder!“ Der Mönch sprach mit Hochachtung von den europäischen Missionaren, welche früher im Lande gewesen waren; er erzählte uns, daß, als Sie, Herr Flad, im Jahre 1874 in Abessinien waren, er mit Ihnen mehrere Unterredungen gehabt habe, daß er Ihnen bei Ihrer Rückreise nach Europa noch einmal begegnet sei, und Sie ihm bei dieser Gelegenheit dieses Herzbüchlein gegeben hatten. Zum Schluß sagte er uns, er werde nicht mehr nach Walduba ins Kloster zurückkehren, sondern im Lande auf- und abgehen und den Leuten das verkündigen, was er von uns jetzt gehört und mit uns gelesen habe.

Während unserer ganzen langen Reise versammelten wir jeden Abend unsere Mitreisenden um uns zu gemeinsamer Andacht, was vielen zum Segen wurde. Der Herr war mit uns, bahnte den Weg vor uns her, und schützte uns vor bösen Menschen. Wir haben Ihm neue Treue geschworen, daß wir für Ihn leben und sterben wollen, Ihm sei Preis und Ehre!

Nach vielen Mühsalen erreichten wir Efag am 6. Juli. Dort begaben wir uns sofort auf den Marktplatz, wo viele unserer Proselyten uns willkommen hießen. Wir saßen unter einem großen Baume nieder, und nun kamen die Fragen nach Ihnen. Kommt Vater Flad nicht bald, um nach uns zu sehen? Ist er alt geworden? usw. Nachdem wir uns erfrischt hatten, las Debtera Beru den 98. Psalm. „Singet dem Herrn ein neues Lied, denn Er tut Wunder!“ Er fügte eine warme, ergreifende Erklärung hinzu, worauf ich noch über Epheser 6, 13—18 redete und mit Gebet schloß. — Als ich erfuhr, daß viele Falaschaproselyten auf der Grenze der Provinzen Metscha und Dara

sich niedergelassen hatten, hielt ich es für meine Pflicht, sie aufzusuchen, um ihnen das Evangelium zu predigen. Ich nahm Bruder Goschu Beleta mit mir; ein Maulesel trug unsere Bücher und Gepäck. Bei stürmischem Wetter erreichten wir ein kleines Selandorf (Herdenbesitzer), dessen Häuptling, gefolgt von vielen Leuten, auf uns zukam. Alle waren mit großen Stöcken bewaffnet, wie wenn sie sich einer Herde Hunde zu erwehren hätten. Sie wollten wissen, woher und wohin? Was wir auf unserem Maultier trügen? Obwohl ich ihnen zeigte, daß wir nur Bücher und keine Waren hatten, verlangten sie, daß wir Zoll bezahlten, andernfalls sie uns nicht durchlassen würden. Wohl oder übel mußten wir die geforderte Summe von 6 Talern bezahlen.

Wir erreichten am 8. Juli Abuna Harra, eine Freistadt. Dort fanden wir Weib und Kinder des lieben Bruder Goschu Beleta ganz elend, abgehärmt und ausgehungert wegen der herrschenden Hungersnot. Wir wurden auch von einigen Proselyten und Falaschafamilien begrüßt; sie bauten für uns eine bescheidene Hütte, in die wir nur tief gebückt eintreten konnten, aber sie taten alles mit solcher Freude und Glück, Boten des Evangeliums bei sich beherbergen zu dürfen. Als sie uns dann baten, ob wir nicht die hereinbrechende Regenzeit bei ihnen bleiben wollten, um sie im Worte Gottes zu unterrichten, und ihnen Jesum, den Gekreuzigten zu verkündigen, sahen wir darin Gottes Hand und entschlossen uns, zu bleiben. Wir fingen dann an, täglich Gottes Wort zu lesen und zu erklären, die Heilige Schrift, Biblische Geschichten und Traktate unter Falaschas und Christen zu verbreiten. Beleta trieb täglich Kolportagearbeit. Meine Nachbarn, die Proselyten und Falaschafamilien machten mir viel Freude durch ihren Wandel, ihre Demut und ihr Suchen nach der Wahrheit. Diese Falascha sind jetzt überzeugt, daß ihr Weg nicht der richtige ist, und verlangen nach der heiligen Taufe. Auch unter den abessinischen Christen hat das Wort einen freien Zugang gefunden. Tagtäglich bekomme ich

Besuche in meiner kleinen Hütte, und bin gewiß, daß Gottes Wort nicht leer zurückkommen wird. Oft hebe ich mein Herz empor: „O, mein armes Volk, o mein armes Land, wann wird das Licht des Evangeliums dir leuchten? Wann wird das Kreuz Christi unter uns siegen?"

Vor einiger Zeit ging einer unserer Proselyten zur ewigen Ruhe ein. Er war ein stiller, demütiger, aufrichtiger Mann; man hörte ihn oft beten, während er an seinem Webstuhl arbeitete. Er hielt mit Frau und Kindern Morgen- und Abendandacht und hörte nicht auf, den Herrn bis zum letzten Atemzug zu rühmen, daß Er ihn zur Erkenntnis seiner Wahrheit gebracht. Als seine Frau ihn frug, ob er gewiß sei, daß er zum Herrn Jesu gehe? antwortete er: „Ich bin's ganz gewiß, denn meine Sünden sind mir vergeben durch sein Blut, und ich bin sein, ja ich bin sein!" Mit diesen Worten hauchte er sein Leben aus. Manche ähnliche Fälle könnte ich von unseren Proselyten erwähnen, die beweisen, wie gesegnet die Arbeit unter den Falaschas ist, und wie wünschenswert es ist, daß sie weitergeführt wird. „Obwohl wir Abessinier ein böses, stolzes, undankbares und unbekehrtes Pack sind — so ist doch Ihre Arbeit nicht umsonst gewesen."

In Tigre und Amhara sterben Tausende dahin, die Hungersnot ist unbeschreiblich; Wohlhabende und Arme werden von Hunger und Seuchen dahingerafft. Eine solche Hungersnot hat unser Land noch nie vorher heimgesucht. Diese Not hat viele unter unserem Volk zur Einsicht gebracht, und sie geben zu, „wir empfangen, was wir verdient haben!" Auch unter unseren Proselyten hat der Tod reiche Ernte gehalten, es sind von Mai bis Oktober 1890 nicht weniger als 177 Seelen aus ihnen abgerufen worden. Viele unserer Leute sind durch die schwere Heimsuchung zur wahren Herzensbekehrung gekommen. Diese Schreckenszeit hat einen Segen für die Ewigkeit gebracht. Ob wir Übriggebliebenen verschont bleiben? Der Herr weiß es. Er kann uns bewahren und erhalten! Sein Wort bleibt wahr:

„Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht, und euer himmlischer Vater ernähret sie doch!

Und nun muß ich Ihnen noch die traurige Nachricht mitteilen, daß unser lieber Bruder, Debtera Beru, am 30. August dieses Leben verlassen hat. Ganz unvorbereitet hörte ich es durch einen unserer Proselyten am 6. September, während ich noch in Abuna Harra war. Ich eilte sofort nach Debra Tabor, wo ich seine Witwe, seine beiden Kinder und seine beinahe 100 jährige Mutter in großer Not und tiefer Trauer fand. Ich tröstete sie mit dem Worte Gottes und mit der Hoffnung des Wiedersehens, wenn wir bis ans Ende treu bleiben.

Ach wie sehr brauchten wir diesen lieben Bruder noch! Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß Hunderte von Falaschas durch ihn zu Christo geführt worden sind. Wir haben in ihm unsern tüchtigsten, fähigsten, hingebensten eingeborenen Missionar verloren. Von ihm kann man wahrlich sagen: „Er hat einen guten Kampf gekämpft, er hat seinen Lauf vollendet, er hat Glauben gehalten".

Die Lücke, welche sein Heimgang unter uns gerissen, machte eine Zusammenkunft und Konferenz der Brüder notwendig, um die Weiterführung der Falaschamission zu beraten. Wir beschlossen, daß die beiden Brüder Negusie sofort nach der Regenzeit eine Missionsreise nach Gaint unternehmen sollten, daß Fanta David mit Briefen und Berichten nach Massaua gesandt werde, daß ich mit den im Dienst der Missionsgesellschaft stehenden nach Dembea übersiedele, um dort, Ihren Instruktionen entsprechend, die Arbeit wieder regelmäßig aufzunehmen. Die Ermahnungen, die Sie uns in Monkullo gaben, sind nicht umsonst gewesen. Die Brüder sind alle voll neuen Eifers im Werk des Herrn, und ich hoffe und vertraue, daß alles während der nächsten Jahre gut gehen wird."

So berichtete Argawi. Daß er selbst sich der durch Debtera Berus frühen Heimgang vermehrten Verantwortung um die Weiterführung des Werkes bewußt war, zeigt die neue Ver-

teilung der Missionsarbeiter, die er vornahm. Alle waren ja noch in entfernten Orten, wohin sie sich vor den Derwischen und vor der von Nordwesten kommenden Hungersnot hingeflüchtet hatten. Kindy Fanta kehrte im Dezember aus Wogera nach Dembea zurück; die Debteras Alamy und Liena zogen mit ihren Familien nach Alefa, um unter den dort zahlreich angesiedelten Falaschas zu arbeiten. Meherat war auch für die Provinz Dembea bestimmt. Den Bruder Sanbatu suchte Argawi zusammen mit Beleta in einer fernen Gegend. Sie fanden ihn in einer elenden Hütte, krank und abgemagert, die Soldaten hatten ihn ausgeplündert, er litt an Hunger und äußerster Ermattung, so daß sie ihn kaum erkannten. Er wurde dann von Argawi mit nach Dembea genommen, um dort die Schule für die Proselytenkinder wieder zu eröffnen. Der unerwartete Tod des wackeren Debtera Beru hatte einen heiligenden Einfluß auf seine zurückgebliebenen Mitarbeiter, er wurde ihnen eine ernste Mahnung zu neuem Eifer und größerer Treue. Bruder Argawi gibt dieser Stimmung am Schlusse seines Briefes Ausdruck: „Möge der Herr uns tüchtig machen zu arbeiten und sein Kreuz zu tragen, so lange es Heute ist, damit wir an jenem Tag vor Ihm stehen können und nicht zuschanden werden“.

Debtera Beru hatte seit seiner Bekehrung und Taufe im Jahre 1862 so segens- und erfolgreich unter seinen Brüdern nach dem Fleisch, den Falaschas, gearbeitet, daß an dieser Stelle noch einiges über sein Leben und seine Arbeit eingefügt werden muß, war er doch durch Gottes Gnade während 28 Jahren die Säule der Falaschamission, ja der Apostel der Falaschas.

Beru war ums Jahr 1837 geboren, sein Vater hieß Ube, seine Mutter Adegesch. Sein Vater, ein Falascha-Kahen (Priester), brachte bei der Geburt seines gesunden Knäbleins ein Dankopfer dar, machte seinen Freunden ein Fest und gab bei dieser Gelegenheit seinem Erstling den Namen Beru, d. i. Glanz. Ube galt für wohlhabend, denn er besaß mehrere Kühe und verdiente sich seinen Unterhalt mit Weben, einer Beschäftigung,

welcher sehr viele Falascha obliegen. Der Ortsvorsteher aber sah mit Neid den Wohlstand der Falaschafamilie. Er ließ eines Tages Ube holen und frug ihn, welche Art von Zauberei er anwende, um Jahr für Jahr sein Vieh zu vermehren. Ube antwortete, daß der Segen vom Gotte Israels käme. Da geriet der ungerechte Ortsvorsteher in Wut und antwortete: „Wenn du mir nicht deinen Zauber mitteilst, so sollst du sicher sein, daß ich dir das Leben nehme“. Ube suchte mit seiner Familie zu entkommen, aber sein Plan wurde bekannt, der Vorsteher ließ ihn in Ketten legen und nahm ihm all sein Hab und Gut weg. Nach zweimonatlicher Gefangenschaft wurde er frei gelassen, aber er war nun alles dessen beraubt, was er für sich und seine Familie gebrauchte. Er mußte von Ort zu Ort betteln gehen, nahm aber seinen Webereiapparat mit. In Genda traf er seine Schwäger Abab Tadla und Aba Goschu. Sie luden ihn ein, bei ihnen zu bleiben, bauten ihm eine Hütte, und da verdiente er sich eine Zeit lang seinen Unterhalt als Weber. Bei einem Feuer, das im Dorfe ausbrach, wurde Ube so verletzt, daß er an den erlittenen Wunden starb. Die Witwe machte allerlei Arten von Tongerätschaften, die sie auf den umliegenden Märkten verkaufte, und sich so den Lebensunterhalt für sich selbst und ihre Familie verdiente.

Beru erlernte bereits als 10 jähriger Knabe das Weberhandwerk. Er war so fleißig, daß er nach einigen Jahren für den Unterhalt der ganzen Familie aufkommen konnte, ja selbst imstande war, eine Milchkuh zu kaufen. Er wandelte auch von Kind auf in allen Satzungen der Falaschas und beobachtete schon vom sechsten Jahre an die Fasttage derselben. Sein Herz verlangte noch Höheres, er wollte gerne das Lesen und die äthiopische Sprache lernen, um selbst das Wort Gottes lesen zu können, das er jeden Sabbat in der Synagoge vorlesen hörte. Zu diesem Zweck ging er jeden Tag bei Hahnenschrei in die Schule eines frommen, christlichen Debtera in Dschenda. Den Tag über fuhr er in seiner Weberarbeit fort und lernte während des

Webens alle Psalmen in äthiopischer Sprache auswendig, dazu die äthiopische Grammatik und das Lexikon. In wenigen Jahren beherrschte er das Äthiopische so völlig, daß die Falaschapriester in Dschenda am Sabbat und andern jüdischen Festtagen ihn öffentlich vorlesen und die Schriftabschnitte für den Tag ins Amharische übersetzen ließen. Er übertraf nicht allein seine Mitschüler, sondern nach einigen Jahren auch seinen Lehrer in der Kenntnis des Äthiopischen.

So wurde er denn bekannt und wurde von ihm in der ganzen Provinz Dembea als einem gelehrten jungen Manne geredet. In Anerkennung seines Wissens erhielt er den Titel Debtera. Die Falaschapriester ehrten und liebten ihn sehr, und alle waren stolz auf seine Gelehrsamkeit und Weisheit. Er beobachtete auf das strengste die Gebräuche des Alten Testaments, bis das Licht des Evangeliums über ihm aufging. — Am 7. Januar 1861 wird Beru das erstemal unter den Hörern aufgeführt, die sich um die Missionare der Londoner Judenmission versammelt hatten. Missionar Bronkhorst erzählt, daß unter den an jenem Tage erschienenen Falaschas Beru noch zurückblieb, als alle andern schon weggegangen waren. Nachdem Missionar Bronkhorst mit ihm Jes. 65 und Röm. 12 gelesen und ihm erklärt hatte, bat Beru ihm einen sichern Beweis dafür zu geben, daß nach der Zerstörung des Tempels in Jerusalem keine Opfer mehr dargebracht werden sollten. Von da an besuchte Beru uns regelmäßig. Unvergeßlich bleibt mir der Tag, an dem Beru mit 25 andern Falaschas zu mir kam, unter denen sich zwei Priester und einige Debteras befanden. Von 9 Uhr morgens bis Sonnenuntergang fochten sie, mit der offenen Bibel vor sich, und Beru war ihr Wortführer. Weissagung auf Weissagung wurde verlesen und besprochen. Es wurde dunkel, als Beru sich erhob und sagte: „Liebe Brüder, die Wahrheit hat den Sieg über mein Herz davongetragen. Die Wahrheit ist nicht auf unserer, sondern auf Aito Flads Seite. Moses und unsere eigenen Propheten sind gegen uns. Christus ist der Sohn

Gottes, der Messias Israels, die Versöhnung für unsere Sünden. Ich kann mir nicht helfen, unsere eigene Bibel sagt uns das." Schweigend erhoben sich alle und gingen davon. Am folgenden Sabbat legte Beru ein offenes Bekenntnis von seinem Glauben an Christus vor der jüdischen Gemeinde in der Synagoge ab. „Es ist das letztemal, daß ich hier sein werde", sagte er, „nicht durch die Lehren der Missionare, sondern durch unsere eigene Bibel bin ich überzeugt worden, daß wir uns im Irrtum befinden. Jehovah ist ein dreieiniger Gott, Jesus ist der Sohn Gottes, der verheißene Messias. Unsere blutigen Opfer sind nutzlos, sie sind ein Greuel in Gottes Augen; seitdem Christus sich selbst als Opfer für unsere Sünden sich dargebracht hat, kann niemand ohne ihn selig werden. Ich glaube, daß er mein Heiland ist. Bisher bin ich sein Feind gewesen, jetzt bete ich ihn an und wünsche, sein Knecht zu werden". Darauf brach ein großer Lärm los, und das Ende war, daß Beru mit denen, welche auf seiner Seite standen, geschlagen und aus dem Bethause getrieben wurden.

Einige Tage darauf kamen 30 Priester und Debteras zu Beru und versuchten, ihn in der freundlichsten Weise zu überreden, daß er widerrufen solle, was er am Sonnabend in der Synagoge gesagt hatte. Beru nahm seine Bibel und las ihnen alle Stellen vor, durch welche er zum Glauben an Jesum Christum gekommen war, und sagte: „Meine geehrten Väter, wenn Sie mir aus unserer Bibel zeigen können, daß ich unrecht habe, dann bin ich heute bereit, zu widerrufen, was ich gesagt habe; wenn Sie mir aber das nicht nachweisen können, bin ich entschlossen, selbst mein Leben für die Wahrheit, die ich gefunden habe, hinzugeben". Sie gaben ihm 8 Tage Bedenkzeit; wenn er dann nicht widerrufen sollte, würden sie ihn vernichten. Beru blieb durch Gottes Beistand der erkannten Wahrheit treu, aber er kam fast zitternd zu mir und sprach sich sehr ängstlich aus über die Zauberkünste, welche den Falaschapriestern zu Gebote stehen; denn was Gott nach 5. Mose 18, 10—12 dem

Volke Israel als ein Greuel verbieten ließ, wird bis heutigen Tags in Abessinien von Christen und Falaschas getrieben. Ich tröstete ihn, ermahnte ihn zu gläubigem Gebet und Gottvertrauen, warnte ihn aber vor Genuß von Speisen, die nicht seine eigene Mutter bereitet. Die Abessinier besitzen starke Gifte. Wie es kam, ist nicht bekannt geworden, aber nach 10 Tagen wurde er sehr krank, und die Krankheit steigerte sich so schnell, daß nach wenigen Tagen alle menschliche Hoffnung auf Genesung dahinschwand. Die Falaschas hin und her im Lande riefen triumphierend aus: „Der Gott Israels tötet den abtrünnigen Beru!" Das waren Tage ernsten Kampfes und großer Angst. Eines Morgens vor Tagesanbruch sandte man nach mir. Der Bote sagte: „Debtera Beru kämpft seinen letzten Kampf, kommen Sie schnell". Als ich in seinem Hause ankam, saßen seine Mutter und alle seine Verwandten am Boden und weinten. „Mein lieber Sohn ist tot", rief die Mutter mit schluchzender Stimme aus. Er lag zugedeckt da. Ich enthüllte sein Gesicht und sprach zu ihm, aber es ließ sich keine Stimme vernehmen; steif und kalt lag er da wie der Tod; doch bemerkte ich, daß sein Herz noch schlug. Ich legte ihm die Hände auf und flehte aus der Tiefe über ihm. Nach einer Weile öffnete er seine Augen für einen Augenblick, lächelte, und da er mich sah, sprach er: „Sind Sie hier? Trösten Sie meine Mutter und sagen Sie ihr, ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen". Danach verfiel er wieder in Schlaf. Ich hatte die Überzeugung, daß er nicht sterben, sondern leben würde, und sagte deshalb zu seiner Mutter: „Weine nicht, dein Sohn wird leben. Bereite etwas Nahrung für ihn vor, er wird sie verlangen, wenn der Schlaf vorüber ist". Und so geschah es. Nach 2 Stunden öffnete er seine Augen und bat um etwas zu essen. Durch Gottes Gnade blieb sein Leben erhalten, und er und 20 andere Falaschas, Männer und Frauen, wurden regelmäßig unterrichtet und für die Taufe vorbereitet, die am 21. Juli 1862 stattfand. Ich war Berus Pate und gab ihm den

Namen Beru Wolde Paulus. Wahrlich, er ist ein Nachfolger des Apostels gewesen, denn er hat nah und fern vielen Seelen das Wort vom Kreuz gepredigt, ja er hat selbst vor Königen und Fürsten von Jesu gezeugt.

Ein anderer Falascha, der auch Beru hieß und aus Tschanker gebürtig war, der auch früher das Zeugnis des Evangeliums gehört hatte, war seit der Taufe der oben erwähnten Landsleute über die Mission und die Proselyten sehr erbittert. Er suchte deshalb einen Verwandten, der Christ geworden war, Jassu mit Namen, wieder vom Glauben abwendig zu machen. Sich der Formel: „Ba Theodoros Moot", d. h. „bei des Königs Theodoros Tod" bedienend, forderte er von Jassu, das Wort Gottes nicht wieder zu öffnen. Wenn diese Formel von einem Abessinier gebraucht wird, so ist der Aufgeforderte verpflichtet, dem andern zunächst zu willen zu sein. Jassu aber stellte dieser Forderung die andere „Ba Theodoros Moot" entgegen, daß jener Beru von Tschanker ihn zu Debtera Beru in Dschenda begleiten solle. So war derselbe denn nun gehalten, ihm in eine Entfernung von 4 Meilen zu folgen. Als sie nun im Hause des Debtera Wolde Beru ankamen, waren die ersten Worte, die sein Namensvetter an der Haustür ausrief: „Ba Theodoros Moot", öffne das Wort Gottes nicht! Obgleich Debtera Paul Wolde Beru nun gehalten war, das Wort Gottes nicht zu öffnen, war er doch nicht zum Schweigen verpflichtet, und da er die meisten Verheißungen auswendig wußte, hielt er seinen Verteidiger länger als eine Stunde damit fest, daß er ihm die göttliche Wahrheit bezeugte. Dennoch blieb jener Beru dem Worte feindlich gesinnt und suchte viele Falascha von der Mission fernzuhalten.

Am 2. August desselben Jahres hatte Beru die Freude, seine alte Mutter getauft zu sehen. Sie hatte lange zu kämpfen, ehe sie ihre jüdischen Vorurteile überwand; sie war eine sehr strenge Jüdin gewesen. Dann aber hat sie ihre Unwissenheit beklagt und wurde der Überzeugung, daß die Religion, welche

ihr guter, pflichttreuer Sohn erwählte, keine falsche sein könne. Sie hörte nun der Unterhaltung der Männer still zu und brachte oft die streitenden Falaschas damit zur Ruhe, daß sie ihnen vorhielt, es sei viel besser, sich an das Wort Gottes zu halten, als sich an menschliche Einrichtungen zu hängen.

Zwischen den bekehrten Falaschas und ihren früheren Priestern hatte ein großer Streit der Opfer halber stattgefunden, und die Falaschapriester forderten, der Gouverneur solle die Sache entscheiden. Dieser erklärte, er könne diese Streitsache nicht selbst entscheiden und entbot beide Teile nach Dschenda, wo sich viele Gelehrte, Christen und Falaschas finden. Auf seinen Wunsch begleitete ich die bekehrten Falaschas dorthin. Etwa 250 Falaschas waren zur Stelle. Alle schrieen durcheinander. Sie ließen ihren Ingrimm besonders gegen Beru aus, den sie einen jungen Schwätzer nannten, der sich durch einen Fremden habe verführen lassen. Sobald derselbe aber zu Wort kam, redete er zu ihnen so freundliche und ernste Worte, daß es doch manchem zu Herzen ging. Als Beru geendigt hatte, bat mich der Gouverneur, ich möchte die christlichen Falascha als ihr Lehrer doch überreden, den Falascha ihre Opfer zu gestatten. Darauf entgegnete ich: „Ich habe die Gesetze eures Landes nicht eingerichtet und auch die Aufforderung zur Entscheidung vor dem Gerichte nicht ergehen lassen. Was soeben Debtera Beru über die Opfer gesagt hat, daß sie Vorbilder Christi, des Lammes Gottes, welches die Sünden der Welt trägt, waren, daß die Opfer und Darbringungen aufgehört haben, seitdem er sich für unsere Übertretungen dahingegeben hat, und daß also die Opfer der Falaschas ein Greuel in den Augen Gottes seien, dem kann ich nicht widersprechen. Aber das will ich noch sagen, laß sie opfern, so viel sie wollen, es gibt nur einen Weg, in dieser Angelegenheit zum Ziel zu kommen. Wenn die Falaschas überzeugt sind, daß sie ihre Opfer nach göttlichem Rechte darbringen, dann laß sie ihre Bücher, das Alte Testament auftun, und daraus uns ihre Beweise zeigen; im andern Falle sollen sie

anerkennen, daß sie das Wort Gottes nicht für sich haben, wenn sie ihre Opfer nach den Gebräuchen ihrer Vorfahren weiter darbringen wollen." Das gefiel dem Gouverneur sehr, aber die Falascha wollten nichts von diesem Vorschlag wissen. Sie wollten mit der Bibel nichts zu tun haben, sondern die bekehrten Falaschas sollten sie um Vergebung bitten und anerkennen, daß die Opfer nach göttlichem Rechte geschahen, oder sie würden an den König appellieren. Da verbot der Gouverneur alle Opfer im ganzen Bezirk Dembea und wies beide Parteien an den König.

Nun wandten sich die Falascha, ihre Mönche an der Spitze, an den König, stellten sich als die Vergewaltigten hin und erreichten es, daß der König einen Brief an den Gouverneur schrieb, in dem er erklärte, ich dürfe nicht so einfach den Falaschas die Opfer verbieten. Gebe es ein Buch, um die Falaschas von ihrem Irrtum zu überzeugen und sie zur christlichen Lehre zu führen, dann solle ich mit den Falaschas vor ihm erscheinen, sonst aber sie in Ruhe lassen. Ich antwortete dem Gouverneur, ich sei von den Falaschas ganz falscher Dinge beschuldigt und fordere deshalb alle meine Ankläger auf, mit mir vor dem König zu erscheinen. Der Gouverneur bestimmte den Tag. Am 30. September 1862 machte ich mich mit sieben meiner Bekehrten auf den Weg. Gegen Abend des 7. Oktober erhielt ich die Aufforderung, mit ihnen vor dem König zu erscheinen. Die Falaschas, 300 an der Zahl, hatten sich vor uns versammelt und brachten dem König als Geschenke einen ganzen Haufen Kleider und eine Menge Kugeln dar. Die Proselyten hatten nichts, waren aber unendlich besser daran, denn sie hatten die Wahrheit auf ihrer Seite. Die Falaschas begannen ihre Anklagen vorzubringen, sprachen in sehr blumenreichen Worten und priesen die Sonne Theodoros, die über Abessinien aufgegangen sei. Seit Menilek I. (dem angeblichen Sohn Salomos und der Königin von Saba) seien die Falaschas in der Ausübung ihrer Religion nicht gehindert worden, und nun sollten

sie Fremde in derselben stören? „Man verbietet uns zu opfern und zu beten. Wir sind die Sklaven Ew. Majestät, was Sie uns gebieten, dem werden wir uns unterwerfen, aber den Worten eines Fremden werden wir nicht gehorchen".

Der König schien erregt, wandte sich an mich und sagte: „Früher hast du mir und meinem Vater (dem Abuna, d. i. dem Oberhaupt der abessinischen Kirche) gesagt, daß du die Falascha nur durch Unterricht zu Christo bekehren wollest; wer hat dir die Macht gegeben, sie von ihren Opfern und Gebeten zurückzuhalten?" Ich antwortete: „Ew. Majestät, während der zwei Jahre, welche ich Erlaubnis habe, die Falaschas zu unterrichten, habe ich nichts gegen das erste Übereinkommen getan. Ich habe etwa 250 Bibeln unter ihnen verteilt, aber in keinem Fall jemand gezwungen, sie anzunehmen; nur die, welche um dieselbe baten, haben sie empfangen. Manche Falaschas sind durch den Unterricht im Worte Gottes erleuchtet worden und 41 sind bisher getauft, aber nicht mit Gewalt, sondern auf ihre ernsten Bitten hin. Ehe sie getauft wurden, hatten sie mit ihren früheren Glaubensbrüdern einen Streit über die Opfer, und letztere nötigten sie „ba Theodoros moot", den Streitfall vor Ew. Majestät zu bringen.

Der König wandte sich darauf zu den Proselyten und frug sie: „Warum habt ihr eure Brüder an ihren Opfern verhindert?" Paulus Beru, ihr Führer, erhob sich zur Antwort: „Ew. Majestät", begann er, „als wir Falascha waren, haben wir auf das strengste das Gesetz und alle Verordnungen unserer Priester gehalten, weil wir hofften, daß wir dadurch das ewige Leben erwerben würden. Wir waren so unwissend, daß wir selbst nicht wußten, was in unsern eigenen Büchern geschrieben stand. Als aber die Missionare kamen, brachten sie uns die Bibel in amharischer Sprache und einer unserer Irrtümer nach dem andern wurde uns enthüllt. Wir fanden einen dreieinigen Gott, wir fanden, daß Christus, den wir geschmäht oder wenigstens für ein bloßes Geschöpf gehalten hatten, wie wir selbst

es sind, der wahrhaftige Sohn Gottes ist. Wir fanden, daß seit Gott seinen geliebten Sohn dahingegeben hat, damit er das vollkommene Lösegeld für alle Sünder sei, es ein Greuel in seinen Augen ist, jetzt noch andere Opfer darzubringen. Als Gott uns diese Wahrheit offenbart hatte, entschlossen wir uns, obwohl wir sehr große Schwierigkeiten zu überwinden hatten, ihm zu gehorchen. Seit der Zeit waren wir dem Haß unserer Volksgenossen ausgesetzt, überall griffen sie uns an, und so kam es, daß einer von uns ihnen erklärte, ihre Opfer seien ein Greuel in Gottes Augen. Da sie gegen ihn sehr hart waren und verlangten, er müsse widerrufen, forderte er sie „Ba Theodoros Moot“ auf, ihre Opfer so lange einzustellen, bis das königliche Urteil erwiesen hätte, ob sie recht oder unrecht hätten. Wir bitten Ew. Majestät, diese Bücher öffnen und die Opferfrage darnach prüfen zu lassen. Wenn wir etwas gegen Gottes Wort gesagt haben, wollen wir es zurücknehmen und uns jeder Strafe unterwerfen, die Ew. Majestät über uns verhängen wird“.

Der König hatte der Rede Berus mit sichtlicher Aufmerksamkeit zugehört. Nach einer Weile frug er, indem er sich zu mir wandte: „Opfern die Juden in eurem Lande auch noch?“ „Nein, sie halten es für einen Greuel, seitdem die heilige Stätte, welche der Herr selbst erwählt hatte, von den Heiden zerstört worden ist“. — „Du kannst zurückkehren“, schloß er, „unterrichte die Falaschas fleißig; die da glauben, laß getauft werden. Wenn mein Vater (der Abuna) kommt, will ich euch alle rufen lassen und dann hören, was das Alte Testament sagt. Wie es dieses Wort sagt, so soll es sein“.

Zwei Tage später ließ uns der König wieder vorfordern; er hatte offenbar über die Sache nachgedacht. Er forderte Beru auf, das früher Gesagte zu wiederholen. Beru tat es in noch ausführlicherer und nachdrücklicherer Weise, er erzählte auch, wie wunderbar er zur Erkenntnis der Wahrheit gekommen sei. „Nun verstehe ich den Fall“, sagte der König, „er ist mir vorher nicht ganz klar gewesen. Ich kann aber in geistlichen

Dingen nicht entscheiden; jedoch wenn mein Vater (der Abuna) kommt, will ich alle die Stellen hören, die von Christo sprechen." Darauf rief er die Falaschas herbei und sagte ihnen, daß alles wie vorher bleiben solle, bis der Abuna kommen würde, wo dann der Fall nach dem Worte Gottes untersucht werden solle. Damit entließ er sie. Sie waren kaum aus der Gegenwart des Königs herausgegangen, als sie, ohne Zweifel sich einbildend, sie seien die Sieger geblieben, das in Abessinien übliche Freudengeschrei erhoben. Darauf wurde der König außerordentlich erzürnt. Er rief: „Holt sie zurück", und als sie wieder erschienen, sprach er zu ihnen: „Ihr Schurken, denkt ihr, daß ich mich auf eure Seite gegen den Herrn stelle, wenn ich euch mild behandle? Seid ruhig und laßt eure Opfer, bis der Abuna kommt." — Uns aber entließ der König viel gnädiger als er uns empfangen hatte und schenkte uns wieder eine Kuh.

Die Sache war damit gegen die Falaschas entschieden. Der ganze Vorgang erinnert an salomonische Rechtssprechung und auch an Begebenheiten in der Apostelgeschichte. Infolge dieser Entscheidung des Königs Theodoros hatten die Falaschas ihre Opfer unterlassen müssen. Nach dem Tode des Königs Theodoros, $5^1/_2$ Jahre später, kamen ihre Priester zu Beru und baten ihn um die Erlaubnis, die Opfer wieder darbringen zu dürfen. Beru antwortete ihnen: „So lange ihr mich und die Falascha, welche um Unterricht und die Taufe bitten, ungestört laßt, könnt ihr tun wie ihr wollt".

Ein Jahr nur nach diesem denkwürdigen Opferstreit legte König Theodoros den englischen Konsul und die meisten europäischen Missionare in Ketten. Als wir vor den König auf den Richtplatz geführt wurden und dort abgeurteilt werden sollten, bekannte Beru am 7. Oktober 1863 unerschrocken vor dem König seinen Glauben und seine Treue für uns, worauf der König ihn frei ließ. Vier und ein halbes Jahr dauerte nun mit kurzer Unterbrechung die Gefangenschaft, und wir waren verhindert, irgend etwas für die Weiterführung des angefangenen

Werkes zu tun. Während dieser Zeit aber wirkte Beru und mit ihm mehrere andere Proselyten fortgesetzt unter den Falaschas und durften selbst in jenen schlimmen Tagen manche derselben zur Entscheidung für Christum kommen sehen.

Als wir das Land nach Beendigung des Feldzugs der Engländer im Frühjahr 1868 verlassen mußten, trat Beru an die Spitze des Werkes. Er erwies sich als der von Gott berufene Führer. Er erwarb sich sein Brot als Weber, war zugleich Schullehrer, besuchte die Falaschas an den Sabbaten, die Christen an den Sonntagen, und machte beide mit dem Wege des Heils bekannt. Als ich ihm später eine Unterstützung von der Londoner Missionsgesellschaft zukommen lassen konnte, machte er Missionsreisen zu den entfernter wohnenden Falaschas.

Im Jahre 1870 kam Beru mit einigen andern Proselyten nach Metammah, wohin ich eine Reise zur Wiederanknüpfung der Falaschamission unternommen hatte. Mit Freude und Dank konnte ich damals schon beobachten, daß die göttliche Gnade Debtera Beru besonders begabt hatte, das Christentum unter Falaschas und Christen zu fördern. Er war voll Eifers und Glaubens, und dabei ganz demütig. An dem Sonntag, an dem wir in Metammah zusammen waren, bat ich ihn, den etwa 30 anwesenden christlichen Abessiniern eine Auslegung des 3. Kapitels des Römerbriefs zu geben. Ich muß bekennen, daß ich nie vorher gedacht hatte, ein bekehrter Falascha könne eine so klare und eindringliche Erklärung der Grundlehren unseres heutigen Glaubens geben, wie ich dessen bei dieser Gelegenheit Zeuge gewesen bin. Er führte Stellen aus dem Alten und Neuen Testament an, als wenn sein Gedächtnis eine Konkordanz wäre. Ich konnte nur bitten, daß ihn der Herr in wahrer Demut erhalten und ihn zum Werkzeug der Bekehrung vieler in Abessinien machen wolle.

Was mir Beru damals über die Bekehrten berichtete, war mit wenigen Ausnahmen zufriedenstellend. An den Sonn- und Festtagen besuchten sie des morgens die abessinische Kirche und

am Nachmittag versammelten sie sich in Berus Haus, beteten miteinander, und Beru las ihnen ein Kapitel aus der Schrift vor, das er ihnen auslegte.

Zu fast allen Falaschadörfern hatte Beru freien Zutritt. Man hieß ihn willkommen, wo er erschien. Ein Geist des Fragens war unter den Falaschas erwacht. Beru erhielt selbst aus entfernten Orten Einladungen, und viele kamen aus allen Richtungen in sein Haus, um sich die messianischen Weissagungen und ihre Erfüllung in Christo erklären zu lassen. Es regte sich aber auch allerlei Feindschaft. Viele christliche Priester fingen an, die bekehrten Falaschas zu verdächtigen, daß sie, obwohl in der abessinischen Kirche getauft, doch keine treuen Glieder derselben seien, schalten sie englische Protestanten, Feinde der Maria und aller Heiligen. Beru sprach auch die Befürchtung aus, daß es noch zu ihrer Verfolgung durch die christlichen Priester kommen werde. Der Abuna Joseph hatte seinen Christen verboten, die Bücher der Missionare anzunehmen. Beru suchte ihn auf, und er wurde darauf freundlicher gegen sie gestimmt.

Als ich im Herbst 1873 die vier auf Chrischona ausgebildeten abessinischen Jünglinge in ihre Heimat zurückbegleitete, fand ich, daß die Stimmung der kirchlichen Würdenträger sich gegen die Proselyten inzwischen gebessert hatte. Der Patriarch Athanasius hatte Beru und Kindy Fanta als Lehrer der Falascha von allen Steuern befreit. Als ich dafür persönlich dankte, versprach er dieselbe Vergünstigung allen eingeborenen Missionsgehilfen. Beru war mit Argawi bei der Audienz, die ich am 3. April 1874 beim König Johannes und tags darauf beim Abuna hatte. Der König und der Bischof bestätigten den Gehilfen das Recht, unter den Falaschas zu missionieren, forderten aber die Aufnahme der zu taufenden Falaschas in die äthiopische Kirche. Mein Verbleiben im Lande wurde nicht gestattet. An Michael Argawi fand Beru einen besonders tüchtigen Gehilfen, der fortan immer mehr in den Vordergrund trat, aber mit dem älteren Freunde in inniger Geistesgemeinschaft stand.

Die Falaschamission hat von da an keinen europäischen Leiter im Lande selber gehabt, nur durch Korrespondenz konnte ich zur Weiterführung des Werkes beitragen. Die eingeborenen Missionare aber haben ihr Werk unerschüttert und unermüdet, trotz unaufhörlicher Kriege, unter allen Gefahren, Hungersnöten, Verfolgungen und Verwüstungen treu fortgesetzt, um stets aufs neue auch Früchte zu sammeln. 1877 konnten sie von nicht weniger als 94 Taufen unter den Falaschas berichten.

Beru erkrankte infolge der vielen Entbehrungen und der Flucht, zu der er oft bei den Unruhen im Lande genötigt war, wiederholt. 1878 war er 7 Monate lang krank. Sechs Tage war er ganz ohne Bewußtsein und in Fieberphantasien befangen. Aber während dessen wiederholte er fortwährend die Worte des 65. Psalm und Jes. 66. Erst der 7. Tag brachte das Bewußtsein zurück. Da fand er sich von seinen Brüdern umringt, setzte sich in seinem Bette auf und betete: „Allmächtiger Gott, du allein bist der wahre Gott. Um meiner Sünde willen hast du diese Krankheit über mich kommen lassen, aber um deiner großen Liebe und Güte willen laß mir Gnade wiederfahren und vergib mir alle meine Übertretungen. Wasche mich rein mit dem Blute Jesu Christi, gib mir wieder die Gesundheit, daß ich die Predigt des Evangeliums noch mit liebreichem Herzen verkündige, und manche Sünder zur Dir gebracht werden. Sollte aber die Stunde meines Abscheidens nahe sein, dann nimm mich gnädig um Jesu willen an, und laß Deinen heiligen Engel meine Seele zu Dir tragen." Bald darauf fühlte er sich besser, konnte etwas genießen und wurde wieder hergestellt.

Mit großer Treue wachte Beru über den andern Gehilfen und redete ihnen zu Herzen. Ebenso war er ein treuer Seelsorger der Bekehrten überhaupt und fühlte es tief, wenn Proselyten Anstoß erregten. Wie ernst er es fort und fort nahm, zeigt sein Brief vom 27. Juli 1882. Er sagte da unter anderem: „Wir Abessinier sind ein sehr schlechtes Volk, selbst wenn wir glauben und Jesum lieben; aber werden Sie unser nicht

müde. Wenn ich sage, die Hälfte sind schlecht, so muß ich doch auch sagen, es gibt unter uns wahrhaft Bekehrte, die des Herrn Eigentum sind und durch ihren christlichen Wandel andern zeigen, daß sie Gläubige und Christi Nachfolger sind. Die andern müssen wir um Christi willen tragen und hoffen, daß sich mehr christliches Leben an ihnen erzeigen wird. Christus sagt, eine Seele ist mehr als die ganze Welt wert. Wenn durch Ihre Gebete und Hilfe nur eine Seele für Christus gewonnen worden wäre, welcher Lohn würde Ihrer im Himmel warten? Aber ich kann sagen, nicht nur einer, sondern viele Gläubige sind aufrichtig bekehrt. Wenn Sie Zahlen haben wollen, dann sage ich: in den Grund des Herzens kann ich nicht sehen, aber soweit ich es äußerlich erkennen kann, gibt es doch 120 gründlich bekehrte Jünger Jesu unter den Falaschas. In andern hat das Werk der Gnade angefangen, aber es ist noch jung. Sie kämpfen mit ihren Feinden, die hier zahlreicher sind, als in Europa; aber ob sie bis ans Ende treu sein werden? Ich bete darum und vertraue darin auf den Herrn; aber alles ist Gnade. Wir haben einen großen und mächtigen Feind gegen uns; dennoch fürchte ich mich nicht, denn Christus ist mächtiger und Er will uns erretten. Verdoppeln Sie Ihre Gebete und Bemühungen um uns".

Eine besondere Freude war es für Beru und seine Begleiter, auf den Missionsreisen zu sehen, wie oft der im Lande ausgestreute Same aufgegangen war und in manchen Fällen das Lesen der verteilten Bibeln und Traktate zur Entscheidung und zur Annahme des Christentums führte. Im Laufe des Jahres 1881 durften wieder 34 Falascha die Taufe empfangen.

In den Jahren 1885—1890 haben die eingeborenen Missionare und die bekehrten Falaschas unsägliches erlitten, durch die furchtbaren Einfälle der Derwische, denen Seuchen und Hungersnot folgten. Auch Beru mußte mit seiner Familie flüchten. Trotz alledem setzten die Missionsgehilfen ihr Werk fort, so gut es ging. Zur Konferenz, die ich im Jahre 1890 in Monkullo

halten durfte, war auch Beru die weite 40tägige Fußreise über die wilden Gebirge Abessiniens gekommen. Jedem wurde sein besonderes Feld zugewiesen. Beru sollte die geistliche Oberaufsicht über alle Proselyten haben, diese hatten auch das Vertrauen zu ihm, daß er sie geistlich wie kein anderer aus ihrer Zahl beraten könne. Argawi sollte ihn in den Sonntagsgottesdiensten unterstützen. Beru sollte jedes Jahr noch eine Missionsreise machen. Seine Station sollte Dschenda sein. Da der König Menilek, der inzwischen Johannes gefolgt war, den Missionaren seine Gunst bewies, durfte man an einen gedeihlichen Fortgang des Werkes glauben.

Beru wurde übrigens nie müde, sich selbst und andern Proselyten stets einzuschärfen, daß die furchtbaren Heimsuchungen, welche ihr ganzes Land und sie selbst betrafen, nur den Zweck hätten, sie zur rechtschaffenen Buße und zum Herzen Gottes zu ziehen. So oft er auch der erlittenen Nöte gedenkt, und von den Greueln, die verübt wurden, berichtet, führt er alles immer wieder auf den einen Punkt zurück, daß des Herrn Hand über sie ausgereckt sei, und daß es gelte, sich zu ihm von ganzem Herzen zu wenden. Berus Einfluß war denn auch für die Proselyten in diesen Trübsalszeiten ein höchst segensreicher. Indem er in solcher geistlichen Verfassung, vereint auch mit den andern Gehilfen, vor den Falaschas sein Zeugnis erhob, durften sie gerade in dieser Zeit gar manche Bekehrung unter denselben erleben.

Als er mit Argawi und den andern von der Konferenz in Monkullo nach sehr beschwerlicher Reise zurückkehrte, kamen ihnen in Efag eine große Anzahl Proselyten entgegen, denen er unter einem Baume den 98. Psalm: „Singet dem Herrn ein neues Lied, denn Er tut Wunder“ usw. las und erklärte. Das war am 6. Juli 1890. Beru ging dann mit einigen Brüdern nach Debra Tabor. Noch herrschte die Hungersnot, an deren Folgen vom Mai bis Oktober 1890 nicht weniger als 177 bekehrte Falaschas gestorben sind. In Debra Tabor erkrankte

dann Beru, lag längere Zeit danieder und wurde am 30. Aug., erst 53 Jahre alt, abgerufen. Seine letzten Kräfte hat er in der Arbeit und auf der Reise zur Konferenz verzehrt. Argawi, der erst am 6. September auf einer Missionsreise den Heimgang seines lieben älteren Mitarbeiters erhielt, eilte nach Debra Tabor, wo er Berus Frau, seine zwei Kinder und seine beinahe 100jährige Mutter in tiefer Trauer fand und tröstete.

Argawi gibt Beru folgendes Zeugnis: „Ich hatte den Vorzug, mit Beru von 1870—1890 zu arbeiten und kann sagen, wir arbeiteten in Liebe und Einigkeit miteinander. Ich lernte viel von ihm und brachte viele gesegnete Stunden mit ihm zu. Es war der größte Genuß, mit ihm Missionsreisen zu machen, da wir dann Gelegenheit hatten, miteinander viele Dinge zu unserer eigenen Erbauung zu besprechen und aus der Quelle des Lebens viele Erfrischung, wie sie unsere armen Seelen so nötig haben, zu schöpfen. Sein unwandelbarer Glaube an die göttliche Regierung, seine Freundlichkeit gegen alle Menschen, seine Gastfreundschaft und seine Freigebigkeit gegen Arme, sein Umgang mit Gott, kann ich nie vergessen. Er war in der Tat ein gutes Vorbild für alle Gläubigen. Das Wort Gottes war ihm die willkommene Nahrung für seine Seele, und er suchte die rechte Gemeinschaft mit Gott, indem er sein Wort forschte und ins Gebet sich begab. Er hatte eine schöne Gabe, die Schrift auszulegen und ein solches Gedächtnis, daß man ihn für eine lebendige Konkordanz ansehen konnte. Viele Leute kamen aus einer Entfernung von 3 oder 4 Tagereisen, um von ihm das Wort Gottes zu hören; selbst die Doktoren der Theologie der abessinischen Kirche kamen aus Gondar zu ihm. Seine Einsicht in die Schrift und seine Bibelgelehrsamkeit waren Gaben des heiligen Geistes; anders kann man seine große Meisterschaft in der Auslegung der Schrift nicht erklären. Durch ihn ist die Falaschamission geworden, was sie heute ist. Bei alledem war er aber demütig, denn er wußte zu wohl, wem er alle seine Gaben und alles Licht, das er besaß, verdankte — eine Sache, die man nicht

oft unter unseren Leuten findet, die, wenn sie ein wenig mehr als die andern wissen, sogleich stolz werden und sich überheben. Berus Lebensweise war sehr einfach. Sein Werk und sein Name werden uns allen, sowie den Proselyten und eingeborenen Christen, welche ihn kannten, in gesegnetem Andenken bleiben.

Der Herr gewährte ihm seines Herzens Verlangen, das er zu einem besonderen Gebetsgegenstand gemacht hatte: noch einmal in seinem Leben mit seinem geistlichen Vater und Leiter Flad zusammen zu kommen. Welch eine Zeit des Lobens und Dankens waren ihm diese 16 Tage, wo wir in Monkullo um unsern geistlichen Vater versammelt waren, um von ihm für unsere Seelen Erfrischung und für die Weiterführung des Werkes Weisung zu erhalten. Nach unserer Rückkehr erkrankte der müde Pilger und befahl seine Seele in die Hände des Heilandes, um bei Ihm auszuruhen von seiner Arbeit. In der Ewigkeit werden ihm viele bekehrte Falaschas und Christen danken, daß er sie den Weg zum Himmel lehrte." — So weit Argawi.

Die Geschichte Berus und seiner Mitarbeiter muß jedes christliche Gemüt tief bewegen. Eine ungemeine Einfalt und Aufrichtigkeit, ein ganzes und völliges Ernstmachen mit dem Evangelium, eine seltene Erfahrung von Sünde und Gnade tritt uns überall bei Beru entgegen. Was er predigte, war, was zuvor die alles bestimmende und gestaltende Macht seines eigenen Lebens geworden war. Darum drang sein Wort so tief in die Herzen und Gewissen ein, darum wurden so viele durch ihn zu dem Christus geführt, der ihn zu sich gezogen hatte.

Man sieht hier auch zur eigenen Erbauung und Glaubensstärkung, welch bildenden Einfluß das Evangelium auf Menschen ausübt, die fern von aller modernen Kultur gelebt haben. Worte, wie sie ein Beru oder Argawi sprechen, ergreifen auch uns, die wir auf der Höhe der Kultur stehen. Das Evangelium ist eben etwas unaussprechlich fruchtbares und bringt die anmutigsten Erscheinungen hervor. Das Evangelium prägt auch Juden so um, daß alles, was sonst von ihnen abstößt, zurück-

tritt, und man sich von Kindern Israels, wie einem Beru, ganz wunderbar angezogen fühlt. Darüber lernt man es glauben, daß noch einmal die Stunde kommt, wo Israels Geschlecht die Liebe aller Völker der Erde werden wird. Jesus Christus macht alles neu.

XXIII.

„Die Zeit der großen Not und Tränen."

So nennt Argawi jene schrecklichen Notjahre von 1889 bis 1895. Die Derwische aus dem Sudan waren wiederholt in Abessinien eingebrochen und hatten Verheerungen angerichtet, von denen sich das arme Land noch nicht erholt hatte. Da kamen die politischen Verwicklungen mit Italien und stellten an das abessinische Volk und dessen Herrscher Menilek I. die schwere Aufgabe, die nationale Freiheit gegen die unberechtigten Ansprüche jener europäischen Großmacht zu verteidigen. Durch die Italiener war im Jahre 1889 eine Viehseuche in Massaua eingeschleppt worden, die sich über ganz Abessinien verbreitete und die Herden dahinraffte; dazu gesellte sich eine Blatternepidemie gefolgt von einer Typhusepidemie, welchen zahlreiche Menschen zum Opfer fielen. Um das Unglück voll zu machen, traten die Raupen so massenhaft auf, daß sie die Saaten zerstörten. Was diese noch übrig gelassen hatten, wurde durch die Heuschreckenschwärme vernichtet. Elend und Hungersnot wurden allgemein, da die Bauern keine Ochsen mehr zum Pflügen hatten und das Getreide zu Grunde ging. Mit diesen Worten schildert Dr. Konrad Keller in seiner Biographie von A. Ilg jene Notjahre. Er fügt noch hinzu: „Ich habe im Frühjahr 1891 dieses Elend mit eigenen Augen ansehen können. Als ich mich von Massaua aus nach Monkullo und Saati begab, lagen am Wege hunderte von Abessiniern, Männer, Frauen und Kinder, die mit dem Tode rangen; sie waren von Tigre herabgekommen, um in Massaua vielleicht eine Handvoll Durrah zu erbetteln, damit ihr Hunger gestillt werde. Viele ermatteten unter-

wegs und starben. Manche lagen am Wege, denen wir ein Stück Brot in die Hand drückten — sie hatten nicht einmal mehr die Kraft, dasselbe zum Munde zu führen; Säuglinge schrien und suchten die Mutterbrust; aber die Mutter war tot."

Argawi gibt ergreifende Schilderungen über diese Not in seinen Berichten aus den Jahren 1891 und 1892. Das große Sterben hatte auch unter den eingeborenen Missionaren und deren Familien reiche Ernte gehalten. „Die Brüder Debtera Liena, Alamy und Fanta sind nicht mehr unter uns", heißt es. „Fanta starb im Frieden mit Weib und 5 Kindern". Die Proselyten waren zerstreut in alle Richtungen und viele gestorben.

Angesichts der durch die Not geschaffenen Verhältnisse waren die Brüder mit ihren Familien immer noch in Debra Tabor geblieben und hatten die bei der Konferenz in Monkullo bestimmte Verteilung auf die verschiedenen Stationen noch nicht durchführen können. Argawi unternahm mit Hiob Negusie eine Missionsreise in die Provinz Dembea; nur an zwei Orten trafen sie noch Falaschas, in Tschanker und in Gorogora. Sie mußten mit Schmerzen sehen, wie das schöne Land Dembea in den vergangenen Jahren zur Wüste geworden war, nur da und dort trafen sie einige Bewohner, kein Ackerbau wurde in diesem so fruchtbaren Lande mehr getrieben. Hyänen, Leoparden und Löwen hatten so zugenommen, daß man bei Tag und Nacht in Gefahr war. Ganze Falaschadörfer waren in das ferne Schankallagebiet ausgewandert, in der Hoffnung, sich dort besser ernähren zu können. In der Nähe von Debra Tabor hatte Ras Saudy sein Lager aufgeschlagen; dadurch wurde die Not vermehrt. Argawi berichtet, daß viele genötigt waren, Hyänen, ja sogar Menschenfleisch zu essen, um sich am Leben zu erhalten.

Bei all dieser Not und mitten in diesem Sterben erwies sich das Evangelium als die siegreiche Kraft an manchen Seelen. Argawi erzählt seinen Besuch bei einem Debtera Siena, einem gläubigen Falascha, den er einen gelehrten und lieben Bruder nennt und der bald darauf starb. „Er hatte eine große Freude

und dankte dem Herrn, daß er ihn zur Erkenntnis seines Sohnes gebracht hatte. Er erzählte mir, daß er einst viel Geld und viel Vieh besessen habe, nun aber nichts mehr habe. „Dennoch bin ich sehr reich und glücklich, denn ich habe das unverwelkliche Erbe gefunden". Aba Teesasu, ein bekehrter Falaschapriester, lebte mit den Brüdern in Debra Tabor, und Argawi konnte von ihm aussagen, daß sein Wandel für alle ein Beispiel wurde. „Sein Herz ist voll himmlischer Freude darüber, daß er seinen Heiland gefunden hat; man spürt, daß er im Gebetsumgang mit Gott steht". Als dieser treue Bekenner 4 Jahre früher vor den Derwischen flüchten mußte, eilte er in ein Dorf in Wogera, in dem viele Falaschas wohnten, die, sobald sie seiner ansichtig wurden, ihn töten wollten. Sie legten ihm sofort Ketten an, zerrten ihn zum Gouverneur der Provinz und sagten: „Dieser Mann ist unser Feind, der unsere Religion zerstört und Schande auf uns gebracht hat. Wir wollen ihn beseitigt sehen, es sei denn, daß er wieder Falascha wird und Christum verflucht". Der Gouverneur erwiderte: „Wenn ihr ihn tötet und es kommt vor den König, so wird er euch alle umbringen lassen". Die Falaschas bestanden darauf, es sei ein Gott gefälliges Werk. Nun frug der Gouverneur Aba Teesasu, was er vorhabe, ob er wieder Falascha werden wolle, um damit der Beraubung und dem Tode zu entgehen? Seine Antwort war: „Ich gehe zu meinem himmlischen Herrn, ich sterbe lieber, als daß ich abtrünnig werde". Als der Gouverneur diese Worte vernahm, war er sehr bewegt und sagte mit Tränen: „Ehrwürdiger Vater, gib mir deinen Segen!" Unter sicherem Geleit wurde er dann zu uns gebracht.

Von vielen Proselyten, welche im Lager des Ras Saudy beschäftigt waren und sich so ihr Leben zu fristen suchten, konnte Argawi berichten, daß sie trotz Leiden und Verfolgungen ihrem Bekenntnis treu blieben. Leider erlagen in einem Jahre 14 an den Folgen des Hungers.

Eine Falaschafamilie von acht Seelen aus Abuna Harra

erhielt die heilige Taufe. Das war eine große Ermunterung in jener traurigen Zeit, in welcher die Weiterführung der Missionsarbeit fast unmöglich wurde. Die guten Leute blieben einige Tage bei den Brüdern und diese prägten ihnen noch dringend ein, daß ihnen das heilige Sakrament nichts nützen werde, wenn nicht ihr Wandel dem Evangelium entspreche. Manchmal wurde Argawi und seine Mitarbeiter im Lager von Falaschas besucht, die eiligst getauft werden wollten. Befragt, wie es mit der Herzensbekehrung stehe, waren die Leute ganz unwissend darüber. Sie wurden deshalb ermahnt, Gott um Erleuchtung aus seinem Worte zu bitten, damit sie durch Buße zum Leben aus Gott gelangen möchten. Argawi erinnerte sich hierbei der genauen Instruktion, welche er und seine Mitbrüder acht Jahre vorher schon erhalten hatte, mit dem Taufen ja nicht zu eilen, sondern hauptsächlich auf Herzensbekehrung zu dringen.

Große Freude machten Argawi die jungen Brüder, welche bei der Konferenz in Monkullo neu angestellt worden waren; sie waren fleißig und treu in ihrer Arbeit. Es gab ja im naheliegenden Lager des Ras viel Gelegenheit, zu missionieren, besonders zugänglich waren viele Soldaten, unter denen sie auch einige fanden, welche den Heiland liebten. Manche von ihnen besaßen schon das Herzbüchlein und die Biblischen Geschichten.

Mit Wehmut berichtet Argawi den Heimgang der von allen verehrten Mutter des Debtera Beru. „Am 24. Dezember 1891 vollendete unsere ehrwürdige Mutter Emma Adegesch ihren Lauf. Ich war bis zuletzt bei ihr, weil sie, als sie krank wurde, mich darum bat, denn ich sei für sie wie ihr eigener Sohn Debtera Beru." Lese mir vor aus dem lieben Wort Gottes, daß mein Glaube stark bleibe und ich mit Freuden eingehe ins ewige Leben." Als ich sie frug, ob sie sich nicht vor dem Sterben fürchte und ob sie ihrer Seligkeit gewiß sei, antwortete sie: „Nein, ich fürchte mich nicht, denn mein Heiland starb für mich und sein Blut hat mich von allen meinen Sünden gewaschen, dessen bin ich ganz gewiß. Ich freue mich, daß ich bald da sein werde,

wohin mein Sohn mir vorangegangen ist; ich habe keine Lust, länger hier zu leben". Immer bat sie mich, ihr das 22. Kap. der Offenbarung Johannes vorzulesen und ihr darüber zu sagen. Als ihr letztes Stündlein kam, dankte sie dem Herrn noch, daß er sie zur Erkenntnis gebracht hatte und fügte mit lauter Stimme hinzu: „Herr Jesu, ich komme zu Dir, nimm meine Seele auf in Deine Hände; ich glaube, ich vertraue Dir." — Und so ging diese ehrwürdige Mutter von uns zu ihrer ewigen Ruhe im Alter von 93 Jahren. Trauernd und doch mit innerer Freude brachten wir ihre irdischen Überreste in die Kirche Madhane Alem (Erlöser der Welt), wo auch unser verehrter Vater und Lehrer, ihr Sohn Debtera Beru, schon ruht.

Trotz aller Not klang aus den Briefen und Berichten Argawis und seiner Mitarbeiter ein zuversichtlicher Ton. „Ich habe die gute Hoffnung, daß unsere Proselyten ein Licht und ein Salz unter unserem abessinischen Volke werden. In vielen Dingen stehen sie über den andern Abessiniern". Von dem Zusammenleben der Arbeiter in Debra Tabor konnte er berichten, daß sie sich durch brüderliche Liebe, Gebet und Trostzusprüche gegenseitig halfen, die schwere Zeit zu überwinden. Der treue Bote Fanta David brachte ihnen neue Geldmittel, die es den Arbeitern ermöglichten, ihr und ihrer Familien Leben zu fristen und noch eine schöne Summe unter Hungernde zu verteilen. Auch im Lager des Ras war alles viermal teurer geworden. Die Not nahm immer noch zu. Politische Verwicklungen verschlimmerten die Lage der Brüder noch mehr. Der schon erwähnte Ras Saudy hatte sich gegen Kaiser Menilek aufgelehnt und als dieser ihn aufforderte, sich bei ihm zu stellen, hatte jener dem Kaiser sagen lassen, er habe eben so weit zu ihm. Nun sandte Menilek eine Strafexpedition, geführt durch die Rase Michael und Waly, vor deren Heere Ras Saudy nach Tschelga floh. Durch die Heere wurde das ganze Gebiet noch mehr ausgesogen, so daß alle Lebensmittel 10, ja bald 20 fach sich verteuerten. Allerlei Verdienst, den das nahe Lager des Ras Saudy noch verschaffte, war

nun auch dahingeschwunden. Ein furchtbarer Schlag für die kleine mutige Schar war das Verschwinden des besonderen Boten, schon anfangs 1891. Man wußte nicht, war er ermordet worden, oder war's wahr, was einer sagte, er sei ins südliche Schoa verschwunden? Er sollte ihnen 500 Taler bringen, ihre sehnlich erwarteten Gehälter. Glücklicherweise blieb eine weitere Summe mit Unterstützungsgeldern für die Hungernden in Monkullo und wurde durch den treuen David gebracht. Ein Jahr nachher, 1892, zog er wieder den langen beschwerlichen Weg, um seinen Botendienst zu besorgen. „Im Juni", so erzählt Argawi, „hörten wir, daß Fanta David mit den Kaufleuten zu uns über Jedschu komme. Ich sandte ihm drei Proselyten entgegen, daß er nicht allein sein sollte. Nach drei Wochen kamen die Brüder, vom Hunger abgezehrt, elend zurück, mit der traurigen Nachricht: „Fanta David und die Kaufleute, mit denen er reiste, wurden in Geregera des nachts von Räubern überfallen und ermordet." So erzählten ihnen die Landleute von Geregera, wo die blutige Tat verübt wurde. Briefe, Geld, Maultiere, alles ist verloren. Wie viel Geld er hatte, wissen wir nicht, denken aber, er hatte unser halbjähriges Gehalt.

Nun sind wir alle und die Proselyten in der größten Not. — Unser Geldvorrat ist bei der großen Teuerung alle geworden. Was soll aus uns allen werden?

Am 16. Juni sandte ich zwei Brüder mit der traurigen Nachricht nach Massaua; aber da die Flüsse von der Regenzeit schon hoch angeschwollen waren und der Weg sehr unsicher ist, kamen sie nach 14 Tagen wieder zurück. Es ist sehr traurig für uns. Voriges Jahr mußten wir hungern, haben wie das Vieh Gras und Kräuter gegessen und dies Jahr steht uns dasselbe bevor. Wir sind eben böse Abessinier, die der Zuchtrute Gottes bedürfen. Wir und unsere Väter haben gesündigt!

Unsere Not und Jammer sind unbeschreiblich. Der Herr unser Gott helfe und stärke uns, treu zu bleiben bis in den Tod. Wir hatten bis Ende Mai eine von Proselyten- und

Christenkindern zahlreich besuchte Schule. Aus Mangel an Nahrung mußte sie aufgegeben werden. Ich sagte den angestellten Brüdern, treibet euer Handwerk (Weberei) und seht, wie ihr eure Familien ernähren könnt. Der Verdienst ist aber seit zwei Jahren sehr klein. In einer ganzen Woche kann einer etwa 1 Taler verdienen. Weil ich kein Handwerk kann, bin ich noch schlimmer daran. Jeden Tag stehen meine Familienglieder vor mir, weinen und sagen: „Gib uns Brot, gib uns ein Kleid, unsere Blöße zu decken", und ich habe nichts zu geben. Ich gehe dann mit ihnen in den Wald, suche Waldfrüchte, Kräuter und Wurzeln, die kochen und essen wir, meistens ohne Salz, weil es zu teuer ist. Fleisch und Butter haben wir seit zwei Jahren nicht mehr gehabt.

Viele Abessinier fallen über die Kadaver der Esel und Hyänen her, essen sich satt und sterben. Mütter haben ihre eigenen Kinder gekocht und gegessen. Es geschehen entsetzliche Dinge, welche ich gar nicht schreiben kann.

Die reißenden Tiere, Löwen, Leoparden, Hyänen u. a. nehmen so überhand, daß sie die Menschen am hellen Tage anfallen und auffressen. Debtera Alamy wurde in seiner eigenen Hütte von einem Leoparden getötet. — Das sind Gottes Gerichte über uns und unser Volk. Es scheint fast, als sollten Teuerung und Pestilenz so lange anhalten, bis alle Abessinier vertilgt sind.

Ich gehe alle Tage umher und predige meinem Volke Buße; viele hören und wenden sich mit ganzem Herzen zu Gott, aber der größte Teil ist erbittert gegen Gott und lästert.

Voriges Jahr brachte uns Fanta David 844 Taler. Viele Hungernde sind dadurch vom Hungertod errettet worden. Von den 700 Talern, welche Negusie brachte, konnten 200 an die hungernden Proselyten verteilt werden. Sie alle und wir sagen Ihnen und all den lieben Gebern tausend Dank. Wäre Fanta David nicht ermordet worden und das Geld verloren gegangen, so wären wir in keine so große Not gekommen. Was soll ich sagen: es ist der Herr! Ich will stille werden vor Ihm. —

Wir wollen nicht mutlos werden, sondern im Glauben und Vertrauen auf Gott weiter machen. Nach der schweren Prüfungszeit kommt gewiß eine Segenszeit für unsere Arbeit."

So weit Argawis ergreifender Brief. In einem langen Bericht desselben Datums erzählt er, daß er und seine Mitarbeiter, kurz nachdem die Heere jener Strafexpedition abgezogen waren und Ruhe wieder hergestellt war, eine Konferenz abhielten. Es wurde beschlossen, daß Argawi, Hiob Negusie und Belete eine Missionstour nach der Provinz Metscha machen sollten, Wandem Negusie mit Meherat nach Lasta ziehen sollten. Ende Januar jenes schrecklichen Jahres 1892 begaben sich beide Teile auf den Weg. Sie hatten auch einen Maulesel auftreiben können, um die Bücher zu tragen. Sie hatten viele Gelegenheit, das Wort des Lebens zu verkündigen. An einem Orte mußten sie 4 Tage warten, bis die Karawane, der sie sich um der Gefahr willen anschließen mußten, reisefertig war. Argawi war froh darüber, denn er hatte dort eine Proselytenfamilie gefunden, welche das Jahr vorher getauft worden waren. Um die nahmen sich die Brüder nun an, und hielten ihnen jeden Morgen und Abend eine längere Bibelunterweisung. Am blauen Nil trafen sie eine große Menge Leute des Stammes der Woito, die mit dem Nilpferdfang beschäftigt waren. Als sie erfuhren, weshalb die Missionare in diese ferne Gegend gekommen waren, hörten sie gerne zu. Zum Überschreiten des Nils gab es keine andere Möglichkeit als die elenden Floße der Woitos, welche aus Schilfrohren gebildet waren. Argawi suchte ihnen ein großes Schiff zu beschreiben, sie konnten es nicht fassen und dachten, es sei Unsinn oder Zauberei. Als sie vom Nil aus lange gewandert waren, kamen sie in das Dorf Makual. Einer der Mitreisenden nahm sie in sein Haus, gab ihnen ein Nachtessen, wusch ihre Füße und bereitete außerhalb seiner Hütte ein Nachtlager für sie. Er war dankbar für die ihm gebotene Seelenspeise. Er sagte: „Wie gut, daß ihr euch die Mühe gebet, uns verirrten und bösen Leuten den Heiland zu verkündigen, sagt mir noch

mehr von ihm und zeigt mir den Weg in sein Reich". Sie lasen ihm die Geschichte vom verlorenen Sohn, und als er ihnen ein Licht gebracht hatte, lasen und redeten sie mit ihm die halbe Nacht.

In jenem Dorf fanden sie einige Proselyten aus Gondar, die als Bauleute Arbeit gefunden hatten. Bei denen blieben sie mehrere Tage, um sie zu unterweisen und zu ermahnen. Ihre Reise fortsetzend, gingen sie von Dorf zu Dorf in verschiedenen Richtungen, fanden aber nur wenige Falaschas, sie versäumten aber nicht, andern Abessiniern das Eine, das not tut, zu verkündigen. „Es ist unsere Pflicht", schreibt Argawi, „allen das Evangelium zu verkündigen, damit der Herr Jesus von vielen gekannt, geliebt und geehrt werde". — Als sie eben daran waren, noch die Provinz Damot zu besuchen, wurden sie erschreckt durch die Nachricht, die Derwische seien wieder eingefallen. So eilten sie zurück und erreichten Abuna Harra am 4. März 1892, wo sie von den Proselyten mit Freude empfangen wurden. Als sie einige Tage später nach Debra Tabor zu den ihrigen zurückkehrten, waren die Brüder Wandem Negusie und Meherat von ihrer Reise nach Lasta auch zurückgekehrt. Sie priesen Gott miteinander für Bewahrung und Leitung, die Er ihnen hatte zuteil werden lassen.

Bald darauf verließen sie Debra Tabor mit ihren Familien und zogen nach Abuna Harra, wo sie sich besser durchbringen konnten und mehr Freiheit hatten zur Arbeit an Falaschas und Christen.

Von Abuna Harra aus schrieb Argawi noch ehe die Regenzeit vorüber war, am 24. August 1892 folgenden Brief, der sich wie ein Notschrei der schwergeprüften Arbeiter anhört:

„Gottes Gerichtshand liegt schwer auf uns und unserem Volke, die Hungersnot hat sich über ganz Mittel- und Westabessinien ausgebreitet, so daß jeder nur noch denkt, wie er sein Leben retten kann! Während der letzten Regenzeit stellte sich bei uns noch die Cholera ein, nachdem gerade vorher die Der-

wische noch einmal bis in die Provinz Dagusa vorgedrungen waren. Das Elend ist unbeschreiblich. Die Lebensmittel sind zu einer unerhörten Höhe gestiegen. Die Proselyten kommen scharenweise, zu Skeletten abgemagert und bitten um ihren Anteil an Geld, welches ihr „Vater, der jenseits Jerusalem lebt", geschickt habe.

Lassen Sie mich Ihnen offen sagen, ich sehe nicht, wie die Mission unter diesen Umständen weitergeführt werden kann. Wir können sehr wenig tun. Ich möchte Sie deshalb bitten, mir, wenn Gott mein Leben erhält, einen Posten als Kolporteur unter den Abessiniern in Massaua und in der angrenzenden Provinz Hamassen anzuweisen oder in irgend einem Lande, wo ich europäischen Schutz genieße. Wenn Gott dann bessere Tage für Abessinien anbrechen läßt, bin ich gern bereit, wieder nach Dembea zurückzukehren und unter den Falaschas weiter zu arbeiten. Jedoch ich muß jetzt noch mehr lernen, stille zu sein und zu beten. Wenn ich am Leben bleibe und mich noch kräftig genug fühle, die Reise zu machen, und wenn mir ein Kaufmann das Reisegeld vorstreckt, so komme ich nach der Regenzeit nach Massaua, um brieflich mit Ihnen zu beraten."

Gottlob konnte Argawi diese Absicht durchführen. Die Last und Verantwortung, die auf seinen Schultern lag, drohte ihn zu erdrücken. Eine persönliche Fühlungnahme war unbedingt notwendig. Am 10. November 1892 kam dann Argawi mit drei jüngeren Mitarbeitern in Monkullo an, am 27. November langten in Korntal sieben lange Briefe und Berichte von Argawi und seinen Leidensgenossen an. In seinem Briefe aus Monkullo bat er um Erlaubnis, nach Deutschland kommen zu dürfen. Diese wurde ihm gewährt, aber noch ehe die Antwort an ihn abging, kam ein zweiter Brief von ihm, in welchem er folgenden Vorschlag machte: Da er und andere Abessinier der Meinung waren, die Mörder und Räuber des Fanta David und seiner Reisegenossen seien die Landleute von Geregera, wolle er mit einem Brief von mir sich von Monkullo aus zum König

Menilek begeben. Er hoffte, der König werde die Mörder ausfindig machen, sie bestrafen und veranlassen, die 800 geraubten Taler zu erstatten. Sodann hoffte er bei dem König einen Schutzbrief für unsere Boten auswirken zu können und ein königliches Schreiben, durch welches ihm und seinen Mitarbeitern erlaubt werde, zollfrei Bibeln, Traktate und Schulbücher ins Land zu bringen.

Diese Reise wurde auf Wunsch des Komitees in London verschoben, aber Argawi die Erlaubnis erteilt, nach Europa zu kommen, um mit mir zu beraten und sich geistlich und leiblich zu erholen. Seine Reisebegleiter schlossen sich einer Karawane an und kehrten am 26. Dezember nach ihrer Heimat zurück, indem sie drei Maultierlasten Bücher und Geld mitnahmen.

Wie tief den englischen Missionsfreunden die jammervolle Lage in Abessinien zu Herzen ging, beweist der überaus warme Appell im Bericht des Jahres 1893 der Londoner Gesellschaft an ihre Freunde: „Die Herzen aller Freunde werden gewiß von herzlicher Liebe und inniger Teilnahme erfüllt sein, wenn sie lesen werden, wie mutig die kleine heroische Schar unserer eingeborenen Missionare in Abessinien gegen schauerliche Verhältnisse angekämpft haben, wie entschlossen sie die Arbeit ihres himmlischen Meisters weiterführten, sich seines Kreuzes rühmend, seine Schmach tragend, seinen Kampf führend, bis sie im Schatten des Kreuzes ruhen dürfen. Von einem christlichen Helden wird uns berichtet, daß er buchstäblich schon am Hunger sterbend, „so lange er noch gehen konnte, Christum den Gekreuzigten andern verkündigte". In welcher Mission, in welchem Lande hat das Evangelium seine Kraft deutlicher gezeigt als unter den Falaschas in Abessinien? — Wir schauen zurück auf die erfolgreiche Arbeit des seligen Dr. Stern, des Herrn J. M. Flad und anderer, auf die Arbeit, die seit Jahren einzig und allein von eingeborenen Arbeitern getrieben wurde. Sollen die Leiden, das Martyrium der vergangenen Jahre umsonst gewesen sein? Soll das Licht des Lebens, das vor 40 Jahren dort

wieder angezündet wurde, nun verlöschen? Sollen die Boten des Evangeliums nicht mehr Gutes bringen, Frieden verkündigen auf den Bergen Abessiniens? Möge Gott in seiner großen Barmherzigkeit alles so lenken, daß die Missionare, die Proselyten, die Mission selber, erhalten bleibe und wachse, und möge Er uns bald bessere Nachrichten zukommen lassen! Nach Sturm und Wetter scheint immer wieder die liebe Sonne. Hier ist Geduld und Glaube der Heiligen."

Im Frühjahr 1893 kam Bruder Argawi und verbrachte den ganzen Sommer bis Oktober mit uns. Auf Wunsch des Komitees waren wir auch in London, wo er über den Stand der Dinge in Abessinien berichtete. Ich machte dem Komitee den Vorschlag, in italienisch Eritrea eine Niederlassung von bekehrten Falaschafamilien zu gründen und von dort aus die Mission im Innern des Landes zu betreiben. Das Komitee ging darauf nicht ein, fürchtend, bei Verwicklungen zwischen den Abessiniern und Italienern wäre die Niederlassung schutzlos. — Es wurde beschlossen, Argawi solle im Oktober nach Monkullo die eingeborenen Arbeiter dorthin berufen, und wenn sie angekommen, solle ich mich dorthin begeben, mit ihnen die Angelegenheit der Mission besprechen, alles neu ordnen und den Brüdern zur Stärkung ihres Glaubens und Förderung ihrer Arbeit dienen.

Von England zurückgekehrt, besuchten wir das Basler Missionsfest, wo Argawi und ich am Fest der Freunde Israels Ansprachen hielten. Argawi verblieb etliche Tage auf St. Chrischona, dann machte er in der Schweiz und in Deutschland bei Chrischonabrüdern, die als Evangelisten angestellt sind, Besuche, hielt Vorträge und brachte eine schöne Summe Geldes für seine Armen und Notleidenden in Abessinien zusammen.

XXIV.

Meine neunte Reise nach Abessinien.

Am 24. Februar trat ich meine neunte Reise an, die mich wenigstens bis an die Grenze führte. Diesesmal nahm ich meine

Route über München, Triest, Aden, Assab, Massaua. Mit dem größten Dampfer des österreichischen Lloyd, „Imperator", fuhr ich in 11 Tagen über Port Said nach Aden und kam von da mit einem italienischen Postschiff am 16. März in Massaua an. Tags zuvor waren unsere Leute aus Abessinien angekommen. Sie alle empfingen mich, von Argawi geführt, am Landungsplatz. Da ich zwei Stunden warten mußte, bis meine Koffer aus dem Zollhaus kamen, begab ich mich mit meinen Leuten in ein naheliegendes Kaffee, wo wohl 35 Abessinier sich um mich sammelten.

Dr. Winquist von der schwedischen Mission hatte die Freundlichkeit mir sein Maultier zu senden, mit dem ich abends nach Monkullo reiten konnte. Wie hatte sich doch Massaua, seitdem es italienisch geworden war, zu seinem Vorteil verändert! Gute saubere Straßen, prächtige Kaufläden, geordnete, friedliche Zustände. In Monkullo wurde ich von Dr. Winquist und seiner Frau aufs herzlichste empfangen und gebeten, während meines Aufenthaltes ihr Gast zu sein. Ich nahm es dankbar an und konnte es vergüten mit einer Gabe für die vielen Armen. Beide, der Doktor und seine liebe Frau (eine Tochter meines früheren Kollegen Hefter), taten mir viel Gutes und ermöglichten es mir, daß ich meine ganze Zeit und Kraft meinen Abessiniern widmen konnte.

Anwesend bei der Konferenz waren: Argawi, Sanbatu, Hiob Negusie, W. Hunem Negusie, Meherat, Beleta, Gebra Heiwot, Tasama, des ermordeten David Frau und Tochtermann. Die Konferenzen fanden jeden Tag statt von 8—12 und von 3—6; sie dauerten bis zum 27. März. Jede Sitzung wurde mit Gebet und Betrachtung eines Abschnitts aus dem Neuen Testament begonnen und mit Gebet geschlossen, wozu ich immer einen der anwesenden abessinischen Brüder aufforderte. Abends war bei Dr. Winquist für die ganze Missionsfamilie gemeinsame Andacht, bei welcher immer einer der abessinischen Angestellten der schwedischen Mission über ein Kapitel oder einen Abschnitt

meist gut und fließend, aber nicht immer erbaulich und zum Herzen gehend redete und betete.

In den Konferenzsitzungen wurden äußere und innere Angelegenheiten der Mission besprochen. Es wurde wieder recht klar, wie hinderlich die politischen Verhältnisse und die Einfälle der Derwische für die Weiterführung der Missionsarbeit waren. Westabessinien, unser eigentliches Missionsgebiet, war dadurch ganz entvölkert worden, die Juden und Proselyten über ganz Abessinien zerstreut. Es blieb nichts anderes übrig, als vorerst die Arbeit in Abuna Harra und Debra Tabor fortzusetzen, bis die Flüchtlinge nach Dembea zurückgekommen sein würden.

An König Menilek und Ras Woldie schrieb ich Briefe wegen des ermordeten Boten David und der geraubten 800 Taler. Davids Tochtermann wollte die Briefe besorgen und beantragen, daß die Mörder bestraft würden. Seine Bemühungen bei König Menilek und Ras Woldie waren leider erfolglos. Die Mörder, obwohl bekannt, sind nicht bestraft worden, das Geld nicht ersetzt worden. Das war abessinische Justiz und Gerechtigkeit. Wer weiß, ob nicht die Mörder den Soldaten des Ras oder ihm selbst den Riesenanteil gaben, und so hat der Ras gute Miene gemacht, alles versprochen, aber weder die Mörder bestraft, noch etwas von den 800 Talern herausgebracht oder herausgegeben.

Es wurde ferner beschlossen, daß die alten Stationen in Dembea wieder besetzt würden, so bald diese Provinz wieder bevölkert sein würde. Argawi wurde zum Leiter ernannt.

Die Konferenz dauerte bis zum 25. März, war anregend und es ging frisch und lebendig zu. Ich selbst wurde dabei reich gesegnet und hatte jeden Abend Ursache, Gott zu danken. Mit dem einen und andern mußte ich scharf reden, hatte zurechtzuweisen, zu strafen, zu ermahnen, aber sie benahmen sich immer wie gute Söhne ihrem Vater gegenüber. Einen wollte ich wegen nachlässiger Ausübung seines Berufes entlassen, da legten aber alle, wie ein Mann, Fürbitte für ihn ein. Da hieß es bei mir:

ich will um ihn graben und ihn bedüngen, ob er wollte Frucht bringen.

Eines Morgens überbrachten mir die Brüder folgenden Brief an das Komitee: „In Jesu Christo auserwählte Väter!

Wir sind Gott von Herzen dankbar, daß er durch seines heiligen Geistes Kraft es Ihnen ins Herz gegeben hat, Boten des Evangeliums zu uns zu senden. Diese haben uns das Licht des Evangeliums geoffenbart und uns auf den Weg gebracht, der zum ewigen Leben führt. Durch unsern Herrn Jesum Christum haben wir Vergebung der Sünden, Frieden mit Gott und Freudigkeit gefunden, vor unsern Brüdern nach dem Fleisch zu zeugen von dem, der unsere Hoffnung ist.

Ihre Arbeit, Ihre Geduld, Ihre Liebe, Ihre Opfer, sind an unsern entschlafenen Brüdern, Beru, Tedla, Goschu und vielen andern, sowie an uns, die wir noch in des Leibes Hütte wallen, nicht vergeblich gewesen.

Wie Gold durchs Feuer, so sind wir Gläubige aus Israel in Habesch, durchs Feuer großer Trübsal, das durch die Einfälle der Derwische in unser Land und durch die darauf folgende Hungersnot, Seuchen und Krieg, über uns hereingebrochen ist, geläutert, geprüft und gereinigt worden. Wir sind, da viele den Tod fanden, zu einem kleinen Häuflein geworden.

Wir, die wir dem Schwerte der Derwische und dem Hungertod entronnen sind, wollen, so viel uns Gott Kraft gibt und die politischen Verhältnisse unseres Landes es gestatten, wie bisher das Evangelium von Jesu Christo dem Gekreuzigten predigen. Wir freuten uns sehr, daß Sie unsern Vater Flad zu uns sandten. Durch seine Worte, durch seine Ermahnungen, durch seine Ratschläge haben wir für unsere Arbeit und für unsere Herzen viel Trost und Stärkung empfangen. Seine Worte, sein unwandelbarer Glaube, seine Liebe, die ihn trotz seines hohen Alters noch einmal zu uns kommen hieß, werden uns, so lange wir leben, im Herzen und Gedächtnis bleiben und uns ein Ansporn sein, unsern Beruf treu zu erfüllen und in den Prüfungszeiten, in

welchen wir uns befinden, in Geduld auszuharren. Wir danken Ihnen von Herzen für alles, was Sie uns durch unsern lieben Vater Flad für Nahrung und Kleidung gesandt haben. Wir erflehen Ihnen Gottes reichen Segen. Matth. 10, 42.

Hochverehrte Väter! Erlauben Sie uns die Bitte auszusprechen, Sie möchten unser in Ihrer Fürbitte gedenken. O, daß auch in unserem Lande das Evangelium siegen würde wie bei Ihnen. 2. Thess. 3, 1. 2. Empfangen Sie unsern Salaam. In Ehrfurcht und Dankbarkeit verbleiben wir Ihre geistlichen Söhne

gez. Argawi, Hiob Negusie, Wandem Hunem
Negusie, Sanbatu, Meherat, Beleta."

Es kamen in den letzten Tagen noch viele Abessinier aus nah und fern, um mich zu grüßen und meinen Segen zu empfangen, unter anderen Gebra Egsiabher, ein Proselyt, früherer Lehrer in Asseso. Wegen Unaufrichtigkeit gegen seine Mitarbeiter und Nachlässigkeit in Ausübung seines Berufes entließ ich ihn bei der Konferenz im Jahre 1900. Nun warf er sich so lang er war, vor mir auf den Boden, bat um Vergebung und um Wiederanstellung. Ich versicherte ihn, daß ich ihm alles vergeben habe, er möchte Gott um Vergebung bitten. Was aber seine Wiederanstellung betreffe, so könne ich seiner Bitte nicht willfahren. Es werde keiner wieder angestellt, der durch seine eigene Schuld entlassen worden war. Der Mann, etwa 45 Jahre alt, weinte bitterlich und bat flehentlich; — jedoch, um für alle ein Exempel zu setzen, lehnte ich seine Wiederanstellung entschieden ab. — Da er aber den weiten Weg (40 Tagemärsche) gekommen war und um Vergebung gebeten hatte, gab ich ihm ein Geschenk von 30 Talern. — Er reiste mit den andern zurück und hielt sich treu und rechtschaffen zu ihnen bis an sein Lebensende. Oft begleitete er sie auf Missionsreisen und erwies sich als ein lauterer Christ.

Altaseb, einer meiner Knechte während der Gefangenschaft, kam von Adoa (8 Tagereisen), um mich zu sehen und zu grüßen. Er fiel mir zu Füßen, küßte dieselben wiederholt und dankte Gott, daß Er ihm die Freude vergönnt, seinen guten Herrn nochmal zu sehen. — Manch treuen Botendienst tat er während unserer Gefangenschaft, der ihn hätte sein Leben kosten können. Altaseb hat bis zum Ende der Gefangenschaft uns treu gedient, dann mit dem ausbezahlten Lohn und den 50 Talern der englischen Regierung für treue Botendienste, einen kleinen Handel angefangen, sich gut mit seiner Familie ernährt, und wie er mir versicherte, nach dem von mir gelehrten Evangelium gewandelt und gehandelt. — Er sah alt und grau aus, hatte viel Trübsal durchgemacht, da ihm während der Hungersnot Frau und Kinder starben. Er sagte: „Wir Abessinier leben im Lande des Elends. Da ist immer Sorge, Furcht, Hoffnung und zuletzt der Tod. Vielleicht gibt uns Gott in der andern Welt um Jesu willen etwas besseres als wir hier unten haben.“ — Ich hatte große Freude an dem alten treuen Diener, der mir so unerwartet kam, wie es sein Name Altaseb, d. h. „ich habe nicht an dich gedacht“, bedeutet. Ich schenkte ihm 10 Taler, die er aber nicht annehmen wollte, bis ich ihm sagte, es solle kein Almosen sein, sondern eine Belohnung für frühere treue Dienste.

Alaka Worke reiste vor unseren Leuten ab. Er war gekommen, um mich zu grüßen. Er ist ein evangelisch gesinnter Debtera (Gelehrter) und in Wahrheit ein frommer Jünger Jesu. Wie es ihm wohl in seiner Heimat Asseso ergehen wird? Fünf Jahre lebte er mit den schwedischen Missionaren in Asmara zusammen. Auch ich hatte ihn in diesen Jahren, in denen er vor den Derwischen geflohen war, unterstützt. Unter anderem ließ ich ihn das Fetha Negest, d. h. Königsgesetz, abschreiben und etliches andere, damit er einen Verdienst hatte.

In den letzten Tagen meines Aufenthaltes war es ordentlich heiß und schwül geworden. Der Thermometer zeigte folgendes: 6 Uhr morgens 25° R., 10 Uhr 26° R., 11 Uhr

28° R., 12 Uhr mittags 28½° R., 2 Uhr nachmittags 28° R., 6 Uhr 26° R., 2 Uhr nachts 22° R.

Am 26. März war Rüst- und Packtag. Es wurden Kamele gemietet, die Gehälter bezahlt. Jedem gab ich seinen rückständigen Gehalt, sowie den fürs laufende Jahr. Dann noch 200 Taler für Arme, Witwen und Waisen, sowie Geld für Transport der Bücher; es waren vier Kamelslasten Bücher zu befördern. Alles in allem gab ich ihnen 2200 Taler = 275 Pfund Sterling. Ich hatte große Sorge, ihnen so viel Geld mitzugeben, da man in Abessinien nie sicher ist vor Räubern. Da galt's zu beten und zu glauben. Es lag mir wie ein schwerer Sorgenstein auf dem Herzen, die Brüder in ein solch unsicheres Land wie Abessinien zurückkehren zu sehen. Schweres stand ihnen bevor. Und dennoch, der Gott, der bisher geholfen, wird weiterhelfen und die lieben Brüder treu erhalten bis in den Tod.

Abends war Abschiedsstunde. Ich legte Ps. 23 und Ps. 121 zugrunde. Um 10 Uhr verabschiedeten wir uns auf Nimmerwiedersehen in dieser Welt, aber in der gewissen Hoffnung, uns droben vor des Lammes Thron wieder zu finden. Es war ein herzbeweglicher Augenblick. — Am folgenden Morgen früh um 4 Uhr wurden die Kamele geladen und alle, bis auf Argawi und Sanbatu, zogen mit den Kamelen ab. Diese beiden blieben noch und fuhren den andern mit der Eisenbahn bis Saati nach. Es war ein tränenreicher Abschied, bis mich auch diese letzten verließen. Unter Händeauflegen segnete ich beide für ihre schwere Reise und ihren künftigen Beruf ein und übergab sie dem Schutz des dreieinigen Gottes. Es war eine Szene wie jene in der Apostelgeschichte, wo es heißt: „Sie weinten sehr, da er sagte: ihr werdet mein Angesicht nicht mehr sehen“.

Lieber himmlischer Vater, in Christo Deinem lieben Sohne, meinem barmherzigen Heiland!

Sie sind Dein Eigentum. Laß sie in Deine Hände gezeichnet sein und durch keine Macht der Finsternis Dir aus den Händen entrissen werden. Ich übergebe sie und die fünf Kamelslasten Bücher u. a. Deinem treuen Schutze bei Tag und bei Nacht während ihrer langen Reise. Laß es sie allezeit inne werden, daß Du Deine Verheißung einlösest: Ich bin bei euch alle Tage. Laß keinen Zwist, keine Uneinigkeit das Friedensband stören. Laß keine Sünde zwischen sie und Dich kommen. Setze sie vielen ihrer Landsleute zum Segen, daß sie Dir viele Seelen zuführen. Schlage mit dem Schwerte des Geistes alle ihre Feinde und Widersacher nieder und gib ihnen, daß sie eine gute Ritterschaft üben, ihren Lauf im Glauben vollenden und die Krone des ewigen Lebens empfangen.

Hab Dank, lieber Heiland, daß Du bisher alles so freundlich geleitet, die Konferenz gesegnet und zu einem guten Abschluß gebracht hast, so daß die lieben Brüder getrost und mit freudiger Zuversicht auf ihr Arbeitsfeld zurückkehren. Du hast jedem etwas Bleibendes ins Herz gegeben und was im Herzen verborgen, geoffenbart. Hab innigen Dank, daß Du uns alle in diesem ungesunden Lande vor Krankheit und Fieber bewahrt, und wir alle 12 Tage, von früh bis spät, unsere Arbeit verrichten durften.

Segne auch reichlich die lieben Dr. Winquists für die viele Liebe, mit der sie mich aufgenommen und versorgt haben. Sei Du ihnen hier und droben ein reicher Vergelter.

Herr, ich bin nicht wert all der Barmherzigkeit und Treue, die Du an mir getan hast. Das ist der Grundton meines Herzens. Vergib in Gnaden auch alles, was versäumt oder nicht recht gemacht wurde, oder wo ich gegen diesen und jenen nicht genug Liebe habe walten lassen. Ach, ich bin ganz hingenommen von dem, was Du, o Jesu, in diesen Tagen an mir und durch mich an meinen Pflegebefohlenen getan hast. Am liebsten

möchte ich sagen: Was ich in diesen 12 Tagen gelebt, gelehrt, ermahnt, getröstet, zurechtgewiesen, geordnet habe,

Das decke Du zu
mit Deinem Blut und Verdienst;
und der Brüder und meine Heimreise
Regiere Du!

Geschrieben in Monkullo, den 27. März 1894, abends 5 Uhr.

Am Abend hatte ich noch eine liebliche Abschiedsstunde mit Herrn und Frau Dr. Winquist, welche am folgenden Morgen Monkullo verließen, um nach der Provinz Mensa zu reisen.

Ich selbst mußte schon um 8 Uhr morgens auf dem italienischen Dampfer sein, der dann um 10 Uhr den Hafen verließ. Es war ein kleines Dampfschiff, voll von Militär, die nach Hause reisten. Offiziere und Soldaten haben sich während der ganzen Reise musterhaft betragen. In 5 Tagen erreichten wir Suez, von wo ich per Bahn nach Alexandrien fuhr und mich weiter nach Triest einschiffte und kam, wohl müde, aber voll Dank, Mitte April in Korntal an, wo ich all meine Lieben gesund antraf.

Ach ja, wenn ich überlege, mit was Lieb' und Gütigkeit,
Du durch so viel Wunderwege mich geführt die Lebenszeit,
So weiß ich kein Ziel zu finden, noch die Tiefen zu ergründen.
Tausend, tausend Mal sei Dir, großer König, Dank dafür!

Schluß.

Nach dieser in Asmara von ihm mit seinen eingeborenen Arbeitern abgehaltenen Konferenz hat mein Vater noch 21 Jahre gelebt. Er hinterließ aber über diese Zeit keine eigenen Aufzeichnungen. Die folgenden Zeilen wollen einen kurzen Über=

blick über seine letzten Jahre geben und seinen und der Mutter Heimgang erzählen.

Von Korntal aus hat er bis an sein Lebensende die Falaschamission geleitet. Es stand ihm dazu nur das Mittel der Korrespondenz zur Verfügung, und auch dieses jährlich nur einmal, wenn der Bote die Berichte und Briefe aus dem Innern an die Küste brachte. Um so fleißiger erflehte er auf den Knieen göttliche Leitung, Schutz und Segen für seine Mohrensöhne. Das Eintreffen dieser Berichte war immer ein großes Ereignis, war doch die Beförderung derselben mit so viel Gefahr verbunden und hing von der jeweiligen politischen Lage in Abessinien ab. Zu Kriegszeiten war das Verlassen des Landes den Boten ganz verboten, bei inneren Unruhen waren die Wege durch Räuberbanden unsicher gemacht.

Die Briefe der eingeborenen Arbeiter waren in einem so warmen, kindlich gläubigen Geiste geschrieben, manchmal sagten uns Freunde sogar, es klinge ganz apostolisch, daß sie in weiten Kreisen viel Freude machten, und das Interesse für jenes Werk durch all die Jahrzehnte hindurch wach erhielten. Es war viel Ursache zum Dank da. Man spürte beim Lesen dieser Berichte das Wehen eines treuen Zeugengeistes, man freute sich über ihre Bibelbeschlagenheit, ihren Fleiß in der für jenes Land doppelt wichtigen Kolportagearbeit. Dazu konnten sie immer von Taufen berichten, von ganzen Familien, die gemeinsam in die christliche Kirche aufgenommen wurden. Tatsächlich stand die Falaschamission in den zahlreichen Taufen, über die sie berichten konnte, in der Judenmission ganz einzigartig da. In der Märznummer des Glaubensboten vom Jahre 1910 wurde ein Bericht von Br. Argawi veröffentlicht, in welchem hierüber folgendes festgestellt wird: „Nach unser aller Schätzung sind, seitdem Sie die Falaschamission im Jahre 1860 begonnen haben, 17—18 000 Falaschas (Kinder eingerechnet) getauft worden. Nicht alle hatten sich von Herzen bekehrt, aber viele sind selig gestorben, und viele der noch lebenden lieben den Heiland von Herzen".

Trotzdem drückte auf unsern Vater immer wieder die Last der Verantwortung für ein Werk, dem Jahr um Jahr kein europäischer Missionar zur Leitung gesandt werden konnte, weil die abessinischen Behörden, besonders die koptische Geistlichkeit, einen solchen nicht zuließen.

Mit Spannung hatte der Missionsveteran die politische Entwicklung Abessiniens und der angrenzenden Länder verfolgt. Als General Gordon nach Kartum ging, hoffte er auch für Abessinien eine Ausdehnung des englischen Einflusses. Später, als die Italiener koloniale Erweiterung suchten, hoffte er wieder, daß nun der Augenblick kommen werde, wo Zentral-Abessinien auch für europäische Missionare zugänglich werden würde. Es kam nicht dazu. In diesen Jahren enttäuschter Erwartungen hat Vater mehr als einmal seinem Komitee in allem Ernst vorgeschlagen, die Mission aufzulösen, den eingeborenen Arbeitern noch einmal ihre Jahresgehälter auszuzahlen, und sie anzuweisen, wieder zu ihrem Handwerk zurückzukehren. Kämen dann bessere Zeiten, so könnte die Gesellschaft die Arbeit unter Leitung europäischer Missionare wieder aufnehmen. Das Komitee in London hat diese Vorschläge ihres gewissenhaften Leiters nie angenommen. Die Berichte waren zu herzbeweglich, und überdies waren die Jahresgehälter der abessinischen Missionare so bescheiden, daß die Falaschamission keine große Anforderung an die Missionskasse stellte. Vater hatte seine Leute von jeher an Bescheidenheit und an Genügsamkeit gewöhnt; ein Teil der Missionsgehilfen war darauf angewiesen, vom Handwerk (meistens Weberei) zu leben; sie wurden nur für die Missionsreisen von der Mission unterstützt. Dennoch litt Vater schwer an der Tatsache, daß dem Werke kein europäischer Leiter gegeben und die Gründung einer eigenen, kirchlichen und religiösen Gemeinschaft nicht herbeigeführt werden konnte.

Da kam eines Tages die Beruhigung von ganz unerwarteter Seite und zwar durch einen Feind des Evangeliums. Es war im Jahre 1905, daß in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums" von

einer Forschungsreise berichtet wurde, die ein Herr Feitlowitsch zu den Falaschas unternommen hatte. Letzterer veröffentlichte nach seiner Rückkehr aus Abessinien ein von den Falaschas ihm eingehändigtes Schreiben, welches sie ihn gebeten hatten, allen Juden der Welt bekannt zu machen. Der ausgesprochene Zweck des Schreibens war, um Hilfe gegen „die Kinder Flads“ zu bitten, welche sie von ihrem jüdischen Glauben abwendig zu machen suchten. Dieser merkwürdige Hilferuf gegen die evangelischen Missionsarbeiter lautet in wörtlicher Übersetzung folgendermaßen:

„Gepriesen sei der Herr, der Gott Israels! Folgenden Brief senden aus Abessinien die Kinder Israels, die Falaschas genannt werden, damit er gelange an unsere Brüder, an die Lehrer in Jerusalem und in alle Länder, die jüdische Gemeinden besitzen. Schalom! Friede! Geht es euch gut? Wir sind glücklich. Der Negus Theodoros und der Negus Johannes wollten uns mit Gewalt unseren Glauben entreißen: „Werdet Christen“, sprachen sie. Wir aber zogen den Tod dem Abfall vor. Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs half uns, und durch unser Gebet blieben wir noch eine geringe Zahl zurück. Früher waren wir zahlreich, wir hatten 200 Gotteshäuser, jetzt besitzen wir nur noch 30. Als die Derwische über uns herfielen, kamen gar viele von uns durch Hunger um. Gott hat eure Gebete erhört, und wir haben jetzt einen gutherzigen Negus. Menilek spricht: „Bleibt das, was eure Väter waren“. Gott gebe ihm dafür langes Leben. Nun aber kamen zu uns die Kinder Flads (Missionare) und sprachen: „Tauft euch. Wer nicht Christ wird, muß verloren gehen, wer aber Christ werden will, dem soll geholfen werden“. Wir aber ringen für die Lehre Moses im Namen des Gottes Israels. O, betet für uns! Dies schreiben Abba Arin und Abba Tem, die Hohenpriester, und hoffen, daß der Inhalt gelangen wird an die Gemeinden Israels und an ihre Lehrer und Führer durch Jakob ben Moses (Jakob Feitlowitsch), der herkam, um uns zu sehen, worüber wir uns sehr

gefreut haben. Wenn ein Mann aus Israel uns besucht, empfinden wir ungeheure Freude. Reicher Friede sei mit euch, ihr Kinder Israels, unsere Brüder in der Lehre Moses. Ach Brüder! Wir bitten euch, vergesset unser nicht, denn wir schweben in großer Gefahr. Unsere Bücher sind vernichtet, denn die Derwische haben sie verbrannt. Unsere Lehrhäuser sind zerstört und verwüstet. Betet, betet für uns zu Gott.

Geschrieben im 12. Monat, am 18. des Monats in Gur-Abba, in der Nähe von Gondar.“ —

Nichts hätte den nun in seinem 75. Jahre stehenden Gründer und Leiter der Falaschamission mehr von jenen obengenannten Sorgen befreien können als dieser, von den Gegnern seiner Sache erbrachte und in der ganzen Judenschaft der Welt verkündigte Beweis, daß seine geistlichen Söhne nicht nur selbst ihrem christlichen Glauben trotz aller Not und Schwierigkeit treu anhingen, sondern daß sie auch fleißig waren, von ihren jüdischen Brüdern viele für das Evangelium zu gewinnen.

Feitlowitsch bewirkte durch den in der europäischen und amerikanischen Judenschaft verbreiteten Hilferuf, daß die mächtige „Alliance Israelite Universelle“ in Paris eine besondere Hilfsmission zu den Falaschas schickte. An der Spitze derselben stand Oberrabbiner Nachum, der ausgerüstet mit reichen Geldmitteln und mit glänzenden Geschenken und unterstützt von allen erreichbaren diplomatischen Empfehlungen, sich an den Hof Menileks begab und von dort aus die im Zentrum Abessiniens wohnenden Falaschas besuchte. In einem Bericht über diese Hilfsmission zu den abessinischen Juden erkannte Oberrabbiner Nachum an, daß in der Tat viele Falaschas Christen geworden seien, erklärte aber ebenso offen und ehrlich, daß die eingeborenen Missionare keinerlei unlautere Mittel bei ihrer Propagandaarbeit gebraucht hätten. Die Alliance Israelite Universelle erfüllte hingegen den Wunsch des Herrn Feitlowitsch, eine Gegenmission zu eröffnen, nicht, worauf Feitlowitsch sich selbst daran machte, in allen großen Städten Europas und Ame-

rikas Profalaschakomitees zu gründen. Das gelang ihm, und dadurch fand er auch ausgiebige Geldmittel zu einer entschlossenen Gegenmission. Feitlowitsch hat dann mehrmals Abessinien bereist, um die Falaschas in ihrem Widerstand gegen das Evangelium zu bestärken und hat Falaschajünglinge zur Ausbildung nach Jerusalem gebracht. Nach dem Krieg erschien er wieder unter den Falaschas, begleitet von Ärzten und anderen Gehilfen, von amerikanischen Juden mit Geldmitteln und Medikamenten ausgestattet. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Falaschamission in Herrn Feitlowitsch einen ganz ernstlichen Widerstand gefunden hat. Für unsere eingeborenen Missionare aber wird, so hoffte auch der liebe Vater, diese Gegenmission ein neuer Ansporn sein, um so fleißiger das Heil in Christo ihren Brüdern nach dem Fleische zu verkündigen. Aus ihren Berichten erhellte, daß sie, so oft Feitlowitsch ins Land kam, ihm mutig entgegentraten. Nach abessinischem Gebrauch forderten sie ihn zu öffentlichen Disputationen auf, er hat sich aber immer mit nichtigen Entschuldigungen denselben entzogen.

Eine schwere Prüfung brach über unsern Vater in seinem 75. Jahre herein. Es war in den ersten Julitagen 1906; er hatte gerade ein Glückwunschschreiben zur Geburt des ersten Enkelkindes Helene Flad in Tunis geschrieben, — da wurde er plötzlich von einem Erstickungsanfall ergriffen. Es mußte zur Tracheotomie (Luftröhrenschnitt) geschritten werden und durch eine Kanüle die Atmung ermöglicht werden. Da nichts Krankhaftes im Gewebe entdeckt wurde (man hielt den Erstickungsanfall vielleicht durch einen Insektenstich veranlaßt), entfernte man die Kanüle nach einigen Tagen und ließ die Wunde sich wieder schließen. Da stellte sich ein neuer und noch heftigerer Anfall ein. Der Luftröhrenschnitt mußte wiederholt werden. Dann folgte eine schmerzensreiche Zeit. Das Ein- und Ausführen der Kanüle verursachte entsetzliche Qualen. Der liebe Kranke sehnte sich erlöst zu werden. Ich war von Tunis zu ihm geeilt. Seine Tage schienen gezählt. Da fügte es Gott, daß der behandelnde Arzt,

Dr. G. in Korntal, auf eine ganz andere, geschmeidigere Kanüle aufmerksam gemacht wurde. Bald gewöhnte sich der Kranke an die neue Kanüle, welche keine Verletzungen mehr verursachte, und nach einiger Zeit war sein Hals so weit ausgeheilt, daß ein regelmäßiges Wechseln, morgens und abends, genügte, um ihm normale Atmung zu ermöglichen. Es war übrigens die lange Kanüle, ein Silberrohr von 15 Zentimeter Länge, also immerhin ein Fremdkörper, wenn auch das Mittel seiner Rettung in äußerster Lebensgefahr und der Verlängerung seines Lebens um volle $9^1/_2$ Jahre. Merkwürdig, diese unvergleichlich bessere Kanüle war damals nur in Berlin zu haben. Gelegentlich stellte sich aber heraus, daß es das Fabrikat einer medizinischen Instrumentenfabrik in Tuttlingen in Württemberg war. In der nahen schwäbischen Residenz kannte man diese neuere, bessere Kanüle noch nicht!

Daß der liebe Vater mit dieser künstlichen Atmung leben, ja auch arbeiten konnte, daß er auch in dem mäßig großen Saale der Gemeindeschule in Korntal, in welcher die Erbauungsstunde gehalten wurde, reden, und sogar einige Jahre lang der Leiter der Stunde sein konnte, das war ihm und vielen andern ein Wunder. Er beteiligte sich auch bis an sein Lebensende an den Sitzungen des Gemeinderats von Korntal, machte Krankenbesuche und erteilte vielen, die ihn aufsuchten, Rat und Beistand. Die Kanüle war aber trotzdem ein Kreuz und Ungemach, er nannte sie öfters „seinen Pfahl im Fleisch". Sie machte den so starken und selbständigen Mann von nun an abhängig von der Hilfe einer Pflegerin. Geklagt hat er nicht, er nahm es als das von seinem himmlischen Meister in seinen Lebensabend noch hereingeordnete Prüfungs- und Läuterungsmittel. Wie oft konnte man ihn sagen hören: „Gott macht keine Fehler". Am eigenen Leibe hatte er noch einmal im späten Alter einen Beweis der Wundermacht seines Gottes und konnte andere ermuntern. So schrieb er einem durch ein Herzleiden heimgesuchten Familienvater: „Suche die Ruhe, und dein Leiden wird ge-

hoben werden; heute ist es 4 Jahre, daß ich die Erstickungsanfälle bekam und operiert wurde, und bin noch am Leben. Welch ein Wunder göttlicher Hilfe!"

Nachdem er schon Jahre lang mit seiner Kanüle weitergelebt, wurde auf ärztliche Aufforderung hin noch einmal eine Röntgenaufnahme der Hals- und Brustgegend gemacht. Dieselbe ergab, daß früher eine Zerreißung und Verbreiterung der Gewebe am oberen Teil der Luftröhre stattgefunden hatte. Der Spezialist bat ihn, sich zu besinnen, ob er nicht zur Zeit, als die Erstickungsanfälle sich ereignet hatten, eine starke körperliche Anstrengung gemacht habe? Vater erinnerte sich nach längerem Besinnen, daß er am Morgen jenes Tages den ziemlich steilen Saalplatz in Korntal hinaufging, dabei ein altes Mütterchen, die einen schweren Korb mit Obst trug, einholte, sich herunterneigte, mit einem starken Ruck und dem Wort: „Lassen Sie mir den Korb ein Weilchen", ihr die Last abnahm. Damals habe er allerdings einen heftigen Schmerz am Halse verspürt, der sei dann gewichen, aber am Abend hatte sich die erste Erstickungsnot eingestellt.

Nach dieser schweren Prüfung durfte unser lieber Vater mit der lieben Mutter 2 Jahre später ein großes Freude- und Dankfest erleben, es war die Feier der goldenen Hochzeit am 12. Oktober 1908. In der Christuskirche auf dem Berge Zion in Jerusalem hatte die Apothekerschwester, Pauline Keller, nach 7 jähriger, gesegneter Tätigkeit im Diakonissenhaus der Kaiserswerter Schwestern in Jerusalem und im Spital der Londoner Judenmissionsgesellschaft am 12. Oktober 1858 dem Manne die Hand gegeben, den Gott zu seinem Dienst in Mohrenland ganz besonders erwählt hatte. Heute zogen die beiden in den großen Gemeindesaal Korntals. Der Segen eines regen, freundlichen Gemeindelebens trat einem bei dieser Gelegenheit wieder so deutlich vor die Augen. Wie freute sich doch alles mit! Der Saal war voll, wie an Sonn- und Festtagen, als das Jubelpaar, gefolgt von einem Festzug von Familienangehörigen und

Freunden, einzog. Mütterchen war schon lange vorher körperlich so gebrechlich gewesen, daß man noch kurz vorher kaum wagte, die Feier vorzubereiten. Sie mußte im Fahrstuhl von ihrer Pflegerin geschoben werden, aber rüstig und festen Schrittes ging neben ihr der Vater. Damals hatte ein ganz kleiner Kreis von Freunden das von der liederkundigen Braut gewählte Lied mitgesungen, heute stimmte die ganze Gemeinde Korntals in dasselbe ein: „Umschließ mich ganz mit deinem Frieden, mein treuerkannter Seelenfreund!"

In den Liedersammlungen steht das Lied unter den Kreuz- und Trostliedern. Es paßte aber wunderbar zu dem, gleich in den ersten Jahren in Abessinien, an schweren Trübsalen und herrlichen Errettungen reichem gemeinsamen Leben und Wirken der Eltern. Der Hochzeitstext vor 50 Jahren wurde auch jetzt wieder gebraucht und von Pfarrer Heim einer warmen Ansprache zugrunde gelegt: Ps. 92, 14—16. „Die gepflanzt sind in dem Hause des Herrn, werden in den Vorhöfen unseres Gottes grünen. Und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein, daß sie verkündigen, daß der Herr so fromm ist, mein Hort, und ist kein Unrecht an ihm".

Unter den Freunden, die an jenem seltenen Familienfest teilnahmen, war auch einer der einstigen Leidensgenossen in der abessinischen Gefangenschaft, Stadtmissionar Friedrich Brandeis aus Zürich. Eine durch nichts getrübte beinahe 50 jährige Freundschaft verband ihn mit dem Jubelpaar des Tages, und wohl kein anderes hat wie er mit so tiefem Mitempfinden für gemeinsam Erlebtes den Schlußvers jenes herrlichen Hochzeitsliedes der Eltern miteinstimmen können, wie er. Er spiegelt die innere Stellung der lieben Eltern so deutlich wieder und die Quelle der Kraft aller Gotteskinder, daß ich ihn noch hinzufüge:

Hallelujah! es sei gewaget, durch Not und Tod dir nachzugehn!
Ich folge, Herr, dir unverzaget mit unablässig heißem Flehn.
Ich nehme deines Kreuzes Bürde und die damit verbundene Würde

Und lehne mich auf dich, mein Freund.
Ich weiß, du trägst mich durchs Gedränge,
Mit aller meiner Lasten Menge, bis mir dein Antlitz einst
erscheint.

So gebrechlich Mütterlein auch äußerlich war, innerlich, geistig, war sie Gottlob ganz frisch. Der reiche Liederschatz, den sie in ihrem herrlichen Gedächtnis aufbewahrt hatte, diente uns allen bei einer kleinen Erbauungsstunde, die mittags stattfand und an der sich mehrere liebe Brüder aus Korntal beteiligten. Es wurde bei derselben das Dank- und Loblied Paul Gerhards: „Ich singe dir mit Herz und Mund" gesungen. Jedesmal, nachdem ein Bruder geredet hatte, wurden einige Verse gesungen. Nach Korntaler Art wurde das Lied vorgesagt. Das besorgte bei dieser Familienfeier die liebe Mutter und sie hat, ohne das geringste Zögern, ohne sich auch nur in einer Silbe zu täuschen, die 18 Verse mit deutlicher Stimme und großer Innigkeit des wunderbaren Liedes uns vorgesagt.

Ein Jahr nach dieser schönen Feier durfte die liebe Mutter zur Ruhe des Volkes Gottes eingehen. Körperlich eine schwache Hülle, von Gicht und Herzbeklemmungen geplagt, blieb doch ihr reger Geist bis zum Ende klar und heiter. Noch in den letzten 14 Tagen hat sie, wie der Arzt Dr. G. mir erzählte, ein für sie neues Lied von 12 Versen auswendig gelernt, und ein ihr bekanntes, ebenso langes Lied repetiert; und das bei über 80 Jahren.

Sie las zeitlebens gerne; außer Büchern religiösen Inhalts, medizinisches, naturwissenschaftliches, aber auch regelmäßig die Tageszeitung, um über den Gang der Politik auf dem Laufenden zu bleiben. Ihr Lesen war nutzbringend für sie und andere, denn sie schrieb ihre Lesefrüchte in Heftlein, die sie den Kindern und den Enkelsöhnen hinterließ. Wegen abnehmenden Gehörs und körperlicher Schwachheit konnte sie schon viele Jahre vor ihrem Heimgang sich nicht mehr am Gemeindegottesdienst beteiligen, was ihr eine große Entbehrung war. Da hat sie sich

um so mehr durch das Lesen der Predigten von Kapf, Staudt und besonders Oetinger und Ph. M. Hahn erbaut. Sie hat meistens dieselbe Predigt zweimal hintereinander gelesen; die unterstrichenen Stellen zeigten, wie sie versuchte, sich alles zu eigen zu machen. In ihrer Korrespondenz, die sie mit großer Treue bis zuletzt fortführte, war immer eine so treffliche Auswahl von packenden Zitaten neben eigenen Gedanken, daß man durch ihre Briefe erquickt, erbaut und belehrt wurde. Mit Vater teilte sie sich in die Korrespondenz, die Waisen und Alleinstehenden zu gute kam. Noch eine Woche vor ihrem Tode hat sie einer solchen Pflegebefohlenen auf acht vollen Seiten in ihrer sauberen, feinen Schrift eine Aufmunterung zum Ausharren gegeben, für den schwierigen Posten, den dieselbe in einer Arbeit der Inneren Mission übernommen hatte.

Am Abend des 21. Oktober 1909, als die Pflegerin ihr noch die allabendlichen Dienste tat, sagte sie noch den Vers des Liedes: „Wie wird uns sein, wenn endlich nach dem schweren, doch nach dem letzten, ausgekämpften Streit". Als sie an den Schluß des Verses kam: „und aus der Nähe sehen und begrüßen usw.", da schaute sie ihre Pflegerin an und wiederholte: „und aus der Nähe, o, Rösle hör, aus der Nähe! sehen und begrüßen!" — Offenbar ahnte sie ihre baldige Heimholung und freute sich dessen. Das letzte Wort, das Vater, ehe sie einschlief, sie noch sagen hörte, war: „wartet, wartet auf den Herrn!" — Er hat es auf der Mutter Grabstein setzen lassen. Aus diesem ihrem letzten Schlummer ist sie nicht mehr für dieses Leben erwacht. Ohne Kampf war sie eingeschlummert, während des Schlafes durfte sie abscheiden, um bei Christo zu sein. Sie hat selbst das erfahren, was sie mit den Worten des Dichters gerne anführte: „Du kannst durch des Todes Türen träumend führen und hilfst uns auf einmal aus!"

Der liebe Vater trug sein Leid männlich fest, aber wie nahe ihm der Verlust ging, sollte sich bald herausstellen. Kurze Zeit nachher nahm seine Sehkraft so auffallend rasch ab, daß auch

stärkere Gläser nichts halfen. Der Augenarzt konnte weder Star, noch eine andere Erkrankung der Augen finden und schrieb es einem tiefen Seelenschmerz und an ihm nagenden Weh zu. Er hatte recht. Der von Natur so willensstarke Mann, der durch seine vielen schwierigen Reisen in Afrika gelernt hatte, was es heißt, ganz auf sich selbst angewiesen zu sein, empfand die Vereinsamung schmerzlich. Wie viel war ihm doch die geistig so hochstehende Lebensgefährtin gewesen! Welch ein Leben, reich an göttlicher Durchhilfe und wunderbaren Segnungen war ihnen zusammen beschieden gewesen! Wie viel Anregung, Beratung, geistlichen Beistand hatte er von ihr empfangen! Manchmal sagte er: „Ohne eure Mutter wäre ich nicht geworden, was ich bin!" Und doch war sie so schüchtern, zaghaft unter den Menschen, aber Vater wußte aus langer Erfahrung, was er an ihrem gesunden Urteil, ihren gründlichen Kenntnissen und ihrem tiefen Gottvertrauen hatte. Kein Wunder, daß er Heimweh hatte.

Das Versagen der Sehkraft war ihm besonders schmerzlich wegen der jährlichen Post aus Abessinien, die mit Ausnahme dessen, was der liebe Bruder Argawi, der Leiter, schrieb, in amharischer Sprache verfaßt war. Für die Übersetzung war das Komitee ganz auf Vater angewiesen. Nun konnte er diese interessanten, langen Briefe aus Mohrenland nicht mehr lesen. Glücklicherweise hatte ich seit 1902 mich etwas mit der Erlernung der amharischen Sprache beschäftigt, und so konnte ich alljährlich im Sommer oder Herbst, wenn die Post aus Abessinien da war, von Tunis zu Vater eilen und ihm die Briefe und Berichte vorlesen und mit ihm übersetzen. Das war ein liebliches Zusammenarbeiten und Zusammensein, und ermöglichte es dem 80 jährigen Vater, immer noch der verantwortliche Leiter der Falaschamission zu bleiben. Einen dieser Stellung entsprechenden Gehalt hatte er übrigens schon beinahe 20 Jahre früher abgelehnt. Er begnügte sich mit dem Pensionsgehalt, da es ihm nicht gestattet war, auf abessinischem Boden zu leben und sein Werk dort zu leiten. Gott hat ihm aber regelmäßig und bis an sein Lebens=

ende so viel sonst noch zufließen lassen, daß er bei treuem Haushalten nicht nur für sich und die Seinen genügend hatte, sondern immer etwas in seinem Zehnten- und Dankeskäßlein zum Geben und Austeilen vorfand.

Und wie seine Hand sich gerne auftat zum Geben, so war sein Herz weit für allerlei Not und Anliegen. Er glaubte an die Macht des Gebetes und hat viele Stunden der Nacht und des frühen Morgens betend verbracht. Viele Bekümmerte und Gedrückte kamen, daß er mit ihnen betete. Gerne schloß er sich auch mit Gleichgesinnten zum Zweck gemeinsamer Fürbitte zusammen. Jahre hindurch verband ein inniger Gebetsbund ihn mit seinem treuen Freund und Bruder Frasch; jeden Dienstag Abend brachten diese beiden Väter in Christo, die auch Gemeinderäte waren, die Nöten und Anliegen der Gemeinde Korntal und der abessinischen Mission im Gebet vor Gott. Väterlich tragend, tröstend, sorgend umgab er die Seinen und viele andere.

Im Herbst 1913 stellten sich Atembeschwerden ein, die nicht von den Atemorganen, sondern vom Herzen kamen. Gottes Güte und seine herrliche, kräftige Natur halfen ihm noch über verschiedene Anfälle hinüber. Er erlebte auch noch den Anfang des Weltkriegs. Für Leute, die wie er während eines langen Lebens des Tages Last und Hitze schon reichlich getragen hatten, waren die gewaltigen Ereignisse jener Zeit eine zu schwere Belastung für Gemüt und Herz. Als dann am 22. Dezember 1914 sein Enkel, Gerhard Krüsmann, eine schwere Halsverwundung erlitt und wenige Tage danach am Weihnachtsmorgen in der französischen Kirche in Marquillies starb, da ergriff den Großvater ein tiefes Weh. Gerhard hatte gerade vor Kriegsausbruch seine theologischen Studien vollendet, er war ein sonniger, begabter junger Mann und war entschlossen, sich für den Missionsdienst in Abessinien zu melden.

Das Eintreffen der abessinischen Post im Frühjahr 1915 belebte ihn zwar nochmals, aber umsonst wartete er auf die zur Übersetzungsarbeit nötige Spannkraft. Das Vorlesen allein schon

ermüdete ihn. „Warte noch einige Tage“, sagte er, „Gott gibt mir vielleicht doch noch die Kraft, daß wir die ganze Post miteinander durcharbeiten können!“

Die Willensstärke und körperliche Festigkeit blieben ihm bis zur letzten Stunde, so daß, wenn die Atemnot zu groß wurde, er bei Tag und Nacht sich erhob, im Zimmer auf- und abging, sich an den Tisch setzte. Er war dann so dankbar, wenn man ihm aus Gottes Wort vorlas, hörte gerne ganze Reihen von Psalmen, eine ganze apostolische Epistel, lange Abschnitte aus den Evangelien, Predigten und Betrachtungen. Er war so froh, daß wir ihm nun das Lebenswasser reichten und mit ihm beteten.

Am Mittwoch in der Karwoche bemerkte er zu mir: „Friedrich, es hat mir jemand gesagt, ich dürfe am Todestag meines Herrn heimgehen!“ Seine immer noch erstaunliche Rüstigkeit ließ aber bei keinem den Gedanken aufkommen, daß es mit ihm bald zu Ende gehen könnte. Wie immer hatte er an alles gedacht, für alle kommenden Auslagen treulich vorgesorgt und bereitgelegt, als er mir am letzten Morgen seine Schlüssel übergab. Auch die Grabinschrift lag bereit; er hatte sein Haus bestellt. Mit besonders eindringlichen, väterlich lieben Worten legte er mir's nochmal ans Herz, doch alles zu tun, was ich könne, daß sein Lebenswerk in Abessinien weitergeführt werde.

In Korntal wird der Gründonnerstag noch festlich begangen. Als die Zeit heranrückte, in der die Hahnsche Erbauungsstunde gehalten wurde, bat er mich dringend, hinzugehen und die Geschwister alle von ihm zu grüßen und ihnen zu sagen, er sei im Geiste mit ihnen vereint. Als ich wieder in sein Zimmer trat, war sein Geist schon fortgeeilt. Die selige Ahnung war erfüllt, am Vorabend des Karfreitag, am 1. April 1915, durfte er eingehen zu seines Herrn Freude.

Das Osterfest war in unserm elterlichen Hause immer ein doppeltes Dank- und Freudenfest. Nie ließen sich's die Eltern nehmen, an dem herrlichen liturgischen Gottesdienst teilzunehmen, der dem Gebrauche der Brüdergemeinde folgend, früh morgens

auf dem Gottesacker gehalten wird. Zu allem Jubel und der Zuversicht, welche die große Ostertatsache uns mit allen wahren Christen ins Herz und in den Mund legte, gesellte sich für unsere Familie noch die dankbare Erinnerung an die Befreiung aus der schrecklichen Gefangenschaft unter König Theodoros. Am Ostermorgen 1868 waren wir als Befreite ins englische Lager eingezogen. So war uns Ostern ein doppelter Freudentag. Nie versäumten es die Eltern, uns darauf hinzuweisen und hielten darauf den großen Erinnerungstag auch durch Wohltun und Freude, die wir andern bereiteten, zu heiligen.

Welch liebliche Fügung, daß wir seine irdische Hülle gerade am Ostertag zur Ruhe bestatten durften!

Eine gemeinsame Erbauungsstunde im großen Saale in Korntal, an der viele Brüder auch von auswärts sich beteiligten, vereinigte nachher die Leidtragenden. Bei der Auslegung des von seinem treuen Freunde Frasch gewählten Textes Jes. 35, 10 ff. wurden wir, — und das war so ganz seinem Sinne gemäß — aus dem irdischen Jammertal hinaufgehoben ins himmlische Zion, wo „ewige Freude und Wonne über dem Haupte der Erlösten sein wird, wo Schmerz und Seufzen entflohen sein wird".

Den Grabstein des nach 60 jähriger Tätigkeit für die Falaschas zur Ruhe des Volkes Gottes eingegangenen Missionars ziert, wie er selber es aufgeschrieben hatte, die Überschrift:

„Er ist unser Friede!"

Am Schluß das Psalm- und Prophetenwort:

„Mohrenland wird seine Hände ausstrecken zu Gott". Ps. 68, 32.

Sein Sinnen und Streben, sein Beten und Arbeiten galt immer und obenan dem Werk des Herrn in Mohrenland, auch wenn zu seinem großen Schmerz ihm das Wohnen und persönliche Wirken dort verwehrt war.

„Die Kinder Flads", so heißen die bekehrten Falaschas, erfuhren seinen Tod erst ein Jahr später und ihr Beileidsschreiben,

das vom Februar 1917 datiert war, wurde so lange von italienischen und englischen Kriegszensoren zurückgehalten, daß es erst im September 1919 in meine Hände kam. Der Brief lautet in der Übersetzung:

„Möge dieser Brief gelangen an Herrn Pastor Flad. Die Nachricht von dem schweren Leiden und dem Abscheiden unseres Vaters Flad hat uns sehr weh getan. Wir wollen uns aber dennoch immer freuen, daß er uns, den in Äthiopien wohnenden Israeliten, das Licht des Evangeliums gebracht hat. Er war für seinen Herrn und Heiland ein auserwähltes Rüstzeug. Die Worte der Offenbarung werden sich an ihm bestätigen: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an. Sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach." — Obgleich uns von ihnen Land und Meer trennt, dennoch sind unsere Gedanken und Gebete allezeit bei ihnen. Der Herr wolle Sie stärken, um das Werk des Herrn in diesem Lande, das Ihr Vater angefangen hat, weiterführen zu können und nicht aufzugeben."

Der Brief war von 15 eingeborenen Missionaren und Missionsgehilfen unterschrieben.

Seit Kriegsschluß habe ich brieflich wieder Fühlung mit dem lieben Bruder Argawi und seinen Mitarbeitern genommen. Sie fahren mutig und treu in ihrem Zeugnis unter Falaschas und abessinischen Christen weiter. Sie haben gegen viel Feindschaft zu kämpfen, und nach den letzten Nachrichten mußte Br. Argawi mit einigen andern sich nach der viele Wochen von ihren Stationen entfernten Reichshauptstadt begeben, um von der neuen Regierung die amtliche Erlaubnis für die Weiterführung der Falaschamission zu bekommen. Diese Erlaubnis geht auf die Zeit des Königs Theodoros zurück, sie ist von den folgenden Kaisern und Regierungen bestätigt worden. Die neue Regierung, die während des Weltkrieges sich an die Spitze des großen äthiopischen Reiches gesetzt hat, scheint für europäische Missionare toleranter zu sein als die Vorgänger. Nach Berich-

ten des Leiters der schwedischen Mission in Asmara, Eritrea, konnte diese Gesellschaft mit Erlaubnis der neuen abessinischen Regierung ihr Werk in der Landeshauptstadt Adis Abeba durch europäische Missionare, Missionsärzte und Lehrer stärken. Eine amerikanische Mission ist vom ägyptischen Sudan her, und zwar auf die Einladung eines abessinischen Fürsten, in das südliche Abessinien vorgedrungen und hat dort eine Missionsstation mit Spital gegründet. Von Jerusalem sandte mir ein hoher abessinischer Beamter durch einen Freund einen Gruß und ließ mir andeuten, die Zeit zur Wiederaufnahme der Falaschamission durch europäische Missionare sei gekommen.

So ist Grund zu der Hoffnung vorhanden, daß die von meinem seligen Vater ersehnte und erflehte Stunde nicht mehr fern ist, wo europäische Missionare den treuen eingeborenen Arbeitern, die so lange und so mutig und ausdauernd die Fahne Jesu Christi hochgehalten haben, zu Hilfe eilen können.

Mit freudigem Herzen habe ich die Aufforderung des Londoner Komitees angenommen, die Weiterführung und Leitung der Falaschamission in die Hand zu nehmen. Durch meine Geburt in jenem Wunderlande, durch die Leiden der Gefangenschaft, die ich als Kind mitgemacht, durch die genaue Bekanntschaft seit meinen Knabenjahren mit unsern lieben Abessiniern, besonders mit dem tüchtigen Argawi, ist mir jenes Werk von jeher ans Herz gewachsen. Da mich überdies der Krieg aus meiner langjährigen eigenen Tätigkeit in Tunis vertrieben hat, bin ich doppelt dankbar, nun das Erbe meiner seligen Eltern antreten zu dürfen. Möge ihr und des dreieinigen Gottes Segen auf allen weiteren Unternehmungen ruhen und das Wort sich immer mehr erfüllen:

„Mohrenland wird seine Hände ausstrecken zu Gott!“

Inhaltsverzeichnis.

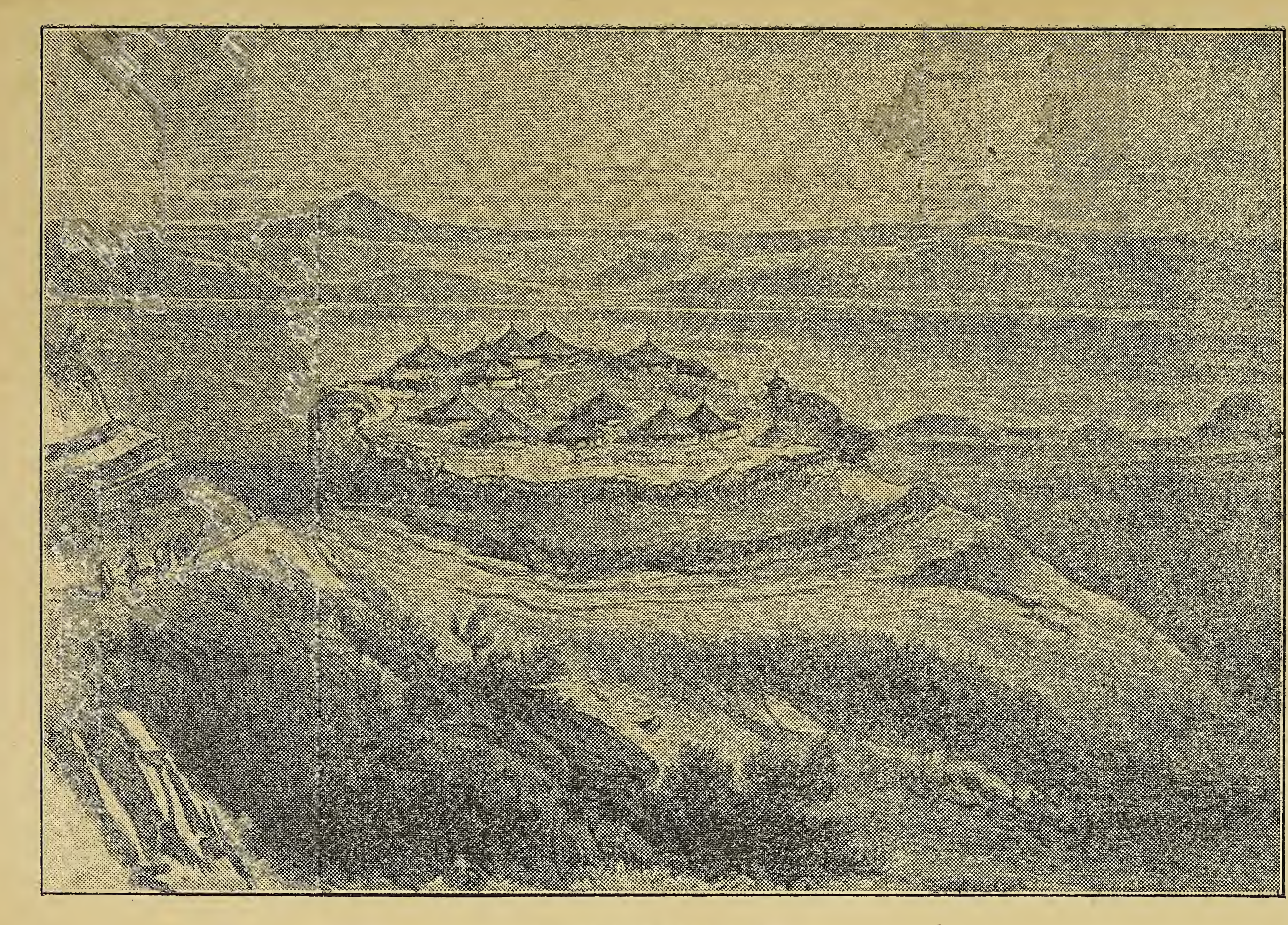


Theodoros I., König von Abessinien.



Die Felsenschlucht des Bäschilo bei Magdala.

Die Felsenfeste Magdala.



Abessinisches Dorf.


Ägypten
Wadi Halfa
Kerma
Abu Hammed
Nil
Berber
Atbara
Kassala
Eritrea
Massaua
Asmara
Omdurman
Khartum
Wad Medani
Gos Abu Guma
Sudan
Blauer Nil
Weisser Nil
Schilluk
Faschoda
Sobat
Gambela
Matama
Tigre
Adua
Axum
Semien
Antalo
Wogera
Gondar
Danakil
Aussa
Abo Kara
Schoa
Addis Abeba
Diredana
Harar
Kaffa
Abessinien
Adal
Somali Halbinsel
Brit. Somali-Land
Arabien
Rotes Meer
Port Sudan
Suakin
Salz Ebene
Assab
Aden
Golf von Aden
Obok
Benadir
Logh
Uganda
Rudolf See
Brit. Ostafrika
Albert See
Victoria Nil
Victoria Station
Victoria Nyansa
Indischer Ozean
Maßstab 1:12 000 000
100 0 100 200 300 400 500 km.

Abessinien.